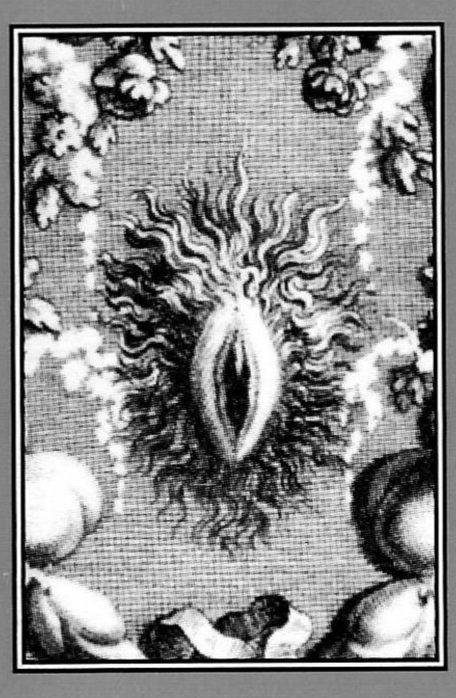
Weg und Ziel

Marxistische Zeitschrift

Nr. 2 • 1996 54. Jahrgang 40 Schilling

Liebe, Sex & Sinnlichkeit



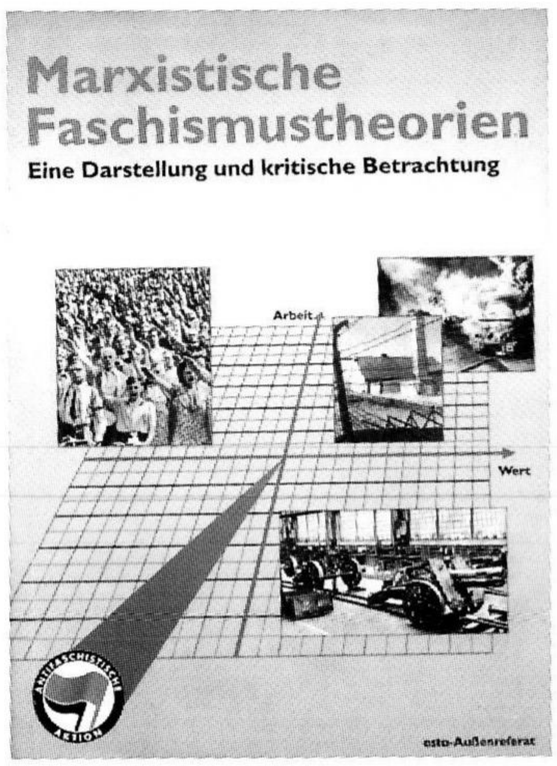
Marxistische Faschismustheorien

Eine Darstellung und kritische Betrachtung

Herausgeber:
Allgemeiner StudentInnenausschuß der Universität Göttingen
Redaktion:
AutorInnen-Kollektiv des autonomen Seminars „Einführung in die marxistische Philosophie: Faschismustheorien“ und Antifaschistische Liste Göttingen
144 Seiten, 3 DEM, 21 Schilling plus Versandkosten

Erhältlich
in Deutschland: Buchladen Rote Straße, z.H. Antifa-Liste, Rote Straße 10, 37073 Göttingen
in Österreich: Bei »Weg und Ziel«, Trattnerhof 2/14, 1010 Wien
(Für Österreich: Bestellungen bitte nur schriftlich, inklusive 31 Schilling in Briefmarken!!!)

Diese Broschüre enthält eine ausführliche Darstellung und sehr differenzierte Kritik folgender FaschismustheoretikerInnen:
Clara Zetkin über den Faschismus
August Thalheimer: Bonapartismus und Faschismus
Reinhard Kühnl: Faschismus als Bündnis
Kurt Gossweiler: Monopolkapital und Faschismus
Wilhelm Reich: Die Massenpsychologie des Faschismus



Theodor W. Adorno: Studien zum autoritären Charakter
Alfred Sohn-Rethel: Faschismus durch ein „Dilemma der Rationalisierung“
Wertkritischer Ansatz: Antisemitismus und Faschismus.

Abgerundet wird diese theoretisch höchst anspruchsvolle Arbeit mit dem ausführlichen Kapitel **Wertkritik und Konstitutionsproblematik**, in dem die HerausgeberInnengruppe die Grundlage ihres eigenen Ansatzes für eine Faschismustheorie darstellt.
Empfehlenswert für alle AntifaschistInnen und theoretisch Interessierten!

Johanna Hopfner / Hans-Walter Leonhard

Geschlechterdebatte. Eine Kritik

Klinkhardt-Verlag, Bad Heilbrunn 1996
236 Seiten, 252 Schilling, 34 DEM.

Inhalt

NATUR UND GESCHLECHT
Allgemeine Grundlagen der Evolutionsbiologie
Ungleichheit von Mann und Frau: Darstellung und Kritik humanethologischer Thesen
Eizellen, Samenzellen und die Folgen: Darstellung und Kritik soziobiologischer These
Grundsätzliche Fragen an die Evolutionsbiologie
Ergebnis und Folgerungen

GESELLSCHAFT UND GESCHLECHT
Sozialwissenschaftliche Aufklärung und Ideologiekritik
Sozialer Determinismus und feministische Systemkritik
Sozialisation oder: Ist die Ausprägung eines weiblichen/männlichen Sozialcharakters unvermeidlich?

SCHLUSSTHESEN
Zum Sinn und Unsinn der Geschlechterdebatte

Hans-Walter Leonhard hat in „Biologismus - Rassismus -Nationalismus“, herausgegeben von Gero Fischer und Maria Wölflingseder, den Beitrag „Diktat der Gene? Eine Kritik der Soziobiologie“ geschrieben.

Weg und Ziel

Marxistische Zeitschrift

Herausgeber:
Kommunistische Partei Österreichs

Redaktionskomitee:
Dr. Winfried Garscha
Dr. Lutz Holzinger
Dr. Günter Klodner
Mag. Julius Mende
Dr. Martin Potschka
Dr. Wolfgang Priglinger
Helmut Rizy
Dr. Maria Wölflingseder

Wenn nicht anders angegeben, leben und arbeiten die Autorinnen und Autoren in Wien.

Abonnement, Vertrieb und Redaktionsadresse:
Karin Springer, KPÖ,
Trattnerhof 2/14, 1010 Wien,
Tel.: 0222/533 60 23

Erscheinungsweise:
fünfmal jährlich

Abonnement-Preise:
5 Hefte 200,– S; 35,– DEM

Layout:
Matthäus Zinner

Druck:
Druckerei Resch & Vana
Lichtg. 10, 1150 Wien

Die nächste Nummer

erscheint im

Juli 1996

Themenschwerpunkt:

Globalisierung, Zweite/Dritte Welt

Inhalt

Nr. 2, Mai 1996, 54. Jahrgang

ÖSTERREICH

Zum aktuellen Anlaß: Sparpaket III 2

THEMA: LIEBE, SEX & SINNLICHKEIT

Einleitung: Maria WÖLFLINGSEDER 6
Romana HÖLL: Neue sexuelle Verhältnisse 7
Wilfried von BREDOW: Ordnung der Begierden 16
Franz SCHANDL: Versuchungen –
Skizzen über die Liebe und das Vögeln 20
Maria WÖLFLINGSEDER: Liebe und Sex in Zeiten
ohne Sinnlichkeit – Über die Verdinglichung des
Bewußtseins und die Mystifikation des Sexuellen an
Hand von Marx' Warenanalyse und Werttheorie 28
Julius MENDE: Sozialistische Sexualreform der 20er Jahre –
Experiment und Verhinderungsstrategien 37
Lenin und Zetkin über Sex 43
Anni DONNINGER: Sade als Pädagoge – Der abartige Marquis ... 44

ÖKONOMIE

Julius MENDE: Teure Bildung – wie teuer ist sie uns? –
Egalität versus Selektion –
Grundfragen der Bildungsökonomie 48
Ulrich PERZINGER: „Standort Deutschland" –
Befreiung von der sozialen Marktwirtschaft 51

ISRAEL

Helmut RIZY: Erinnerungen an den Kibbuz 54

BÜCHER

~~Krista Beinstein: Theater der Exstase~~
Paul Lafargue: Geschlechterverhältnisse
Slavoj Zizek: Hegel mit Lacan 61

Die Kupferstiche stammen aus *ARS EROTICA* – Die erotischen Buchillustrationen im Frankreich des 18. Jahrhunderts, herausgegeben von Ludwig von Braun. Die Männerfotos sind dem Bildband *MÄNNER* von Herlinde Kölbel entnommen, München 1984; die Frauenfotos aus *PARISER PIKANTERIEN* – Erotische Photographien um 1920, Köln 1993, sowie *THEATER DER EXTASE* von Krista Beinstein, Tübingen 1995.
Die Abbildungen zu den Kibbuzerinnerungen sind aus einem israelischen Buch aus dem Jahr 1961.

Zum aktuellen Anlaß: Sparpaket III*

Österreich wirkt in den Reaktionen auf das Sparpaket III gelähmt und zermürbt. Die Regierung hat die Maßnahmen blendend gegen Kritik immunisiert. Bisweilen aufflackernde Einwände wie der, es handle sich nur um ein „Notprogramm", werden fast betreten vorgebracht. Das Trommelfeuer einer holzschnitthaft-kantigen Begleitkommunikation zeigt Wirkung: Alle müssen Opfer bringen! Wer mehr verdient, zahlt mehr! Der Tanker Österreich liegt wieder auf Kurs!

Gewiß, das Sparpaket III bewahrt Österreich vor einer gefährlichen Staatskrise. Es vermeidet unerträgliche Einschnitte und sichert der Koalition eine Überlebenschance. Das ist viel – aber nur am Maßstab des „Besser als Nichts". Es nützt niemandem, alles in demütiger Bescheidenheit dankbar zur Kenntnis zu nehmen. Der Regierung ist jedes nur erdenkliche Werkzeug zugänglich, um eine optimale und nicht nur eine minimale Lösung zu entwickeln. Wer „Freunde des 21. Jahrhunderts" ins Leben ruft und ambitiös über die „Themen der Zeit" diskutiert, muß sich an höheren Latten wie Zukunftsbezogenheit, Reformbereitschaft und Diagnosefähigkeit messen lassen. So betrachtet wirkt das Paket aber recht mager. Bei aller Unübersichtlichkeit kennzeichnet doch ein roter Faden die Maßnahmen-Mixtur: Der Wille, ein Maximum an Finanzvolumen mit einem Minimum an Veränderungen zu erreichen.

Auf der zentralen Verteilungsideologie des Pakets schimmert der Rost der 60er Jahre. Die Annahme eines Umverteilungsbedarfs zwischen „besserverdienenden" und „schlechterverdienenden" Mittelschichten ist überlebt. Zwischen oberen und unteren Mittelschichten gibt es genug sozialen Ausgleich. Dort ist ganz im Gegenteil eine Stärkung von Leistungsorientierung und Qualifikationsanreizen geboten. Die verteilungspolitischen Anstrengungen sind hingegen dringend auf das unterste Viertel zu konzentrieren. Gerade hier werden aber gegenläufige Akzente gesetzt (Arbeitslose, Frauen). Weiters gewinnen horizontale Verteilungsfragen immer größere Bedeutung. Hier verweigert das Paket die erforderlichen Maßnahmen im Sinne eines Lasten- und Kostenausgleichs: zwischen Familien und Nicht-Familien, zwischen Autofahrern und Nicht-Autofahrern, zwischen Unternehmern, die Gesundheit am Arbeitsplatz ernst nehmen und anderen, zwischen Gegenwartskonsum und Belastungen künftiger Steuerzahler, zwischen Wohnungssuchenden und Beziehern von Sonderrenditen aus Grund und Boden. Das wären die neuen Verteilungskonflikte. Das Paket nimmt sie nicht zur Kenntnis.

Aus dem Weg gegangen ist man der mühsamen Aufgabe, Schwerpunkte zu setzen und die Maßnahmen ausreichend zu differenzieren. Es finden sich durchwegs grobschlächtige Pauschallösungen. Beispiele dafür sind der Einstellungsstopp im öffentlichen Dienst ohne jeden Bedarfsbezug oder der Wegfall der Familienbeihilfe für Studierende ohne Rücksicht auf die konkreten Studien- und Lebensbedingungen. Ein Schrotschußkonzept soll ganz bewußt alle treffen. Richtiger wäre es gewesen, Familien und Kinder, Wissenschaft und Forschung, Arbeitslose und schlechtverdienende Frauen, Alleinerzieher und Leistungsträger aus den Sanierungsbelastungen ganz herauszuhalten.

Thema Treffsicherheit: Die Verhandler unternahmen – in Ermangelung eines Konsenses zum Beispiel über einen generellen fünfprozentigen befristeten Steuerzuschlag – einen flotten und ergiebigen Rundgang durch den „Supermarkt" der Sozialleistungen und Abgaben. Diese Methode des Zugriffs auf viele höchst unterschiedliche sozial- und finanzrechtlichen Ansprüche führt dazu, daß es zu Mehrfachbelastungen kommt, hinter deren Gesamteffekt kein System steht und das daher ungerecht ist. Bei gleicher wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit zahlt der eine unterm Strich vier Tausender im Monat, der andere nur fünf Hunderter. Wo bleibt die Logik der vehement beschworenen Treffsicherheit, wenn Singles weniger zahlen als Alleinverdiener mit Familie und wenn Leute, die in Bildung oder Eigenvorsorge investieren, besonders belastet werden?

Der Rechtskultur in diesem Land, ohnehin ein zunehmend vernachlässigter Grundwert, wurde schwerer Schaden zugefügt. Man ändert handstreichartig aus ausschließlich fiskalischen Gründen Regelungen, die eine anerkannte Funktion (Normrationalität) haben. Man wirbelt das Rechtssystem durch die Hüftschüsse einer eiligen Geldbeschaffungsaktion durcheinander. Man ändert die Rahmenbedingungen für zentrale ökonomische und lebensbezogene Dispositionen der Menschen im Zick-Zack-Kurs. Jede minimale gesetzliche Änderung wird nach der österreichischen Rechtstradition gründlich begutachtet und beraten. Jetzt werden Änderungen der Rechtsordnung im Umfang von 100 Milliarden schlicht dekretiert und Kritik daran mit dem Stigma des „Aufschnürens" versehen.

Kein gemeinsames Zukunftskonzept

Nicht einmal versucht wurde schließlich, die enormen Anreiz- und Steuerungswirkungen, die ein 100-Milliarden-Paket enthält, mit überfälligen gesellschaftlichen Umbauten und Reformen zu verbinden. Die Koalition verfügt offenbar über kein gemeinsames Zukunftskonzept. Gäbe es einen Konsens zum Beispiel über die Ökologisierung des Steuersystems, die Entlastung der Arbeitskosten, die Schaffung von Grundsicherungen im Sozialsystem, den Umbau des Sozialstaats zu mehr Eigenvorsorge, dann hätten genau diese Ziele im Sparpaket ihren Niederschlag finden müssen. Die Regierung exekutiert das Diktat der Zahlen ohne strukturelle Weichenstellungen. Reine Konsolidierung kann aber keine nachhaltige Konsolidierung sein. Die Wiedererlangung eines ökonomisch-fiskalischen Gleichgewichts erfordert eine Auseinandersetzung mit den Ursachen der Finanz- und Budgetkrise. Reine Konsolidierung vermittelt auch keine Antworten in bezug auf

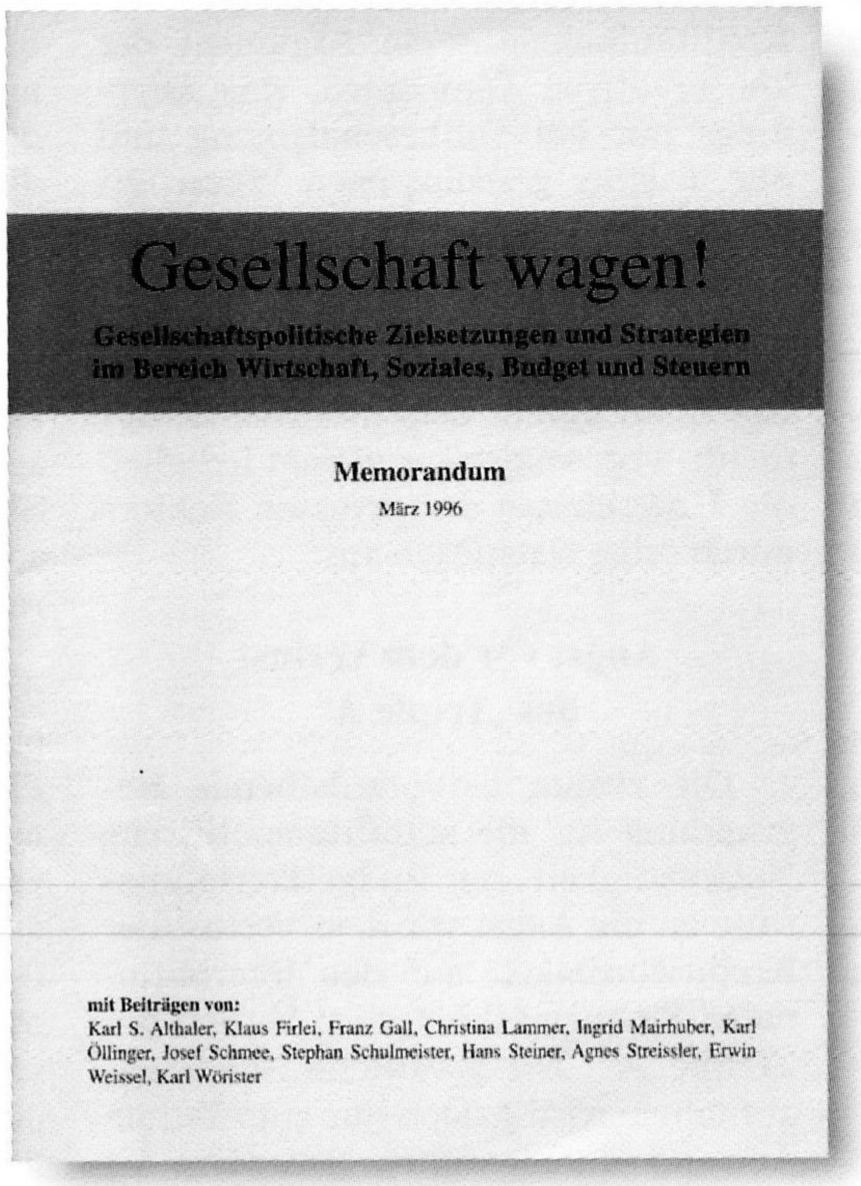
* Dieser Text stammt aus der Broschüre „Gesellschaft wagen! Gesellschaftspolitische Zielsetzungen und Strategien im Bereich Wirtschaft, Soziales, Budget und Steuern" herausgegeben vom Republikanischen Club Neues Österreich, Wien 1996.

Sinn und Zweck der Belastungen und keine Aussichten auf ein Ende der depressiven Nullsummenspiele, auf eine neue Ära, in der die Früchte der wachsenden Produktivität, Qualifikation und technischen Perfektion (wieder) geerntet werden können.

Politik muß Antworten auf die Rätsel der Zeit geben. Sie darf sich nicht hinter Zahlen und Sachzwängen verstecken. Warum kämpfen wir trotz steigender Produktivität und unermeßlicher technischer und qualifikatorischer Potentiale mit dramatischen Finanzkrisen, zunehmender Armut, Standortkrisen und immer kostspieligeren Wachstumsfolgen? Wer diese Frage nicht ernsthaft angeht, wird zum Gefangenen eines sich stetig verschärfenden Dilemmas. Er muß zwischen immer dramatischeren Zugriffen auf die Einkommen und einem Abschreiben der sozialen, ökologischen und kulturellen Qualitäten der Gesellschaft wählen. Es sind gerade die bitteren Diagnosen, die den Durchbruch ermöglichen und die melancholische Stimmung zerknirschter „Sparefrohs" (!) in eine den Begabungen dieses Landes angemessene Aufbruchsstimmung verwandeln könnten. Die „Lösungen" liegen in den Diagnosen, welche Dinge wir uns nicht mehr leisten können. Reparatur von Schäden statt deren Vermeidung; Überwälzung von Kosten statt Kostenwahrheit; Individualisierung statt lebensweltlicher Kooperation; Reduzierung der Nicht-Erwerbsarbeit statt deren gezielter Förderung; starr reglementierte und durch Nebenkosten zu teure Arbeit; ineffektive Organisation von Gesellschaft und Staat; Vernachlässigung der Informations- und Wissensrevolution. Erst wenn wir uns diesen Luxus schrittweise „nicht mehr leisten", wird eine Sanierung nachhaltig und von den Ergebnissen her sinnvoll und motivierend sein.

Diese Aufgaben kann ein Sanierungspaket nicht lösen. Es hätte aber dazu beitragen müssen. Dieses Paket langt kräftig zu. Aber es nimmt ohne Perspektive. Es bringt keine zukunftsbezogenen Potentiale zur Entfaltung. Möglichkeiten werden eher eingeschränkt (Ruhensbestimmungen, Werkvertragsabgabe). Die Schnitte sind besonders schmerzhaft, wo sie dringend zu vermeiden gewesen wären: Wissenschaft und Bildung, Frauen mit niedrigen Einkommen, Familien, Leistungsträger der oberen Mittelschicht.

Ein Konzept, Strukturreformen schleunigst nachzuholen, oder gar eine Verpflichtung dazu, liegt nicht vor. Es besteht die Gefahr, daß die ungebrochene Problemdynamik die fiskalischen Effekte des Pakets bald neutralisiert. Das 100-Millarden-Opfer wäre dann umsonst gewesen.



„Crash-Kurs" unlimited?

In der Phase des sogenannten „Austrokeynesianismus" bestand die Wirtschaftspolitik aus drei Säulen: der Hartwährungspolitik, der staatlichen Nachfragesteuerung und der Einkommenspolitik der Sozialpartner – orientiert am Ziel der Erhaltung der Vollbeschäftigung (Hans Seidel). Die Hartwährungspolitik wirkte als „Strukturpeitsche", indem sie vor allem exportorientierte Unternehmen zur Produktivitätssteigerung zwang. Gemildert wurden die Auswirkungen dieser Politik durch die Existenz eines gemischtwirtschaftlichen Systems, eine Reihe von wirtschafts- und exportfördernden Maßnahmen und in beschäftigungspolitischer Hinsicht durch das Vorhandensein geschützter Wirtschaftsbereiche. Aktive Arbeitsmarktpolitik wurde zu wenig und hauptsächlich zur Entlastung des Arbeitsmarktes eingesetzt. Die staatliche Nachfragepolitik bestand in der Bereitschaft, in Schwächeperioden der Konjunktur Defizite des Staatshaushalts hinzunehmen und über die Zeit hinweg die Staatsverschuldung nicht zu verringern. Die Einkommenspolitik der Sozialpartner folgte grundsätzlich der Leitlinie einer Konstanz der Verteilung zwischen Löhnen und Gewinnen – in konjunkturellen Schwierigkeiten wurden tatsächlich die Löhne stark zurückgehalten, um die Beschäftigung zu sichern.

Wenngleich die tragenden Säulen des wirtschaftspolitischen Systems nicht zusammengebrochen sind, so haben sich doch die Inhalte der Politik stark verändert. Ursachen dafür sind vorrangig: die Europäische Integration, die Veränderungen im Beschäftigungssystem und längerfristige Änderungen in der Verteilung der Einkommen und der Vermögen. Letztere waren gerade auch eine unbeabsichtigte Nebenwirkung des „Austrokeynesianismus": Die Besitzeinkommen sind durch die anhaltende Tendenz zur Staatsverschuldung stark gestiegen. Einkommen unselbständig Beschäftigter divergieren: „Gewinner" im Beschäftigungssystem waren generell die Beschäftigten in den geschützten Sektoren (einschließlich Beamte) und die männlichen Arbeitnehmer in den hochproduktiven Exportbranchen. Der Umbau des Beschäftigungssystems hat nicht nur die Arbeitslosigkeit ansteigen lassen, er hat zudem einen Strukturwandel von relativ sicheren Arbeitsplätzen (in der Industrie) zu weniger sicheren im Dienstleistungssektor (auch bei insgesamt gleichbleibender Beschäftigung gehen in Österreich pro Jahr 100.000 Arbeitsplätze verloren) mit sich gebracht. Die Lohn- und Einkommenspolitik hat sich diesen Veränderungen nicht angepaßt, das Instrument der Arbeitszeitverkürzung wurde nicht mehr in relevantem Ausmaß eingesetzt.

Die Kompensation von Arbeitsmarktrisiken erfolgte seit den 80er Jahren zunehmend über das Netz sozialer Sicherheit, zum Teil wurde sie ganz bewußt als Strategie eingesetzt (Frühpensionierung, Sonderunterstützung, Karenzgeld). Dies und die steigenden Ausgaben für die Staatsschuld haben zwar nicht die Staatsfinanzen zum Einsturz gebracht, aber die Akzeptanz von Budgetdefiziten und notwendigen Erhöhungen der Sozialabgaben deutlich verringert. Mit dem Beitritt zur EU wird sowohl die Wirtschaftsregulierung, wie auch die staatliche „Umverteilung" in Frage gestellt.

„Rette sich wer kann!"

An die Stelle einer abgestimmten, von Staat und Sozialpartnern gleichermaßen wahrgenommenen Verantwortung – eine wesentliche Grundlage für den Erfolg des „österreichischen Weges" – tritt heute das „Rette sich wer kann!" In einer Parallelaktion definieren sich der Staat und in ihrem Gutachten zur Budgetkonsolidierung auch die Sozialpartner als „Unternehmen". Das erstere könne nicht mehr ausgeben als es einnimmt (ungeachtet der Steuerhoheit des Staates), das letztere sorgt sich um Effizienz, gibt sich wirtschaftsliberal und zweifelt die Rolle des Staates an. Konkret wird dies durch die im Budgetgutachten der Sozialpartner (auf die sich die folgenden Aussagen stützen) geforderte Verringerung der Staatsquote und eine Erhöhung des privatwirtschaftlichen Anteils am Sozialprodukt. Das Mittel zum Zweck ist die Budgetkonsolidierung, die nicht nur als ohne Alternative dargestellt wird, sondern die es als optimale Strategie der Wirtschaftspolitik zu verkaufen gilt. Dazu einige Zitate:

- „Budgetkonsolidierung vermeidet Zinsauftrieb und erhöht die Kreditwürdigkeit";
- „Budgetkonsolidierung sichert die Währungsstabilität und Kaufkraftstabilität";
- „Budgetkonsolidierung sichert die erforderlichen Haushaltsspielräume für die bestehenden und künftigen Aufgaben des Staates, insbesondere zur langfristigen Finanzierung des Sozialstaates";
- „Budgetkonsolidierung sichert die Berechenbarkeit der Finanzpolitik";
- „Budgetpolitik sichert den Wirtschaftsstandort Österreich";
- „Konsolidierte Budgets fördern die Glaubwürdigkeit der Politik und sichern längerfristig den sozialen Frieden";
- „Budgetkonsolidierung ist die Sicherung von Österreichs Zukunft".
- (Gutachten zur Budgetkonsolidierung, S. 6 bis 11)

Abgesehen von dieser unglaublichen Zieldimension der Budgetkonsolidierung sind einzelne Begründungen dafür schlichtweg falsch. Es wird im Gutachten unterstellt, daß die Budgetdefizite des Staates bzw. seine Nachfrage nach Krediten den Zinsauftrieb fördern. Und dies angesichts der wahrnehmbaren Tatsache, daß die Zinsen international in den vergangenen Jahren eine fallende Tendenz aufweisen. Das theoretische Argument, das dahintersteht, ist die Verdrängung von privaten Krediten durch die staatliche Kreditaufnahme – ein Argument der konservativen Ökonomen, das allerdings nur bei Vollbeschäftigung und nur in einer geschlossenen Wirtschaft gilt. Beide Annahmen sind nicht gegeben, sondern durch die Kompensationsfunktion staatlicher Haushaltsdefizite auch kreislauftheoretisch falsch: Der Staat nimmt dem privaten Sektor nichts weg, sondern er gleicht lediglich die Überschüsse des privaten Sektors durch seine Nachfrage aus.

Angst vor dem Verlust des „Triple A"

Die zweite hervorzuhebende Begründung für die stabilitätspolitische Notwendigkeit der Budgetkonsolidierung ist die Angst vor dem Verlust der Kreditwürdigkeit auf den internationalen Finanzmärkten, dem Verlust des „Triple A". Die staatliche Schuldenaufnahme wird jedoch nur zum Teil im Ausland durchgeführt, außerdem ist der Verlust internationaler Bonität für ein reiches und modernes Land nicht sehr wahrscheinlich, wir haben sie ja (noch?). Das Argument hat sohin nur eine ideologische Funktion: Indem man die Gefahren der internationalen Finanzmärkte beschwört, werden eigenständige, gestaltende Aufgaben der Wirtschaftspolitik geleugnet.

Ernster ist das Argument der steigenden Zinslast in den staatlichen Haushalten. Ein steigender Anteil der Zinsausgaben verringert den Spielraum für sinnvolle, nützliche Ausgaben. Wie allerdings der Handlungsspielraum gegenüber den Zinsausgaben dadurch herbeigeführt werden sollte, daß man die sinnvollen, nützlichen Ausgaben kürzt, bleibt ein Rätsel, dessen Lösung die Sozialpartner nicht offenbaren. Wäre es da nicht besser, die Zins- und Vermögenseinkommen stärker und effizienter zu besteuern, um den Handlungsspielraum für Ausgaben zur Verringerung der Arbeitslosigkeit, der Verbesserung der Umwelt und dergleichen zu erhöhen?

Die Sozialpartner gehen jedoch noch einen Schritt weiter, indem sie behaupten, daß Budgetpolitik sozusagen einen dynamischen Effekt in eine positive Richtung hat. Wie jedoch allein die diversen Stellungnahmen der Wirtschaftsforscher belegen, führt Budgetkonsolidierung zunächst zu einer Verringerung staatlicher Aufträge für die Wirtschaft, zu einer Verringerung der Konsumnachfrage der Bevölkerung und damit zu steigender Arbeitslosigkeit. Durch Wachstumseinbußen und verringerte Steuereinnahmen einerseits und die Kosten steigender Arbeitslosigkeit andererseits werden allerdings auf Jahre hinaus Haushaltsspielräume (und Handlungsspielräume) verringert. Etwas einfacher und anschaulicher kann auch argumentiert werden: Budgetkonsolidierung schafft ein Diktat der leeren Taschen, sie füllt sie nicht, weil auch die Steuerquote gesenkt werden soll. Wie soll da zusätzlicher Haushaltsspielraum entstehen?

Das Argument mit der Sicherung des Wirtschaftsstandortes Österreich paßt zwar in die strukturkonservative Philosophie des Gutachtens, jedoch nur so gedacht, daß wir eine Politik wie Großbritannien oder wie die Länder Mittel-Osteuropas betreiben sollen. Damit begeben wir uns in der westeuropäischen Standortkonkurrenz auf eine Außenseiterschiene. In Westeuropa wird die Standortfrage hauptsächlich und zunehmend als Frage der „Standortqualität" definiert, in die nicht nur niedrige Steuern und Lohnkosten, sondern Flexibilität, Qualifikation und Infrastruktur eingehen.

Eine Position, die sich hauptsächlich an vermeintlichem „Staatsversagen" (Inflationsgefahr) und „weniger Staat" (Steuersenkung) orientiert, hängt der neoliberalen Wirtschaftsdoktrin der 80er Jahre nach und ist in dieser Form etwas aus der Mode. Freilich sind viele der derzeitigen Probleme durch Fehler und Versäumnisse der 80er Jahre bedingt: Die aus Inflationsphobie betriebene deflationäre Politik hat die Probleme des Staatshaushalts mitverursacht. Der Staat ist klassischer Inflationsgewinner und nicht Verlierer, wie die Sozialpartner in ihrem Gutachten meinen. Die Abwesenheit von Inflation und damit einhergehenden Steigerungen von Einkommen und Steuern hat die Haushaltsprobleme des Staates mitverursacht.

Ebenso mitverursacht wurden und werden die Probleme der Sozialhaushalte bzw. der Staatsausgaben durch eine strukturkonservierende Defensivhaltung der Sozialpartner, die allzuoft bei politischen Entscheidungen bremsen (etwa im Bereich der Gesundheitsausgaben) aber auch im Bereich der Steuern (die unzähligen Steuerbe-

günstigungen gehen oft auf Interventionen eines oder beider Sozialpartner zurück).

Echte Handlungskompetenz der Sozialpartner ist verlangt

Die Sozialpartner haben wenig Kompetenz bei der Beurteilung der Budgetkonsolidierung, aber auch bei ihren vorgeschlagenen Maßnahmen im Einkommens- und Sozialbereich (wie an anderer Stelle bereits kritisiert wurde) bewiesen. Zu ihrer Ehrenrettung sei jedoch angeführt: Es ist auch nicht die Aufgabe der Sozialpartner, sondern der Bundesregierung, den Staatshaushalt zu sanieren. Aufgabe der Sozialpartner wäre es jedoch, auf die sozialen Folgen der Budgetkonsolidierung hinzuweisen und diese zu minimieren. Hier ist echte Handlungskompetenz der Sozialpartner gerade im „eigenen" Bereich verlangt: in der Beschäftigungs-, Einkommens- und Strukturpolitik.

Die Sozialpartnerschaft ist keineswegs als obsolet zu bezeichnen, weil sie bei der Budgetkonsolidierung wenig zustande gebracht hat, im Gegenteil: Die Sozialpartner müssen in ihrer schwierigen Rolle als Modernisierer des Produktionssystems bei einer gleichzeitigen sozialen Abfederung der Auswirkungen der europäischen Integration zukunftsorientierte Strategien entwickeln, damit auch eine staatliche Wirtschafts- und Sozialpolitik bei geringeren Spielräumen funktionieren kann und nicht zu einem „Crash-Kurs" in einem wirtschaftlichen und sozialen Horrorszenario verkommt. Die Sozialpartnerschaft ist demnach nicht obsolet, sie ist für einen solchen Kurs unverzichtbar.

Voraussetzung für eine erfolgreiche Wirtschafts- und Sozialpolitik ist es, daß positive Ziele – wie vorrangig Vollbeschäftigung – formuliert werden und entsprechende Mittel wie Budget- und Steuerpolitik eingesetzt werden – und nicht umgekehrt die Mittel zum Ziel umfunktioniert werden. Eine Fortsetzung des „Crash-Kurses" unter Beteiligung der Sozialpartner würde dazu führen, daß die Sozialpartnerschaft sich quasi selbst abschafft.

Das Problem bei den Staatsausgaben sind nicht die Transferzahlungen im Sozialbereich, sondern die „Strukturkosten" der öffentlichen Verwaltung und der Leistungssysteme. Brauchen wir mehr Bildung oder mehr Polizisten? Brauchen wir neue Panzer oder mehr Kinderbetreuungseinrichtungen? Anstelle der budgetschönenden Auslagerungen von Leistungsbereichen sollten Anreizsysteme geschaffen werden, die bewirken, daß öffentliche Leistungen kostengünstiger hergestellt werden.

Schließlich wären die Sozialpartner zu beauftragen, Reformvorschläge in ihren angestammten Bereichen zu entwickeln, darunter auch Einsparungen an Arbeitslosengeld durch eine bessere Aufteilung der Arbeitsplätze auf mehr Beschäftigte, durch Druck auf privilegierte Lobbies im Gesamtinteresse von Wirtschaft und Gesellschaft, Reform der Sozialversicherung und vieles mehr. Eine echte Sanierung der Staatsfinanzen müßte aufgabenorientiert geplant werden, steuerpolitisch ansetzen, von einer beschäftigungs-, wirtschafts- und sozialpolitischen Reform ausgehen und von einem entsprechenden Interessenausgleich der bedeutenden gesellschaftlichen Gruppen getragen werden.

Moral von der Geschicht'

Die „soziale Frage" begleitet den Menschen von seiner Geburtsstunde an. Bei der Lösung des Verteilungsproblems, um das es hier geht, wird nur zu gerne mit Gerechtigkeit argumentiert, mit Moral, mit Menschlichkeit, mit Ethik. Selbst wenn derartige Argumente ehrlich und aufrichtig gemeint sind, können sie nicht über jene Schranken hinaus wirken, die uns die ökonomische Notwendigkeit setzt, denn mehr als vorhanden ist, kann nicht verteilt werden. An dieser Banalität scheitert beispielsweise Cabets ikarischer Kommunismus, denn wenn alle nach ihren Fähigkeiten leisten und nach ihren Bedürfnissen bekommen, muß offenbar vorausgesetzt werden, daß die Summe der Fähigkeiten aller ausreicht, die Summe der Bedürfnisse aller zu befriedigen, womit das zu lösende Kernproblem als gelöst vorausgesetzt wird. Wer was wie wann und warum produziert, kann als rein wirtschaftliche Frage behandelt werden, losgelöst von gesellschaftlichen Zusammenhängen, wie dies etwa Böhm-Bawerk tat, der immer wieder Robinson Crusoe auf seiner Insel bestimmen ließ, wie er sein Überleben gewährleisten sollte. Aber wer was wie wann und warum bekommt, macht – nach Lasswells berühmter Definition – das Wesen der Politik aus. Es ist dies eine Frage, die von der Gesellschaft zu beantworten ist.

Es läßt sich leicht zeigen, daß Produktion und Verteilung nicht voneinander zu trennen sind: Die Menschen reagieren nun einmal darauf, daß ihnen etwas weggenommen oder gegeben wird, und zwar in einer Weise, die ihre jeweilige Produktion beeinflußt. Zwar ist es theoretisch denkbar, daß sie darauf nicht reagieren, also nur ihren Konsum verringern oder vergrößern, aber das setzt eine Mentalität, eine Grundeinstellung voraus, die uns EuropäerInnen fremd ist. Wie einzelne reagieren werden, läßt sich nicht mit Sicherheit voraussagen; beispielsweise kann der, dem genommen wird (etwa durch eine Steuer), seine Leistung vergrößern, um die Einbuße wettzumachen, aber genausogut verringern, weil sich die bisherige Leistung nicht mehr lohnt, und der, dem gegeben wird (etwa eine Subvention), kann seine Leistung verringern, weil er weniger Mühe einem höheren Standard vorzieht, aber genausogut vergrößern, weil die Zubuße dafür die materielle Voraussetzung schafft.

Bezeichnen wir die Mittel, die den Unterhalt gewährleisten, kurz als Einkommen (auch wenn dieses aus Vermögensbesitz resultiert und dieser folglich gleichfalls als Mittel anzusehen ist), dann geht es darum, welcher Einkommenserwerb von der Gesellschaft gebilligt wird, was den betreffenden Personen das Überleben garantiert, und welcher Einkommenserwerb von der Gesellschaft verpönt wird, was die betreffenden Personen mit ihrem Untergang bedroht. Es liegt auf der Hand, daß sich die Überlegungen nicht auf die Sozialpolitik beschränken dürfen, sondern auch die Strafrechts- und/oder Kriminalpolitik umfassen müssen. Was als „Mißbrauch" angeprangert und beklagt wird, sollte ja verhindert werden und das gelingt nach herkömmlichen Vorstellungen durch Sanktionen, die durch das betreffende Verhalten ausgelöst werden. Wie immer, wird auch hier der Esel durch Peitsche und Karotte gelenkt.

Die offensichtliche Verquickung von Ökonomie und Moral, von Vernunft und Gefühl, von Strenge und Milde sollte uns gegenüber allen Forderungen, den Mißbrauch sozialer Einrichtungen einzudämmen, mehr als mißtrauisch machen, denn die Menschen denken zuallererst einmal an sich selbst, ohne daß sie deshalb gleich als extreme Egoisten anzusehen wären, und kaschieren dies meist sehr geschickt durch Hinweis auf Übelstände, die sie beseitigen wollen, ohne Abwägung, ob sie damit nicht neue Übelstände heraufbeschwören. ■

Liebe, Sex & Sinnlichkeit

Wie steht's um Liebe, Sex & Sinnlichkeit in Zeiten zunehmender Technisierung, Mediatisierung, in Zeiten zunehmenden ökonomischen Drucks? Liebe, Sex & Sinnlichkeit dienen in Zeiten der Sexgetränktheit im Allgemeinen und der Sex-, Kommunikations- und Berührungsfeindlichkeit im Besonderen oftmals einzig dem Zweck, das „schwarze Loch" zu stopfen. Das schwarze Loch, das „sich in einem bestimmten Alter in der Mitte des Lebens auftat, in das alles hineingesaugt wurde, und von da an wußte man für alle Zeiten, daß er da war, dieser dichte negative Fleck, und dennoch machte man weiter, zappelte sich ab, verdiente sein Geld, bekam ein paar Babys, ließ sich vollaufen und tat so, als wäre er nicht da, und sah nie direkt hin, wenn man es vermeiden konnte."[1]

Je weniger Liebe, Sex & Sinnlichkeit in heutiger Form, unter heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen gelingen können, desto krampfhafter wird versucht, ihren Schein aufrecht zu erhalten. In anderen Bereichen verhält es sich ähnlich:

Etwa bei Essen, Gesundheit, Ökologie oder Technisierung. ● Je mehr Junk-food wir tagtäglich in Hektik in uns hineinstopfen, desto höher steigt die Zahl der Gourmets-Tempel, der Haubenrestaurants oder die Zahl der Hochglanzmagazine, die sich der Zubereitung exquisiter, aufwendig zubereiteter mehrgängiger Menüs widmen. ● Je gesundheitsschädigender unser Alltagsverhalten ist desto verquerer der Fitneß- und Körper-Kult. Gesundheitsfarmen und Kurhotels haben Hochsaison. Unser schlechtes Gewissen ob unserer körperlichen Selbstbeschädigungstendenzen muß beruhigt werden. ● Je schneller Umweltzerstörung und Technisierung (Gentechnologie, Digitalisierung, Cyberspace) fortschreiten, desto mehr wird Öko, Bio, Natürlichkeit, Fortschritte in der Medizin sowie Sicherheit in jeder Hinsicht beschworen.

In unserem Schwerpunkt nähern wir uns dem Thema Liebe, Sex & Sinnlichkeit aus verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen, nicht nur aus der sexualwissenschaftlichen im engeren Sinne, die ja historisch vor allem mit den Disziplinen Medizin und Psychologie verbunden war. Rückblickend sei zur Sexualwissenschaft folgendes angemerkt: Im Mai 1933 wurde das Institut für Sexualwissenschaft in Berlin von den Faschisten zerstört. Auch die Weltliga für Sexualreform brach kurz danach zusammen. Das war das Ende der europäischen Sexualforschung, die ein halbes Jahrhundert lang eine gewichtige Rolle in der wissenschaftlichen Welt gespielt hatte. Nie hat sich die Sexualwissenschaft von dieser Zerstörung erholen können. Die bekannten Sexualwissenschaftler, darunter Magnus Hirschfeld, Max Marcuse, Wilhelm Reich, Sigmund Freud, mußten fliehen und starben im Exil. 20 bis 40 Jahre lang dauerte es, bis der Faden an jener Stelle wieder zaghaft aufgenommen wurde, an der er zerrissen worden war.[2]

Unser Schwerpunkt beginnt mit einer Beschreibung der historischen Entwicklung der sexuellen Verhältnisse aus soziologischer Sicht von Romana HÖLL. Aus dieser historischen Entwicklung leitet sie sehr anschaulich die Etablierung heutiger sexueller Gegebenheiten ab.

Wilfried von BREDOW, Politologe, befaßt sich mit dem Zwiespalt zwischen einerseits sexueller Befreiung, dem Wunsch die Begierden von ihren gesellschaftlichen Restriktionen zu lösen und andererseits der offensichtlichen Notwendigkeit, dabei wieder neue Restriktionen, neue Ordnungen aufzustellen. Aktuelles Stichwort: PorNo oder Sexual correctness.

Franz SCHANDL versucht sich an den „Versuchungen" „Liebe und Vögeln". Von Kant, Hegel, über die Analyse von Paglias Thesen, bis hin zu seinen ureigensten Theorien über Liebe und Sex reicht der interessante Bogen in bewährter dialektischer Herangehensweise.

Maria WÖLFLINGSEDER stellt die kaum rezipierte Sichtweise des Sexualwissenschaftlers Volkmar Sigusch vor, der gekoppelt mit Marx' Warenanalyse und Werttheorie die Verdinglichung des Bewußtseins und die Mystifikation des Sexuellen aufzeigt. Sein und Bewußtsein, Ökonomie und Psychologie, Geschichts- und Gesellschaftstheorien und Sexualwissenschaft können nicht als Getrennte betrachtet werden – andernfalls die gängigen „theoretischen Fetischisierungen" Ökonomismus, Soziologismus, Psychologismus, Biologismus wirksam werden.

In einem historischen Rückblick beschäftigt sich Julius MENDE mit der sozialistischen Sexualreform der 20er Jahre. Der damit in erster Linie verbundene Wissenschaftler, Wilhelm Reich, machte auf die von KommunistInnen vernachlässigten Bereiche Bewußtsein, Psyche, Subjektivität und Reproduktion aufmerksam. Jedoch wurden diese Bereiche von ihm genauso undialektisch vom Ökonomischen abgespalten und überbewertet, wie umgekehrt seine GegnerInnen die Bereiche Politik, Ökonomie oder Produktion einseitig überstrapaziert haben. Reich: „Wie es kommt, daß die psychische Struktur so genau zur ökonomischen paßt, das vertstehe ich auch nicht."[3]

Last not least bringt uns Anni DONNINGER die historische schillernde Figur des Marquis de Sade näher.

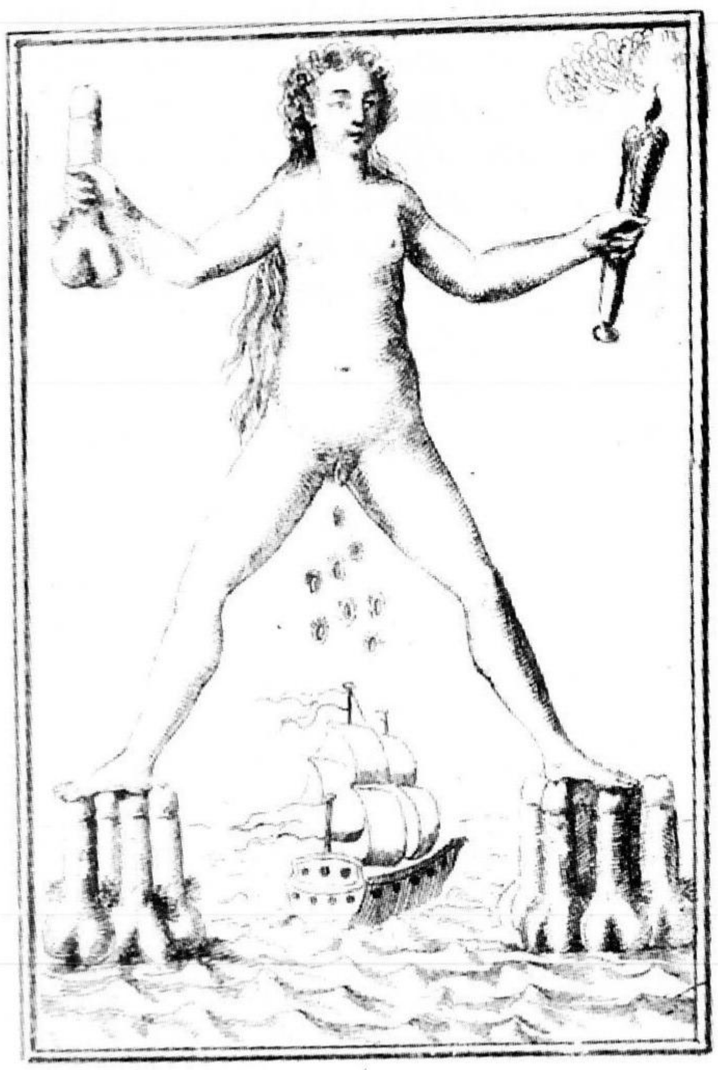
Maria Wölflingseder

1 Charles D'Ambrosio, in: „Das Kap", in seinem Band mit Erzählungen „Ihr wirklicher Name", Berlin 1995.
2 Vgl. Volkmar Sigusch, Vom Trieb und von der Liebe, Frankfurt/M. 1984, S. 182.
3 Wilhelm Reich, zit. nach: Antifaschistische Liste Göttingen, Marxistische Faschismustheorien, Göttingen 1995, S. 74.

Neue sexuelle Verhältnisse

Romana HÖLL

Unsere sexuellen und geschlechtlichen Verhältnisse befinden sich heute in einem grundlegenden Wandel. Nicht alles an diesem Wandel ist neu. Viele Veränderungen begannen vor Jahrzehnten, manche vor zweihundert Jahren. Und nicht alles ist augenscheinlich, einiges sehen wir erst auf den zweiten Blick. Schauen wir uns die Tendenzen, die diesen Wandel kennzeichnen, an. Dabei verweisen Geschlecht und Sex notwendig aufeinander.



Il faut passer par là pour entrer dans la vie

Wir gehen heute immer öfter Zweierbeziehungen ein, ohne einander zu heiraten, auch ohne zusammen zu leben. Wir lösen diese Beziehungen wieder und gehen neue ein. Wir haben mehr als nur eine einzige Beziehung im Leben. Wir, Frauen und Männer, die in der Mehrzahl heterosexuell sind oder uns doch dafür halten. Wir, in den kapitalistischen Industriegesellschaften des Westens, vor allem in den städtischen Mittelschichten. Unsere Zweierbeziehungen lassen sich in den traditionellen Kontext einer Ehe offensichtlich nicht mehr einbinden, davon wollen sie sich ja, allerdings zumeist unbewußt, abgrenzen, wie der französische Wissenschafter André Béjin skizziert. Die Beziehungsformen sind andere geworden.

Wichtigste Grundlage unserer Beziehungen sind „Liebe" und Sex. Doch nicht ohne Bedingungen und Widersprüche, wie Gunter Schmidt, Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, den sozialen Wandel der Sexualität in den letzten zwanzig Jahren beschreibt: Frauen fordern heute Grenzen ein, sind selbstbestimmter geworden und äußern ihre Wünsche. Dabei haben sie immer weniger sexuelle Lust (in Beziehungen mit Männern) und gestehen sich und anderen das auch eher ein. Männer sind eher bereit, auf die Wünsche von Frauen einzugehen, sie sind „romantischer" geworden und erleben ihren Sex heute weniger als „Trieb". Sie sind aber auch sexuell aggressiver geworden. Schmidt vermutet, daß es sich hier um einander entsprechende Phänomene handelt, um verschiedene geschlechtsspezifische Reaktionen auf gleiche gesellschaftliche Verhältnisse im Kontext der gegenwärtigen Geschlechter- und Gewaltdebatte, dem Zeitgeist des „Geschlechterkampfes".

Diesem Zeitgeist entsprechend, haben sich die Umgangsformen zwischen den Geschlechtern geändert. Die sexuellen Normen der Beziehung sind andere geworden. Der Sex muß ausverhandelt werden, der Umgang miteinander wird kontrollierter, damit aber auch unerotischer und asexueller. Schmidt: „Asexualität hat in der Präsenz allerheftigster Sexualreize stattzufinden, Interaktionsmoral (also ‚ausverhandeln', R. H.) hat sich gerade hier zu bewähren." Und Martin Dannecker, ebenfalls Sexualwissenschafter, meint: „Wir bewegen uns in einem Meer von Sex ohne die Empfindungen, die einmal als sexuelle Lust bezeichnet wurden, ohne Schaden für unsere Anständigkeit und ohne spürbaren Kampf gegen Anfechtungen."

Der Cybersex, also der Sex in der künstlichen Welt des Datenraums, ist wohl der deutlichste Ausdruck dafür, wie sich die geschlechtlichen Beziehungen und die sexuellen Normen geändert haben. Das hat sozial-ökonomische Ursachen und steht in einem sozial-historischen Kontext.

Wir Kinder der Moderne

Gehen wir vorerst in der Geschichte zurück, denn wir sind heute „sehr viel stärker Kinder des letzten Jahrhunderts" (Schmidt), als wir es ahnen. Wir versuchen heute geschlechtlich wie sexuell „Verhaltensweisen miteinander in Einklang zu bringen, die in der alten westlichen Gesellschaft (...) als unvereinbar galten" (Béjin).

Bis ins 18. Jahrhundert kam der Unterscheidung zwischen der „Liebe in der Ehe" und der „Liebe außerhalb der Ehe" allergrößte Bedeutung für die Regelung des Sexualverhaltens zu. Im 18. Jahrhundert, im Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus, erfuhr die eheliche Liebe einen grundlegenden Wandel. Dieser Wandel ist einerseits Grundbedingung heutiger Beziehungen und beinhaltet andererseits Paradoxa, die grundlegende Schwierigkeiten die Beziehungen heute ausmachen. André Béjin schreibt, daß wir mit der heutigen Lebensform der Zweierbeziehung „den (problematischen) Versuch vor uns haben, einander widerstrebende Komponenten des Ehelebens und der außerehelichen Bündnisse zu einer Synthese zu bringen." Diese Synthese versucht Béjin mit dem Ausdruck cohabitation juvénile, also jugendliches Zusammenleben, als Idealtypus zu fassen. Somit lassen sich drei „Idealtypen" gegeneinanderstellen: „der der ehelichen Liebe, die sich nach der Dauer und der Fruchtbarkeit der Verbindung bemißt; der einer außerehelichen Liebe, die auf Leidenschaft und Intensität gegründet ist und sich vor Fruchtbarkeit hütet; und schließlich der Typus eines jugendlichen Zusammenlebens, das von dem Eifer beseelt ist, ‚auf allen Hochzeiten zu tanzen' und sich keine ‚Gelegenheit' entgehen zu lassen."

Die Formen, in denen Menschen zusammenleben, sind immer Resultat dessen, wie sie auf ihrer jeweiligen Entwicklungsstufe die Produktion und Reproduktion ihres Lebens (MEW 21,

27), also letztlich der Nahrungsmittel und des Menschen selbst, organisieren. Auf Grundlage dieser jeweiligen Produktionsweise bringt die Gesellschaft eine entsprechende Lebensweise hervor (MEW 3, 21). Die Betrachtung der Produktionsweise und mit ihr der herrschenden Lebensweise, zeigt uns, wie weitgehend und unmerklich Gesellschaftliches in Privates eindringt, „wie wenig das Sexuelle ‚uns ganz persönlich' gehört, wie vergesellschaftet es ist" (Schmidt). Freilich ist bei aller gesellschaftlicher Formung, Normierung, Uniformierung zu beachten, daß „das Sexuelle immer auch individuell und einzigartig" ist und die „sexuellen und affektiven Regungen immer auch ‚uns ganz persönlich'" gehören (Schmidt). Die Menschen setzen sich immer bewußter mit ihrem Sexualverhalten und ihren Beziehungsformen auseinander. Dieser Aspekt der individuellen Entwicklung von Lebensgeschichten soll hier aber nicht thematisiert werden. Denn bei Betrachtung der heutigen Zweierbeziehungen besteht die Gefahr, diese Beziehungen nur als fortschrittliche Erscheinungsform der sexuellen Liberalisierung der letzten 25 Jahre zu sehen und dabei aus den Augen zu verlieren, „in welcher Art und Weise, in welche Richtung Sexualität, Beziehung und Liebe im Moment gesellschaftlich bewegt werden", so Schmidt. Denn: Wir „feiern als bewußten Akt, als bewußte Handlung, was zum Teil nur blinde Reaktion auf veränderte Verhältnisse ist".

Die feudale Familie

Zurück zu den feudalen Liebesbeziehungen. Die typische feudale Familienform ist die Produktions- oder Haushaltsfamilie. Für die biologische Familie als Fortpflanzungsgemeinschaft gab es keinen Begriff. Die Familie war eine Wirtschaftseinheit, eine Gruppe, die zusammenlebte und zusammen wirtschaftete.

Das Ziel war die Versorgung des „Ganzen Hauses", also aller Mitglieder. Sie umfaßte keineswegs nur Blutsverwandte verschiedenen Grades und verschiedener Generationen, sondern auch – selbstverständlich nur in den wohlhabenden Schichten – das Gesinde. Bei Armen und Reichen unterschied sich zwar die Größe der Familie oder des „Ganzen Hauses", nicht aber die Grundlage: das gemeinsame Wirtschaften im Haus und um das Haus herum. Der Zusammenhalt der Familie gründete sich auf den Produktionsprozeß, auf die Interessen der Familienallianzen bei den Reichen, auf die Absicherung gegen zukünftige Not bei den Armen. Schmidt: „Eine persönliche, auf Zuneigung und Liebe gegründete Partnerwahl hätte in vorindustriellen Familien zu wirtschaftlichen Katastrophen geführt."

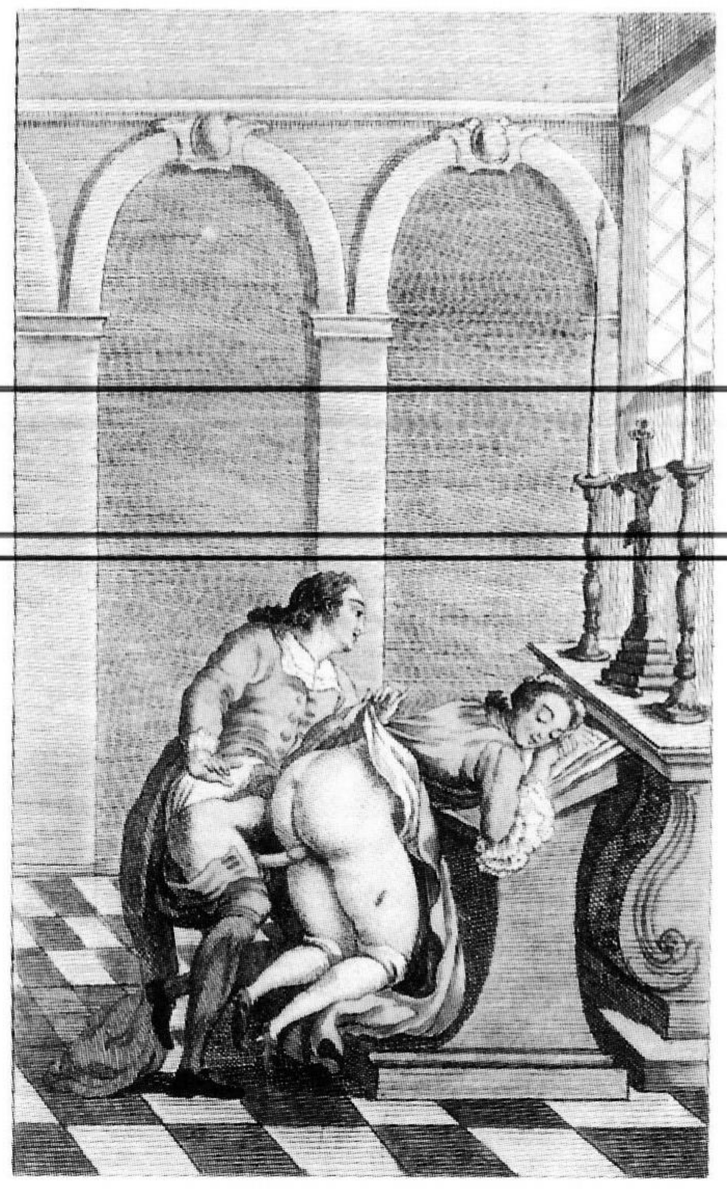
Zwei getrennte Liebeswelten

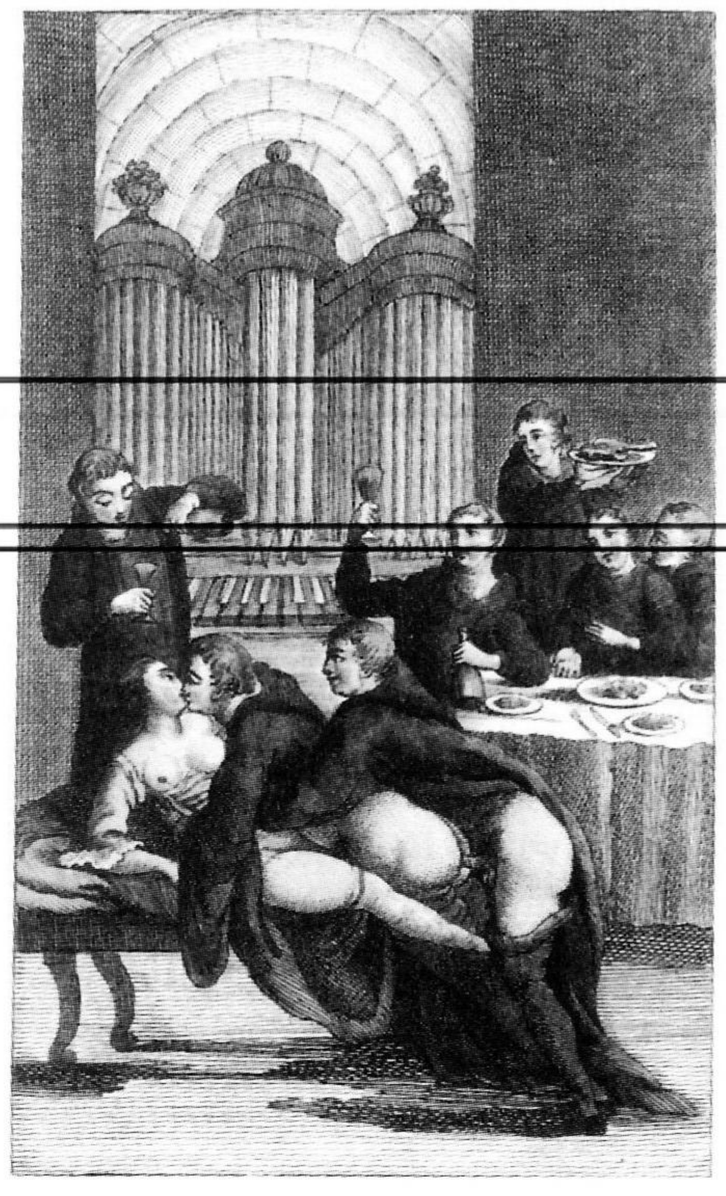
Diese Liebe, die sich auf den genannten sozialökonomischen Voraussetzungen gründete, war eine Liebe, in der Fortpflanzung und Leidenschaft grundlegend voneinander getrennt waren. Zur Verdeutlichung dieses Unterschiedes zwischen der „Liebe in der Ehe" und der „außerehelichen Liebe" führt Philippe Ariès Beispiele aus der jüdischen und griechischen Kultur an.

Für die Liebe in der Ehe ist deutliche Zurückhaltung vorgeschrieben, vor allem den Frauen. Rebekka und Isaak zum Beispiel: Rebekka blieb für den Gatten bis zur Hochzeitsnacht verschleiert. Anderen Männern durfte sie sich zeigen. Oder Jakob und Rachel: Jakob wurde mit Rachel getäuscht, er sollte eigentlich Lea heiraten. „Jakob bemerkte die Täuschung erst am nächsten Morgen, woraus wir ersehen können, wie sehr die Persönlichkeit der Liebenden in der geschlechtlichen Umarmung, der Kopulation, erlosch" (Ariès). Es entsteht eine „Gleichgültigkeit des Gefühls gegen die Person im Augenblick des Geschlechtsaktes", und diese Gleichgültigkeit wird durch die „Zurückhaltung, die es der Frau verbat, sich mit der provozierenden Leidenschaft der Kurtisane hinzugeben", begünstigt. Deutlich wird hier der Unterschied zwischen dem Gatten und dem Liebhaber. Der Liebhaber könnte niemals mit Schleiern getäuscht werden.

Oder: Alkestis und Admetos. Alkestis gibt ihr Leben für den Gatten, der durch die Götter für den Tod bestimmt ist, und rettet damit sein Leben. Ohne Seufzer und Tränen und ohne Furcht verabschiedet sie sich vom Herd, vom Bett, von ihren Kindern, der Dienerschaft und dem Gatten, (...) „und niemals lassen ihre Worte die Zurückhaltung der vollkommenen Frau vermissen, eine Zurückhaltung freilich, die nicht im Widerspruch zur Liebe steht, sondern diese bezeugt und sichtbar werden läßt" (Ariès).

In der Morallehre der Stoiker, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, hatte die Fortpflanzung den Vorzug bei der Rechtfertigung der Ehe. Die Christen übernahmen in großem Ausmaß Elemente der stoischen Moral, was etwa bei Paulus (er war verheiratet) nachzulesen ist, der die Liebe außerhalb der Ehe verurteilte. „Das Christentum war sogar versucht, auch die Ehe zu verwerfen (...), doch man widerstand den asketischen Postulaten geradeso wie den hedonistischen" (Ariès). Die Christen hielten am Recht auf die Ehe fest, stellten sie in





Der Kult des Präzedens

Die eheliche Liebe hat sich erst nach der Heirat im Laufe des Zusammenlebens entwickelt: Sie ist eine Aneignung. Selten spielten bei der Heirat Gefühle eine Rolle, meist war es – aus den erwähnten sozialökonomischen Gründen – Vernunft, die zur Ehe führte. Die Heiratsentscheidung war Ausgangspunkt dieser Liebe und besaß den Status eines „Präzedens", das heißt, „am Anfang stand stets eine Wahl, standen eine oder mehrere Handlungen, und diese Wahl mit den daraus resultierenden Handlungen band für immer" (Ariès). Das Präzedens war ein Kult: Es hatte religiöse Bedeutung, die Heiratsentscheidung erhielt damit einen besonderen Status, besondere Anerkennung. „Diese Anerkennung verhinderte, daß die Ereignisse vergingen oder sich wandelten, sie fixierte sie für immer" (Ariès). Die Ehe wurde damit unauflöslich. Die Unauflöslichkeit der Ehe steht also in engstem Zusammenhang mit dem Präzedens. „Es war einmal gewesen, und darum würde es immer sein; bloße Dauer könnte dem nichts hinzufügen. Weil das Präzedens gewesen war und nicht, weil es Dauer gehabt hätte, wurde ihm ein Wert zugeschrieben" (Ariès).

Die Anerkennung der Heirat, zuerst durch die Gemeinschaft, später durch die Kirche (Heiratsaufgebot), heißt, daß die Ehe Öffentlichkeit braucht, um existieren zu können. Andererseits, wie oben beschrieben, ist die Ehe eine intime, geheime Angelegenheit. Ariès unterscheidet hier zwischen privat und geheim. Das Private, als von der Außenwelt abgegrenzter Bereich, beinhaltet die Möglichkeit, zugänglich zu sein. „Das Geheime dagegen ist verborgen, als existiere es gar nicht." Die eheliche Liebe ist geheim, umgeben und geschützt von religiösem Schweigen. Wer dieses Geheime enthüllt, zerstört es.

Die Ehe wird leidenschaftlich

An dieser Schnittstelle zwischen Geheimnis und Öffentlichkeit beginnt sich die Ehe im 18. Jahrhundert zu wandeln. Die beiden traditionell gegensätzlichen Formen der Liebe nähern sich einander an. Es ist die Zeit der sogenannten großen industriellen Revolution zwischen 1760 und 1850. Die gewaltigen Umwälzungen, die mit der Industrialisierung einhergingen, betrafen nicht nur die Arbeit. Die Veränderung der Produktionsverhältnisse

der Rangordnung allerdings unter die Jungfräulichkeit. Die christliche Ehe hatte vor allem den Zweck, in einer wechselseitigen Verpflichtung der Gatten dem Geschlechtsakt Grenzen zu setzen. Zweifache Grenzen. Einmal durch die Ehe als Beziehungsform nach außen und ein zweites Mal innerhalb der Ehe. Die Lust außerhalb der Ehe war verboten (Ehebruch). Die Lust innerhalb der Ehe sollte „gelöscht", nicht erhöht oder gar verlängert werden. Die Mutterschaft spielt hier eine wesentliche grenzziehende Rolle. Paulus über die Frau: „Sie vor allem hat die Sünde in die Welt gebracht (...) die Mutterschaft kann sie retten." Paulus über den Mann: „So sind auch die Männer verpflichtet, ihre Frauen zu lieben wie ihren eigenen Leib. Wer seine Frau liebt, liebt sich selbst."

Mann und Frau werden also ein Fleisch sein. Und zwar trotz des Unterschieds und wegen ihrer Komplementarität. Die Frau ist dem Mann untergeordnet. „Die Unterordnung erscheint als die weibliche Ausprägung der ehelichen Liebe" (Ariès). Der Mann muß dem Verlangen der Frau zuvorkommen, sie darf es nicht zeigen, darf die Schuld (!) nicht einfordern.

Das sind die Merkmale, die bis ins 18. Jahrhundert den Unterschied zwischen der „Liebe in der Ehe" und der „Liebe außerhalb der Ehe" bezeichneten: Die Fruchtbarkeit und Zurückhaltung der Frau und Mutter und die Würde der Hausherrin.

durch die bürgerlichen Revolutionen erforderte auch neue Verhaltensweisen der Menschen. Oder, wie Norbert Elias es gesellschaftsmechanisch ausdrückt: Die „Verflechtungsordnung" verändert sich und mit ihr die „Trieb- und Affektäußerungen" der Menschen.

Mit zunehmender Arbeitsteilung in der Gesellschaft werden die Funktionszusammenhänge komplexer, die „Interdependenzketten der Menschen" (Elias) weiten sich aus, das heißt, die Abhängigkeiten werden größer. Mit der kapitalistischen Produktionsweise, dadurch also, daß die Fabrik zur Produktionsstätte wird, werden Arbeitsplatz und Wohnung getrennt. Man arbeitet nicht mehr dort, wo man wohnt und lebt. Das verändert die Familie grundlegend. Das „Ganze Haus" zerfällt. Das führt in allen Schichten zu einem Funktionsverlust der Familie: Sie verliert ihre Produktionsfunktion und damit eine wesentliche sachliche, existentielle Basis (Schmidt).

Das führt, zunächst im Bürgertum, zu einer dramatischen Veränderung des affektiven Klimas innerhalb der Familie. Die Familie, und nicht mehr das Gemeinschaftsleben, wird nun zum Ort für affektbezogene Bindungen und Emotionen. Die Familie wird zum abgegrenzten Ort, in dem Sexuelles legitimiert passieren kann, sexuelles Verhalten wird „hinter die Kulissen des gesellschaftlichen Lebens" (Elias) verdrängt. Die Bedeutung der Familie verschiebt sich in den Reproduktionsbereich. Dort wird die Familie nun un-

entbehrlich für die konkrete Lebensbewältigung – die Versorgung der Grundbedürfnisse, die Kinderaufzucht, die Erholung.

Es kommt im 19. Jahrhundert vorerst zu einer Emotionalisierung und am Beginn des 20. Jahrhunderts zu einer Erotisierung der Ehe. Es entsteht „ein Eheideal, das es den Ehegatten zur Pflicht macht, einander wie Verliebte zu lieben – oder wenigstens so zu tun. Die außereheliche Erotik hat Eingang in die Ehe gefunden und die traditionelle Zurückhaltung zugunsten der Leidenschaft und auf Kosten der Dauer verdrängt" (Ariès). Alte Merkmale der ehelichen, „vernünftigen", Liebe sind hinderliche Reste. Es gibt heute „nur noch eine Liebe", so Ariès

weiter, „die leidenschaftliche und stark erotisierte Liebe", die man nun aber gleichzeitig zur Bedingung dauerhafter Beziehungen macht. Jedoch: „Die leidenschaftliche Liebe kennt keine Dauer." Und auch Elias beschreibt den Widersinn dieser neuen Form von Gebundenheit: „Die gesellschaftliche Meinung verurteilt nun ganz streng jede außereheliche Beziehung der Geschlechter, Mann und Frau werden Gefangene der Ehe." So gibt es Befreiungen von einer Form der Gebundenheit, die stark oder unerträglich drückt, zu anderen Formen, die als weniger drückend empfunden werden. „Die Scheidung (...) bezeichnet das reguläre Ende eines Gefühls" (Ariès) und ist nicht die Korrektur eines Irrtums. Ursprung und Art der Bindung (wie beim Präzedens) zählen also heute wenig, worauf es ankommt, ist ihre Dauer als solche. Das heißt, die Ehe kommt zustande durch die Tatsache der Dauer, nicht durch den Akt am Standesamt. Schmidt: „Dauer und Leidenschaft versucht unser modernes Eheideal zusammenzukitten und verlangt damit die Quadratur des Kreises." Und Gunter Schmidt weiter: „Wir sind für Philippe Ariès die ersten Menschen in der Weltgeschichte, die das Paradoxon anstreben, eine auf Dauer angelegte – diese Idealvorstellung besteht ja noch immer – Beziehung, die Ehe, auf etwas eminent Flüchtigem und Unzuverlässigem, nämlich Gefühl, lebendig spürbare Liebe und Leidenschaft, zu gründen. Wir sind allerdings dabei, dieses Paradoxon kollektiv zugunsten des Gefühls und zu Lasten der Dauer zu lösen."

Die leidenschaftslose Leidenschaft

Doch die Leidenschaft wird leidenschaftsloser. Anhand vieler Beispiele von Verhaltensweisen in den westeuropäischen Oberschichten vom Feudalismus bis zum 19. Jahrhundert beschreibt Elias diese Veränderungen des Trieb- und Affektlebens. Es sind nicht einfach Veränderungen der Sitten oder der sozialen Normen, es sind tiefgreifende Veränderungen der Persönlichkeitsstruktur. Affektäußerungen, oder was davon übriggeblieben ist, rücken hinter die Kulissen, werden weniger öffentlich, werden privatisiert. Langsicht, also planende Vorausschau, und das Aufschieben von Bedürfnissen werden neue Tugenden. Der Mensch geht auf Distanz zu seinen Affekten.

Diese Dämpfung der Affekte und Emotionen zeigt sich etwa daran, wie die Scham- und Peinlichkeitsgrenze unaufhaltsam vorverlegt beziehungsweise erniedrigt wird. Unter anderem am Beispiel der ehelichen Geschlechterbeziehung zeichnet Elias die Veränderungen der Standards des Schamgefühls nach. Im 14. und 15. Jahrhundert war es in der Hochzeitsnacht Brauch, daß das Brautpaar von den Brautführern ins Schlafgemach begleitet und entkleidet wurde. „Das Brautbett mußte dann in Gegenwart von Zeugen beschritten werden, sollte die Ehe gültig sein." Im 17. Jahrhundert war es bereits üblich, daß sich die Brautleute angezogen auf das Bett legten, sie wurden aber noch von den Brautführern begleitet. Im 19. und 20. Jahrhundert verschwindet die öffentliche Teilnahme (Brautführer), aber auch das öffentliche Zeigen der Nacktheit ganz.

Die soziale Kontrolle der Emotionen verlagert sich dabei vom Fremdzwang zum Selbstzwang (Elias) durch die Verinnerlichung gesellschaftlicher Erwartungen – „und hierfür waren die emotionalisierten Bindungen innerhalb der Kleinfamilie eine unerläßliche Voraussetzung" (Schmidt). Diese Emotionalisierung in den „befriedeten Räumen" der Kleinfamilie war, wie Elias nachweist, einerseits eine gedämpfte, distanzierte, kontrollierte, andererseits aber auch eine differenzierte. Die Gefühle werden vielfältiger und schattierungsreicher. Wir werden nun nicht mehr von unseren Gefühlen beherrscht, sondern beherrschen unsere Gefühle.

Eine der wichtigsten Konsequenzen der „Zivilisationskurve der Geschlechtlichkeit", so Elias, ist die Ritualisierung von Sexualverhalten: „Die Sexualität, wie alle anderen natürlichen Funktionen des Menschen, ist eine der Erscheinungen, von denen jeder weiß und die zum Leben jedes Menschen gehören; man hat gesehen, wie sie alle sich allmählich derart mit soziogenen Scham- und Peinlichkeitsgefühlen beladen, daß selbst das bloße Sprechen von ihnen in Gesellschaft durch eine Fülle von Regelungen und Verboten immer stärker eingeengt wird; die Funkionen selbst, wie jede Erinnerung an sie, werden von den Menschen mehr und mehr vor einander verborgen gehalten." Wo dieses Verborgenhalten nicht möglich ist, wie etwa bei einer Hochzeit, wird ein genau ausgearbeitetes, gesellschaftliches Ritual inszeniert, den „Schamstandard wahrende Sprechformeln" (Elias) verheimlichen die Sexualität.

Die Kleinfamilie im Netz der Sexualität

Aber die Lust, von der man nicht spricht, ist nicht eine bloße Verinnerlichung gesellschaftlicher Standards, sie ist, wie wir seit Michel Foucault wissen, wesentlich mehr: Diese Rituale,

aber auch die Regelungen und Verbote bringen den Sex erst „zum Sprechen" und halten ihn mehr denn je im Diskurs. Die („sexualfeindliche") Kleinfamilie wird zum Hauptfaktor der Sexualisierung, zum „Brennpunkt" des Dispositivs der Sexualität. Darunter versteht Foucault ein strategisches Netz aus Technologie, Wissen und Praktiken, von Kontroll- und Regulierungsinstanzen, das sich mittels der „Idee ‚des Sexes'" um den Körper und die Lüste zentriert. Die Sexualität, als Erkenntnisbereich, ist bürgerlich. Sie löst die Ordnung der Familienallianzen des Feudalismus ab. In diesem Sinne ist die Sexualität quasi als (politische) Institution zu denken, die erst durch den „imaginären Punkt" des Se-

xes funktioniert. Der Sex, das ist unser Verhalten, das wir als „Idee", als Abstraktion der Lust geltend machen. Diese Idee des Sexes bringen wir, weil wir den Sex wissen wollen, als Geheimnis immer wieder hervor. Wobei gilt: In diesem Zusammenhang läßt sich Sexualität nicht in Begriffen von Unterdrückung und Befreiung fassen – bei aller auch vorhandenen Unterdrückung. Solange wir zwischen „Sex" (als imaginärer Instanz) und Sexualität (als Erkenntnis- und Wissensbereich) nicht unterscheiden und den Sex als Geheimnis, verborgen in den kapitalistischen Bedingungen, vermuten, bleibt „Sex" der innerste Zugriff auf unsere Lust. Es bleibt verdeckt, was die Macht (verstanden als produktives Kräfteverhältnis und nicht als Gesetz und Verbot) macht.

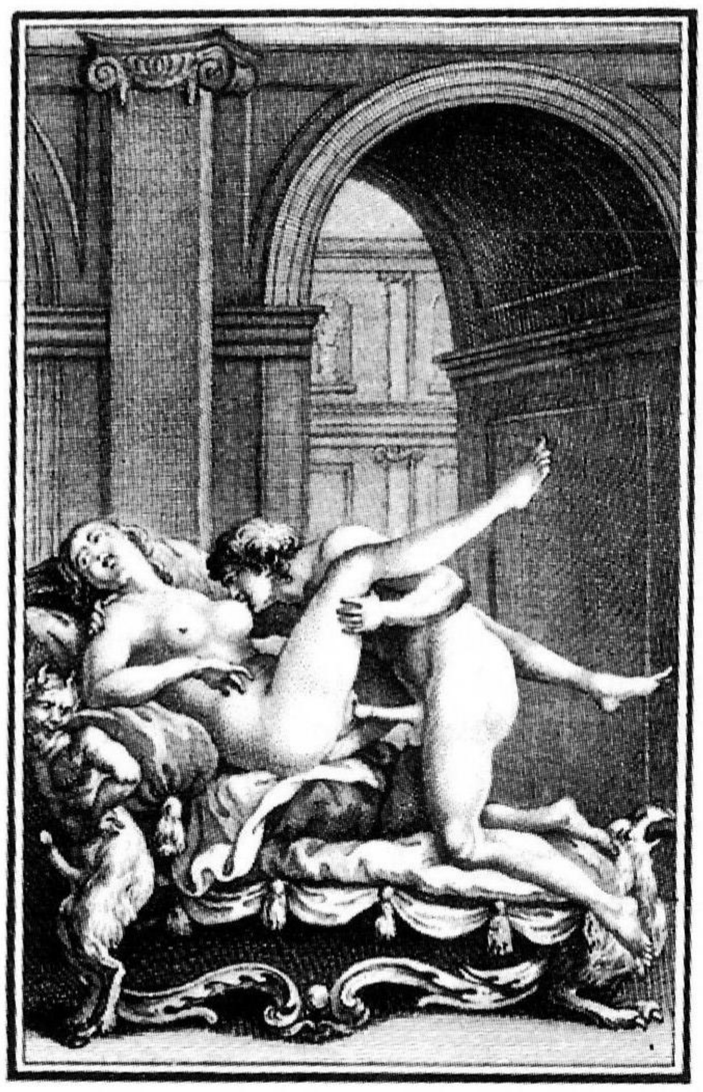
Die „Befreiung" des Sexes von der Ehe

Im Prozeß der sexuellen Liberalisierung der letzten 25 Jahre wird in unseren hochindustriellen Gesellschaften Sex nun aufgefaßt „als eine besonders wichtige Grundlage von Liebesbeziehungen, seien sie, und das ist neu, ehelich oder nicht" (Schmidt). Die emotionalen Bindungen werden immer bedeutender für den Zusammenhalt von Beziehungen, sie kompensieren die verlorengegangene Produktionsfunktion. Noch für die Sexualreformbewegung der 20er Jahre war die Bindung der Erotik an die Ehe wichtig. Heute ist Sex von der Institution Ehe freigesetzt – „keineswegs aber von Liebe und Zweierbeziehung" (Schmidt). Diese Freisetzung des Sexuellen von der Ehe ist eine zwangsläufige, langfristige Folge der Entwicklung der letzten zweihundert Jahre. Die nichteheliche Lebensgemeinschaft ist nichts anderes als eine weitere Etappe in dem sich bereits seit Jahrhunderten vollziehenden Individualisierungsprozeß, also eine notwendige Konsequenz der Liebesehe (Schmidt).

Mit diesem Prozeß des Bedeutungsgewinns des Sexuellen für Beziehungen geht gleichzeitig eine weitere Funktion der Familie verloren: Die Reproduktionsfunktion. „Nach dem Funktionsverlust im Produktionsbereich vor hundert bis zweihundert Jahren haben Familie und Zweierbeziehung in den letzten Jahrzehnten, vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg, auch ihre Funktion für den Reproduktionsbereich weitgehend eingebüßt" (Schmidt). Für das gemeinsame Überleben sind Ehe und Zweierbeziehung heute entbehrlich, wenn nicht überflüssig geworden. Die Partner sind im Versorgungsbereich immer weniger aufeinander angewiesen, zumindest in der Mittelschicht: Verschiedene Entwicklungen der letzten Jahre, wie gesellschaftlicher Wohlstand, öffentliche Dienstleistungen oder auch die Wohn- und Küchentechnik entlasten Zweierbeziehungen zunehmend von gemeinsamen materiellen und existentiellen reproduktiven Aufgaben (Schmidt).

Sex als Ersatz

Die Partner werden unabhängiger voneinander und gleichzeitig sind Ehen und Zweierbeziehungen heute sehr viel abhängiger von Emotionen und Sexuellem, als sie es jemals waren. Sexuelles erhält kompensatorischen Charakter. „Sexualität und Gefühl müssen verlorengegangene handfeste Funktionen von Beziehungen ersetzen und Selbstwert- und Lebendigkeitslücken stopfen" (Schmidt). Ein neuer Normierungs- und Sinngebungsdrang setzt ein, und zunehmend wird Emotionales, Innerliches für den wesentlichen Teil der Realität gehalten. Die zwei, oben genannten, paradoxen Entwicklungen seit Mitte des 18. Jahrhunderts finden wir hier wieder: Einerseits soll das Gefühl der Liebe an dauerhafte, feste Beziehungen gebunden werden, andererseits flauen die Gefühle, mit zunehmender Wichtigkeit des Sexuellen für die Beziehung, ab.



Und in einer Synthese der Verhaltensweisen zweier, bis zum 18. Jahrhundert gegensätzlicher Lebensformen, skizziert Bèjin, soll ein neues Zusammenleben gefunden werden: Die Dauer heutiger Zweierbeziehungen ist nicht so kurzlebig wie früher außereheliche Beziehungen, sie ist aber auch nicht als endgültige Verbindung angelegt. Die soziale Anerkennung ist eine Quasi-Billigung durch die Gesellschaft, ohne den offiziellen Charakter des Eherituals. Wesentliches Ziel der Beziehung ist eine gewisse Homogamie, keine Promiskuität. Es ist ein Wunsch nach Schutz vor Einsamkeit und Langeweile und ein Streben nach Lust. Die Aufgabenteilung in der Beziehung vereint eine gewisse Komplementarität mit der Suche nach „Gleichheit". Es gibt keine Norm ab-

soluter Treue, (geistige) Liebesbeziehungen, die über (körperliche) „Affären“ hinausgehen, gefährden allerdings den „egalitären“ Charakter der Beziehung. Im Ausdruck der Gefühle sollen „Maß“ und „Übermaß“ vereint werden: sich nicht zu sehr in die Beziehung verwickeln und doch offen und loyal sein; der Partner (die Partnerin), soll zugleich Geliebter, Gatte und Freund, Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Vertrauter und Beichtvater sein. Sexuell soll kein Besitzanspruch gelten und doch ein Recht auf ungehinderte sexuelle Entfaltung. Die Möglichkeit, ein Kind zu haben, wird in die Beziehung miteingeschlossen, doch zeitlich immer wieder hinausgeschoben. Das affektive Feld bleibt nicht auf das Paar beschränkt, es steht aber doch im Mittelpunkt.

Korrekt und lustlos?

Paarbeziehung und Sexuelles sind mit diesem Versuch der Verhaltenssynthese hoffnungslos überfrachtet. In diesem Sinne spricht Schmidt von einer weit fortgeschrittenen Entsexualisierung der heterosexuellen Welt und einer Neukodifizierung des sexuellen Umgangs miteinander. In einer Welt allerheftigster Sexualreize, wie sie uns etwa der Markt der Pornographie präsentiert, hat der alltägliche sexuelle Umgang miteinander überschaubar, berechenbar, vorhersagbar und risikolos (!) geregelt zu sein. Ein neuer Rationalisierungsschub des Sexuellen – verglichen mit der Zeit der Herausentwicklung der Kleinfamilie – ist notwendig geworden. Der Begriff „Leidenschaft“ ist heute obsolet – so obsolet wie der der „sexuellen Sünde“ (Schmidt), an seine Stelle sind Kataloge sexueller Korrektheit getreten. Also ein neuer Sexualkodex, eine Neuordnung unseres zweigeschlechtlichen Umgangs miteinander. Die neue Moral ist eine Verhandlungsmoral, eine Interaktionsmoral: Der ausdrückliche verbale Konsens ist die zentrale Kategorie. „Explizite Fragen und explizite verbale Zustimmung für jede neue Ebene des sexuellen Kontakts, also: ein klares ‚Ja‘ zum Kuß, zur Körperberührung, bei jeder erogenen Zone, zu jeder Form der Stimulation“, erklärt Gunter Schmidt dieses Prinzip. Es gibt US-amerikanische Colleges in denen solche Verhaltenskataloge, mit Auflistung für beide Geschlechter und alle sexuellen Orientierungen, existieren. Die moralische Grenze verläuft dabei zwischen „ausgehandelt und nicht ausgehandelt“ und nicht zwischen Oralverkehr und Genitalverkehr, nicht zwischen homosexuell und heterosexuell, nicht zwischen polygam und monogam.

So wird die (bisherige) Sexualmoral, als Moral der Bewertung sexueller Handlungen und Praktiken, abgeschafft und durch die Interaktionsmoral ersetzt, wo es, so Gunter Schmidt, im Sinne des Aushandelns (ein liberaler Aspekt), um eine Moral der Art und Weise des Zustandekommens sexueller Handlungen und Praktiken geht.

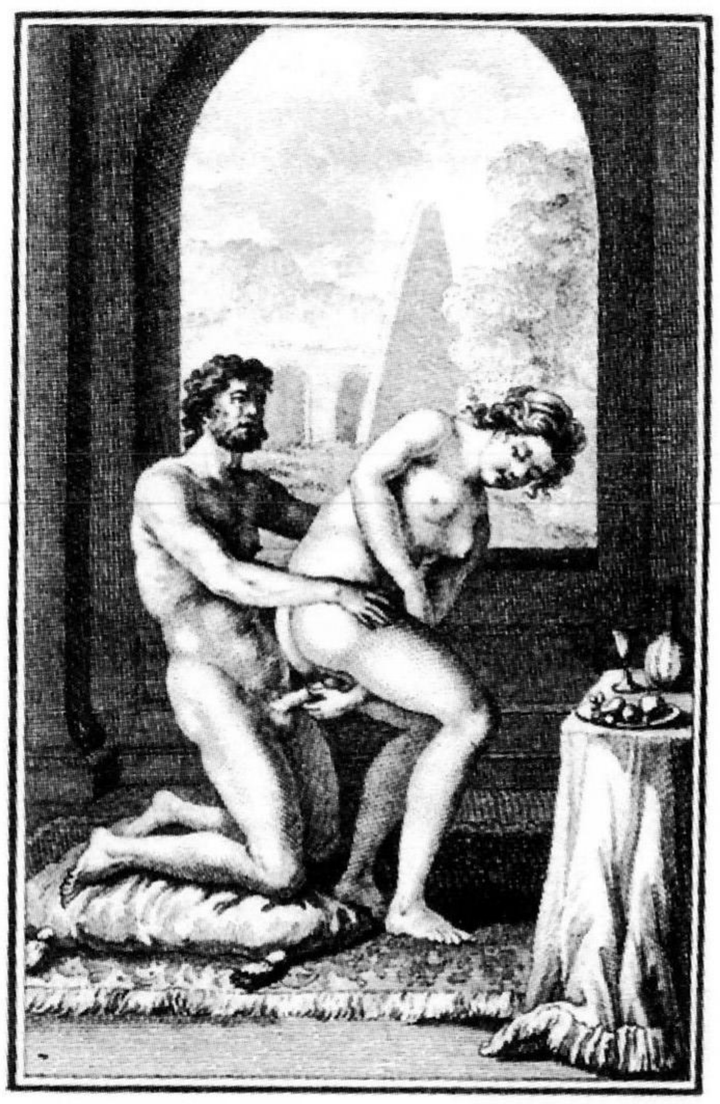
Reale Grundlagen der neuen Moral

Freilich: „Es sind nicht Sittenverfall, Leichtlebigkeit, Egoismus, aber auch nicht nur Emanzipationsstreben der Menschen, die das Paar in die gegenwärtige schwierige Lage brachten, sondern tiefgreifende Veränderungen der Lebensumstände“ (Schmidt). Arbeitslosigkeit, berufliche Perspektivlosigkeit, Aids, Menschenhaß, Intoleranz: gesucht wird Sinn in der allgemeinen Sinnlosigkeit, die uns zu umgeben scheint.

Diese einschneidenden Veränderungen materieller Grundlagen erleben wir in Österreich seit etwa Mitte der 80er Jahre. War bis in die 70er Jahre hinein die Zeit gekennzeichnet durch Beschäftigungswachstum, niedrige Arbeitslosigkeit und Einkommenszuwächse, so haben wir es nun seit einem Jahrzehnt mit sichtbarer Ausgrenzung aus dem sozialen Leistungssystem und zunehmendem Verarmungsrisiko (Anstieg der Langzeitarbeitslosigkeit) bei gleichzeitigem Anstieg des „Wohlstandes“ zu tun. Der Kontext dieser Situation ist charakterisiert durch: tiefgreifende ökonomische Veränderungen, Entkoppelung von Wirtschaftswachstum und Beschäftigungswachstum, Arbeitsmarkt- und Budgetprobleme.

Die herrschenden moralischen Prinzipien heute heißen: Ungleichheit und Ungerechtigkeit, Korruption und Vorteilsnahme, Leistungsterror und Ellbogenmentalität. Und diese allgemeinen moralischen Prinzipien haben ihre Entsprechung im Sexuellen (Amendt). Sex und „Liebe“ sind zu wichtigen Erlebniswaren geworden und bringen als solche die Trivialisierung des Sexuellen mit sich, was wiederum die Beziehungen gefährdet, deren wichtigste Grundlage Emotionen sind (Schmidt).

So geht sexuelle Liberalisierung heute einerseits konform mit der „Überflußgesellschaft“, wo sexuelle Freizügigkeit zu einem Charakteristikum angepaßter Menschen wurde, gerät aber andererseits gleichzeitig von mehreren Seiten unter Druck (Schmidt). „Safer-Sex“ und „PorNO“ gehen dabei Hand in Hand. Beide Kampagnen „wurden aus den USA eingeschleppt, beide beziehen ihre Substanz aus der Sexualideologie der weißen Mittelschicht, beide sind Ausdruck eines Denkens, das gesellschaftliche Probleme konsequent individualisiert und radikal entpolitisiert“ (Amendt). Seit Aids ist „Sexualität,



Ausschweifung (...) wieder mit Krankheit und Tod verbunden, und diese Bedrohung wird übertragen auf sexuelle Normverletzungen, die Gefährlichkeit dieser Verletzungen überscharf gesehen“ (Schmidt).

Problematisiert werden neue sexualmoralische Verstöße, wie etwa Gewaltanwendung, Kindesbeteiligung und Frauenverachtung im Sexuellen (Lautmann/Schetsche). In diesen Auseinandersetzungen stehen heute, im notwendigen Bezug von Geschlecht und Sex zueinander, in einem ganz umfassenden Sinn „die Chancen zur Debatte, wie sexuell gehandelt und darüber gesprochen werden kann“ (Lautmann/Schetsche).

Die „postfamiliale Familie“

So müssen wir, was den geschlechtlichen Aspekt des Diskurses betrifft, zu den Kennzeichen einschneidender Veränderungen materieller Grundlagen

eine weitere Besonderheit hinzufügen: die tatsächliche Veränderung des Geschlechterverhältnisses.

Nach der Herausentwicklung und Verschärfung der Geschlechterdifferenz in der Moderne (von Beck und Beck-Gernsheim die „halbierte Moderne“ genannt) reduziert sich seit Beginn dieses Jahrhunderts, deutlich beschleunigt seit den 60er Jahren, die soziale Diskriminierung der Frauen in Ausbildung, Arbeit und Beruf (Schmidt), obwohl sie nach wie vor gewaltig ist.

Anhand einiger Fakten läßt sich diese Entwicklung verdeutlichen: die Erwerbsquote der Frauen, also der Anteil der Frauen an der Gesamtzahl der Beschäftigten, zeigt über lange Zeiträume einen kontinuierlichen Anstieg. So etwa stieg sie in Österreich von 1971 mit 40,3 Prozent bis 1981 auf 56,9 Prozent und 1991 auf 61,8 Prozent an. Für die hier skizzierte Entwicklung des Geschlechterverhältnisses wollen wir die Partizipationsrate am Arbeitsmarkt als aussagekräftig betrachten, weitere damit in Zusammenhang zu sehende Indikatoren sind etwa Teilzeitbeschäftigung oder Einkommensverteilung. Neu dabei ist, daß auch in den verschiedenen hierarchischen Ebenen der Ausbildungs- und Arbeitswelt der Frauenanteil, zaghaft zunehmend, steigt. (Schmidt) Für denselben Zeitraum stiegen im familialen Bereich: die Scheidungsrate, die Zahl außerehelicher Geburten, die Zahl der Kinder, die mit einem Elternteil leben, die Zahl der alleinlebenden Erwachsenen; und es sanken: die Heiratsziffern und die Kinderzahl. Elisabeth Beck-Gernsheim nennt diese Entwicklung die „postfamiliale Familie“.

„Diese Entwicklungen transformieren die Heterosexualität, zwangsläufig“ (Schmidt). Die „nichtprivaten sozialen Räume von Männern und Frauen“ (Schmidt) greifen zunehmend ineinander. Diese zunehmende Verflechtung der Geschlechter „verschiebt die Scham- und Peinlichkeitsgrenzen im Sinne eines wohlkalkulierten Emotionsmanagements, einer subtileren Affektregulierung und einer erhöhten Kontrolle herkömmlicher Überlegenheits- und Unterlegenheitsgesten sowie sexueller Impulse und erotischer Signale“ (Wouters).

Die „reine“ Beziehung und Cybersex

Als den neuen Sexualverhältnissen adäquat nennt Gunter Schmidt eine neue Beziehungsform, die Anthony Giddens als „reine Beziehung“ beschreibt: „Eine reine Beziehung hat nicht mit sexueller Reinheit zu tun, und der Begriff soll eher der Abgrenzung dienen als der Beschreibung. Er bezieht sich auf eine Situation, in der man eine soziale Beziehung um ihrer selbst willen eingeht, er bezieht sich also auf das, was aus einer dauerhaften Bindung mit der anderen Person abgeleitet werden kann; eine Beziehung, die nur so lange fortgesetzt wird, solange es für beide Parteien klar ist, daß alle Beteiligten sich in ihr wohl fühlen (an bisheriger Stelle der Ehe, R. H.) stiftet mehr und mehr die reine Beziehung die Verbindung zwischen Liebe und Sexualität.“ Schmidt nennt die „postfamiliale Beziehung“ die große Schwester der „reinen Beziehung“.

Und als jüngstes Kind der „reinen Beziehung“ könnten wir die Cybersex-Beziehungen betrachten: Die Hochzeit im Chat-Room. Ins Internet via Tastatur am Computer eingeloggt, treffen sich „Madonna“ und „Michael Jackson“, um online im Chat-Room (chatten heißt so viel wie plaudern) zu heiraten. Im richtigen Leben (IRL in der Cybersprache) heißen die beiden vielleicht Maria Eder und Mark Smith. Sie sitzt in Wien und er ihn New York vor dem eigenen Computer. Beide heißen also anders, sehen anders aus, haben vielleicht auch ein anderes Geschlecht, als sie in die Tastatur tippen. Doch beide gehen eine fixe Beziehung ein, heiraten und betrügen einander. In der Phantasiewelt des Cyberspace. Im richtigen Leben sind diese Beziehungen Teil unseres neuen Umgangs mit „Liebe“ und Sex.

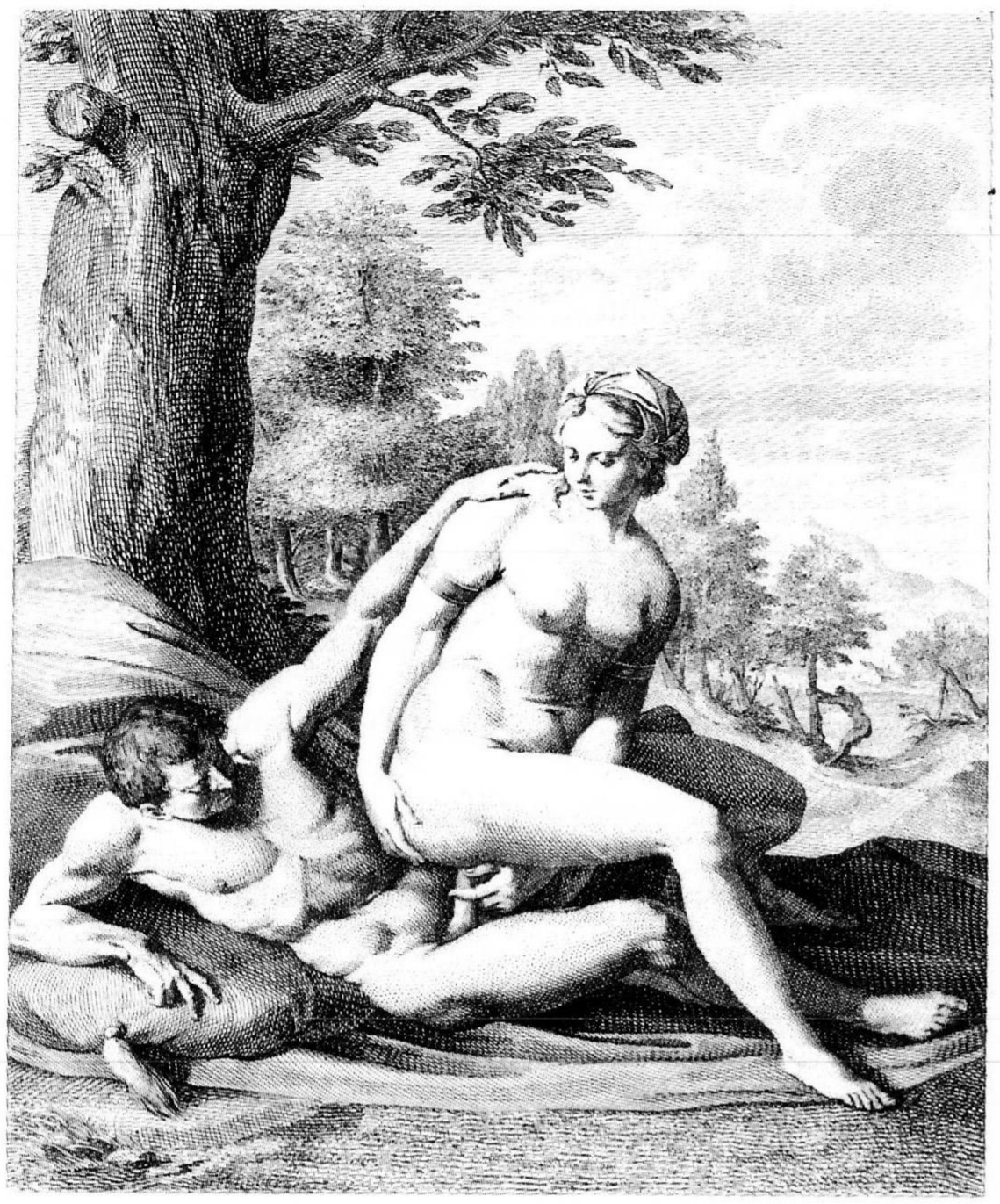
Risikofaktor Sex

Der Sex im Cyberspace, die „reine Beziehung“ und insgesamt die neue Moral des sexuellen und geschlechtlichen Umgangs miteinander haben ihre Grundlage in den veränderten materiellen Bedingungen. Befördert wurde die neue Interaktionsmoral durch den „equal rights“-Diskurs der Frauen und der Frauenbewegung der 80er und 90er Jahre. Der „equal rights“-Diskurs ist zum liberalen Diskurs (der Studenten und Studentenbewegung) der 60er und 70er Jahre hinzugetreten. Zentraler Teil des Diskurses ist Gewalt und Aggression im Sexuellen (Schmidt). Effekte des Diskurses sind sowohl Sensibilisierungen als auch Verschärfungen und Dämonisierungen. Im gesellschaftlichen Kontext von Gewalt, Ausbeutung und Entwürdigung, also Angst, ist Sex zur Gefahr geworden, zum Risiko.

Die sexuelle „Befreiung“ ab 1968 brachte eine Normierung und Normalisierung des Sex. Das müssen wir im Kontext der Teil-Legalisierung in den 70er Jahren sehen. Wobei das Wenige, das tatsächlich gewagt wurde (Lautmann/Schetsche), eine Deregulation von Sexualität, Geburtenkontrolle und Ehescheidung war. „Sex wurde legitim“ (Treusch-Dieter). Nach Foucault ist diese Entwicklung als Verschiebung im Sexualitätsdispositiv zu verstehen. Neues Wissen und neue Regulierungen besetzen den Sex. Sex ist heute zum „Risikofaktor“ geworden. Sein gesellschaftlicher Stellenwert hat sich geändert, „er tendiert zum Illegitimen. Sowohl hinsichtlich der Fortpflanzung wie hinsichtlich der Lust“. (Treusch-Dieter). Für den Sex heißt das, daß er nicht nur durch neues Wissen (Technisierung der Fortpflanzung – In Vitro Fertilisation, Gentechnologie) der Tendenz nach illegitim geworden ist, sondern auch im Hinblick auf neue Regulierungen (Safe-Sex-Programme – HIV/AIDS). Die Gen- und Reproduktionstechnologie ist die „ultima ratio der Aids-Strategien“ (Treusch-Dieter). Die Ergebnisse des neuen Wissens werden, könnten sie doch für die gesamte genetische Struktur der Gesellschaft gefährlich werden, nachträglich einer Verrechtlichung unterworfen. Der Sex hat also auch „hinsichtlich des Rechtsstaats aufs neue seine Legitimität zu beweisen (...). Denn nicht befreiter, gesunder Sex ist angesagt“ (Treusch-Die-

ter). Gefragt ist eine Verhaltensänderung.

Unter den skizzierten Bedingungen wurde der Sex entmythisiert und entmystifiziert. Das Sex-Geheimnis der sexuellen „Befreiung" ist verbraucht. Der Sex ist normiert und normalisiert. „Von wo aus könnte der gesellschaftliche Stellenwert des Sex – der zum Risikofaktor und zum Gesundheitsbeweis geworden ist – zum Begehrenswert einer Verhaltensänderung werden, die unseren Selbstwert bestimmt?", fragt Gerburg Treusch-Dieter und antwortet, daß dieses neue Sex-Geheimnis (in den 80er Jahren) mit dem Porno-Geheimnis gefunden wurde. Mit der These, die „sexuelle Revolution" hätte Pornographie und sexuelle Gewalt hervorgebracht, untermauern Anti-Porno-Aktivistinnen ihren Kampf gegen Frauenverachtung und männlich-sexuelle Gewalt. Sie versprechen eine Moral der Sauberkeit. Und in diesem Punkt erhält die Moral des Aushandelns geschlechtlichen und sexuellen Umgangs einen konservativen bis reaktionären Charakter. Pornographie wird zum Sex-Schmutz und Sex letztlich zum Schmutz. Er muß weggesäubert werden.



Gewalt: Ein Diskurs und zwei Begriffe

So wird ein Gewaltdiskurs des Sexuellen geführt. Er ist zentraler Teil des gegenwärtigen Selbstbestimmungsdiskurses („equal rights") um neue sexuelle Umgangsformen. Gewalt, Zwang und Aggressivität im Sexuellen werden öffentlich gemacht wie nie zuvor. Themen dieser Debatte sind: sexueller Mißbrauch, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, Sexismus im Alltag und in den Medien, Pornographie, Inzest, Vergewaltigung.

Seit den 80er Jahren werden Frauen und Mädchen dabei als Opfer männlich sexueller Gewalttätigkeit dargestellt. Den Rahmen dieser Problematisierung bildet das Geschlechterverhältnis, das polarisiert und nicht als interaktives Produkt begriffen wird. Dem Sozialcharakter von Frauen und Kindern wird „eine Art von Viktimogenität" (Böllinger/Lautmann) hinzugefügt. Damit wird es möglich, sowohl den Unterschied von Gewalt und symbolischer Gewalt als auch den Unterschied zur Panik vor Gewalt einzuebnen. Zahlen über Vergewaltigung, Mißbrauch, Mißhandlung und Belästigung schießen aus dem Dunkelfeld. Die Entrüstung und Hysterisierung zum Thema enthebt der Notwendigkeit, präzise Auskünfte einzuholen. Es geht um die Inszenierung von Problemen, um die Suche nach Neoproblemen: „Das Opferparadigma lenkt den Blick auf immer neue Problemlagen, die nach und nach aufgefunden werden, indem die Lebensphasen außerhalb der sexuell aktiven Jahre, also der frühen und mittleren Erwachsenenphase, betrachtet werden (Jugend, Kindheit, Alter)" (Böllinger/Lautmann).

Ausdruck davon ist gegenwärtig die Debatte um den sexuellen Mißbrauch von Kindern. Dabei werden mehrere Themen unter diesen Titel gereiht: die sexuelle Selbstbestimmung der Kinder selbst, erotische Signale von Erwachsenen an Kinder allgemein und Pädophilie beziehungsweise Pädosexualität insbesonders. Diese Bereiche der Lust mit dem Etikett „Mißbrauch" zu versehen, heißt, darauf zu verzichten, die Grenzen zu diskutieren und zu klären, wo in der Begegnung zwischen einem Erwachsenen und einem Kind die Autonomieverletzung beginnt. Denn „der Moralverstoß liegt nicht im pädosexuellen Akt selbst, sondern in der unwillkommenen Adressierung, Ausbeutung, Ausnutzung eines anderen, d.h. in der Beeinträchtigung von dessen Persönlichkeitsentfaltung" (Lautmann). Das gilt für alle Formen sexueller Beziehungen. Jedoch: Die sexuelle Beziehung zwischen einem Erwachsenen und einem Kind wurde von der neuen Verhandlungs- und Interaktionsmoral längst erreicht (Schmidt). Das Ungleichgewicht dieser beiden Sexualpartner verfehlt das für eine Aushandlung sexuellen Umgangs vorgestellte Ritual völlig. Und so bleibt zum Beispiel Pädophilie als Perversion erhalten und wird „heute unnachsichtiger ausgespäht und verfolgt als früher" (Schmidt).

Beim Begriff der Gewalt werden in diesem Diskurs zwei voneinander grundsätzlich zu trennende Begriffsmerkmale absichtlich oder unabsichtlich miteinander vermischt. Es wird nicht differenziert zwischen „der wirklichen Gewalt einerseits und den Formen, in denen sich Leiber erotisch begegnen, andererseits" (Böllinger/Lautmann). Was aber passiert, ist, daß ein Regelkreis immer schrecklicherer Bilder in Gang gesetzt wird. Denn je offener die Phantasien sexueller Gewalt auftreten, wie etwa in der Pornographie, desto stärker kann dies als Beweis tatsächlicher Gewaltsamkeit genommen werden – und wird es auch. So reagieren Warnkampagnen vor Gewalt nicht bloß auf „objektiv" vorhandene Mißstände der Gewalt (die manifeste Seite des Diskurses). Vielmehr stimulieren sie auch die Produktion gewalthaltiger Bilder (die latente Seite des Diskurses). „Die Protodramen der Verfolgung schlimmer Taten können als pornographischer Text gelesen werden" (Bölliner/Lautmann). So regenerieren sich beide Seiten auf ständig erhöhtem Niveau. Das Syndrom arbeitet als Regelkreis. Der Regelkreis, in dem ein Vergnügen problematisiert wird, führt dazu, daß die Problematisierung

das Vergnügen stimuliert. „Dem Erschrecken vor Gewalt ist der Konsum von Gewaltsymbolen stets dicht auf den Fersen“ (Böllinger/Lautmann). In der Folge wird nicht mehr zwischen Realität und Fiktion unterschieden.

Die erotische Chance

So wird ständig über Sex gesprochen. Aber „vor allem im Kontext von Gewalt, Ausbeutung und Entwürdigung, also im Kontext von Angst und Empörung, von Schuld und Beschämung“ (Schmidt). Verdeckt bleiben dabei die Auswirkungen der Gewaltdebatte auf unsere alltäglichen sexuellen Umgangsformen (auf der latenten Seite des Diskurses). Über die neue Etikette sexueller Korrektheit haben wir geschrieben.

An dieser Stelle interessiert uns noch die Tendenz, daß „im Zeitalter des streng paritätischen Entkleidens“ (Schmidt) erotische Spiele mit Macht und Ohnmacht dem generellen Verbot aggressiver Dynamik im sexuellen Verhalten erliegen. Und: Der Diskurs (und politische Kampf) gegen die intolerablen Formen sexueller Gewalt hat, wie Schmidt ausführt, die Ebene des Symbolischen, der Phantasie längst erreicht: „Aus dem Spiel mit Macht und Ohnmacht, Übergriff und Sich-Wehren, aus der erotischen *Chance* (...) ist ein *Sittlichkeitszwischenfall* geworden; statt Auseinandersetzung, Kampf, Lust herrscht Betretenheit, Zerknirschtheit, eben Langeweile.“ (Hervorhebung im Text)

Sexuelles kann aber nur lebendig bleiben, wo ihr aggressiver Anteil nicht geleugnet und verdrängt wird (Schmidt). Erotische Gewalt hat nicht den Sinn, jemanden zu verletzen und dadurch in einem allgemeinen Sozialverhältnis gefügig zu machen. Es geht um „Gewalt in spielerischer, symbolischer und phantasierter Form“ (Böllinger/Lautmann) im sexuellen Handeln.

In der liberalen Ideologie wurde und wird Sex aber verstanden als „Spaß ohne Ecken und Kanten“ (Schmidt). Obwohl, so Michael Schetsche und Rüdiger Lautmann, Sex nicht harmlos ist, „so wenig wie alles einigermaßen Komplexe, das wir tun und das unsere Gefühle *und* Gedanken *und* Körper in Erregung versetzt.“ (Hervorhebung im Text). Wer das verneint, muß mit Konsequenzen rechnen, so Schmidt: „Die so verleugneten, unspürbar gewordenen, totgeschwiegenen, unter der dünnen Oberfläche liberaler Einstellungen lauernden Ängste ziehen Aids auf sich.“ Die gefährliche und aggressive Seite des Sexuellen kann somit in diese Krankheit projiziert und zu einem Sinnbild des angstmachenden (die Angst vor Aids ist ja real), destruktiven, „bösen“ Anteils des Sexuellen werden. Eine Krankheit, die erstens offenbar sexuell übertragbar und zweitens zum Tod führen kann, als Metapher zu verwenden, ist allerdings zynisch.

Können unsere sexuellen und geschlechtlichen Beziehungen von den kompensatorischen Funktionen, die sie heute ersticken zu drohen, „befreit“ werden? Lust nicht als Sex-Geheimnis geltend zu machen und die Verdrängung aufzuheben, wäre eine Chance, denn so Foucault: „Gegen das Sexualitätsdispositiv kann der Stützpunkt des Gegenangriffs nicht das Sex-Begehren sein, sondern die Körper und die Lüste.“ ■

Mag. in spe Romana HÖLL ist Soziologin. Arbeitsgebiet: Sexualität und Gesellschaft. Sie hat soeben ihre Diplomarbeit zum Thema „Verrechtlichung der Lust am Beispiel des österreichischen Pornographiegesetzes“ geschrieben.

Literatur

Amendt, Günter 1988: „Wenn Pornophantasien sich zwischen Mann und Frau drängen“, Von der Sexualkampagne zur PorNO-Diskussion, in: »Frankfurter Rundschau« 5.10.1988.

Ariès, Philippe 1990 (1986): „Liebe in der Ehe“ in: Ariès, Béjin, Foucault u.a., „Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit“, Fischer Verlag, Frankfurt a.M.

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim Elisabeth 1990: „Das ganz normale Chaos der Liebe“, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.

Beck-Gernsheim, Elisabeth 1994: „Auf dem Weg in die postfamiliale Familie“, Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft, in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth: „Riskante Freiheiten“, Individualisierung in modernen Gesellschaften, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.

Béjin, André 1990 (1986): „Ehen ohne Trauschein heute“ in: Ariès, Béjin, Foucault u.a., „Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit“, Fischer Verlag, Frankfurt a.M.

Borneman, Ernest 1992: „Sexuelle Marktwirtschaft“, Vom Waren- und Geschlechtsverkehr in der bürgerlichen Gesellschaft, Promedia Verlag, Wien.

Elias, Norbert 1993 (1976): „Über den Prozeß der Zivilisation“ Band 1 und 2, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.

Esser, Michael 1996: „Cybersex“, in MAX 4/96, MAX Verlag, Hamburg.

Dannecker, Martin 1987: „Engel des Begehrens“, In: ders.: „Das Drama der Sexualität“, Athenäum Verlag, Frankfurt a.M.

Foucault, Michel 1992 (1977): „Der Wille zum Wissen“, Sexualität und Wahrheit, Band 1, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.

Giddens, Anthony 1993: „Wandel der Intimität“, Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Fischer Verlag, Frankfurt a.M.

Lautmann, Rüdiger/Schetsche, Michael 1990: „Das pornographierte Begehren“, Campus Verlag, Frankfurt/New York.

Lautmann, Rüdiger 1993: „Die Sexualität wird wieder böse, und im Strafrecht liegt das Heil“, in: Böllinger, Lorenz/Lautmann, Rüdiger (Hg.): „Vom Guten, das noch stets das Böse schafft“, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.

Lautmann, Rüdiger 1994: „Die Lust am Kind“, Portrait eines Pädophilen, Klein Verlag, Hamburg.

MEW 3, 1983 (1932): „Die deutsche Ideologie“, Karl Marx und Friedrich Engels, Dietz Verlag Berlin.

MEW 21, 1981 (1884): „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“, Friedrich Engels, Dietz Verlag Berlin.

Schmidt, Gunter 1991: „Das Grosse Der Die Das“, Rowohlt Verlag, Hamburg.

Schmidt, Gunter 1993: „Jugendsexualität“, Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder, Beiträge zur Sexualforschung Bd. 69, Enke Verlag, Stuttgart.

Schmidt, Gunter 1995: „Über den Wandel heterosexueller Verhältnisse“, Zeitschrift für Sexualforschung 1/95, Enke Verlag, Stuttgart.

Schmidt, Gunter 1995: „Emanzipation und der Wandel heterosexueller Beziehungen“, in: Beiträge zur Sexualforschung Bd. 71, Enke Verlag, Stuttgart.

Treusch-Dieter, Gerburg 1990: „Von der sexuellen Rebellion zur Gen- und Reproduktionstechnologie“, Konkursbuch Verlag, Tübingen.

Wouters, Cas 1994: „Duerr und Elias“, Scham und Gewalt in Zivilisationsprozessen, »Zeitschrift für Sexualforschung« 3/1994, Enke Verlag, Stuttgart.

Ordnung der Begierden*

Wilfried von BREDOW

Die Ordnung der Begierden ist eine elementare Aufgabe jeder Gesellschaft. Sie ist sinnvoll, denn soziale Dauer muß über Normen und Regeln organisiert werden. Sie ist aber auch paradox, mündet doch alles Begehren im Unbedingten.

Noch kürzlich hieß es im Klappentext eines Buches über Sexualität in der gegenwärtigen Gesellschaft, der Autor wende sich „vehement gegen jedwede Beschränkung des Sexuellen durch die Gesellschaft, durch deren Normen und nicht zuletzt durch die individuelle Anpassung".[1] Solche Formulierungen geben ein typisches Beispiel für die Ausrichtung des Emanzipations-Diskurses. Dieser Diskurs begleitet die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft, zum Teil eher zurückhaltend oder zurückgehalten, zum Teil lautstärker und mit großer Resonanz. Sexuelle Emanzipation umfaßt den Abbau gesellschaftlicher Restriktionen (z.B. von Strafgesetzbestimmungen) und informeller Diskriminierung; das Individuum durchläuft einen solchen Emanzipations- oder Befreiungsprozeß, wenn es sich seiner „eigentlichen" sexuellen Wünsche bewußt wird und sich mit ihnen, frei von äußeren Zwängen, unter dem Gesichtspunkt seiner Selbstverwirklichung auseinandersetzt, das heißt ein sexuelles Selbstbewußtsein entwickelt.

Sätze wie im genannten Klappentext fassen ihren Gegenstand korrekt (wenn vielleicht auch andere Definitionen die Akzente anders setzen würden, die Sprache selbst änderte sich nicht) und sie sind doch befremdlich, auf ein wenig komische Weise unbehaglich. Das liegt auch an den Erfahrungen, die wir als mehr oder weniger teilnehmende Beobachter mit der sexuellen Emanzipation gemacht haben: Die „Freigabe" pornographischer Texte und Bilder im Jahr 1975 durch die Veränderung der Strafgesetze in der Bundesrepublik Deutschland, um ein Beispiel anzuführen, hat zwar eine immer noch expandierende Branche entstehen lassen, deren volkswirtschaftliche Bedeutung nicht unerheblich, deren Beitrag zu einer freien Sexualität indes nicht wahrzunehmen ist.

Die Manifeste zur „sexual liberation" von Germaine Greer und anderen aus den frühen siebziger Jahren werden heute selbst von ihren Autoren und Autorinnen nur noch mit einem Gefühl der Geniertheit, am liebsten aber gar nicht mehr zur Kenntnis genommen. Man kann darüber spotten und sagen, nun ja, wir sind alle älter geworden. Aber es fällt auch auf, daß der sexuelle Emanzipations-Diskurs im Kontext der verschiedenen sozialen Bewegungen der letzten beiden Jahrzehnte sozusagen anti-zyklisch verlief. Die AIDS-Debatte hat ihn kondomisiert. Und wenn auch soziologische Untersuchungen mit dem Anspruch auf Repräsentativität ihrer Umfrage-Ergebnisse deutlich zeigen, daß eine Rückkehr zu gesellschaftlichen Restriktionen des Sexualverhaltens der Bürger keineswegs ins Haus steht, so haben sich doch alle kollektiven (politischen) und sehr viele individuelle Hoffnungen auf das Glück durch sexuelle Befreiung verflüchtigt. Dietmar Kamper und Christoph Wulf zitieren das Beispiel eines Verlags der „vor einigen Jahren eine Anthologie erotischer Intimität herausgeben wollte und wache Zeitgenossen um Beispiele bat". Das Ergebnis, finden sie, sei niederschmetternd gewesen: „Sogar bei einem ausgewählten Kreis erwies sich das vermeintlich Eigenste als klischiertes Allgemeines, das insgesamt peinlich wirkte".[2] Wenn selbst die Avantgarde der sexuellen Emanzipation die gesellschaftlichen Normen qua Klischee dem eigenen Begehren übergezogen hat, wer soll dann der Anpassung entgehen?

Ordnung/Unordnung/Ordnung

Aber vielleicht haben sich alle, die sich so vehement gegen jedwede Beschränkung des Sexuellen durch die Gesellschaft wehren, ihre Enttäuschung selbst eingebrockt. Oder wie ein professioneller Ferien-Animateur sagte: Nichts gegen Spontaneität, aber sie muß schon gut organisiert sein! Alle Emanzipations-Diskurse, von den doktrinären bis zu den libertären, arbeiten mit einem Bluff, der oft Selbsttäuschung mit einschließt. Sie versprechen Zwang-Losigkeit, und dies ist das uneinlösbare Versprechen schlechthin. Die Zwänge der Natur kulminieren im Schlußpunkt aller Begierde, dem Tod. Da nützen Versprechungen diesseits der Transzendenz nichts. Soziale Zwänge, nämlich solche zur Anpassung, beginnen aber schon dann zu wirken, wenn sich zwei Menschen begegnen. Robinsonaden werden, wie immer sie konstruiert sind, wenn Begehren sich einmischt, zu melancholischen Dramen.

Soziale Regelungen beginnen immer auch mit der Regulierung der Sexualität. Das Inzest-Tabu und andere Normierungen des Fortpflanzungsverhaltens gehören zum Kernbestand sozialer Normen, wie uns die historische Anthropologie gezeigt hat. Der Sinn solcher Regelungen ist, erstens, die Balance zwischen den Mitgliedern von Gruppen und Gesellschaften und, zweitens, die Ermöglichung des dauerhaften Bestandes dieser Gruppen und Gesellschaften.

Gesellschaften versuchen, ihre Dauer auf zweierlei Weise zu sichern. Zum einen, indem sie *politisch* werden, also einen Unterschied postulieren und durchsetzen zwischen denen, die dazugehören, und solchen, die es nicht tun. Zum anderen beanspruchen sie die Kontrolle über die Triebäußerungen der Gesellschaftsmitglieder, wobei dieser Anspruch rigider oder laxer gehandhabt werden kann. Die Regulierung der Sexualität bezieht sich nicht nur auf die Fortpflanzung, obwohl diese für das Ziel der generationsübergreifenden Dauer besonders wichtig ist. Es geht auch um die Ausrichtung, Zähmung, Kupierung des Begehrens. Auch die menschheitsgeschichtlich frühe, für manchen Träumer von heute „natürliche" Sexualität ist immer Ausdruck einer bestimmten Ordnung, also eines *Zwangs- und Gewaltakts*. Die Domestizierung sexueller Energien ist Thema unzähliger Mythen, Märchen und Folklore aus allen Gegenden der Welt.

Wie diese beiden Weisen, soziale Dauer zu erreichen, miteinander zu-

---

* Dieser Beitrag erschien erstmals in »Universitas« – Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft, Februar 1992, Stuttgart. Wir danken für die Nachdruckerlaubnis.

sammenhängen, ist das Thema einer politischen Anthropologie die noch zu gründen ist. Bis jetzt behelfen wir uns mit ungeprüften Annahmen und Sprachbrücken. (Eine davon wurde zu Beginn des letzten Absatzes montiert: Gesellschaften versuchen..." das Subjekt des Satzes kann ja wohl nicht der Akteur in der Geschichte sein.) Wir tun nur so, als gäbe es hier kein Geheimnis.

Michel Foucault hat am Ende seines ersten Bandes von „Sexualität und Wahrheit" die politische Bewegung im Zyklus Ordnung/Unordnung/Ordnung skizziert, wie sie sich in der europäisch geprägen Zivilisation des 19. und 20. Jahrhunderts abgespielt hat. Diese Skizze ist zwar etwas verhuscht ausgefallen aber sie genügt, um den Autor zu 1egitimieren, sein Buch mit einem sarkastischen Schlußsatz zu beenden: Das Disposiv der Sexualität suggeriere im modernen Sex die Illusion einer „Befreiung".

Der kurioseste Entwurf für eine „Liebes-Ordnung", die keine Ordnung sein will, sondern nichts als Emanzipation, die aber ohne strengste Reglementierung nicht auskommt, ist der Utopie-Entwurf von Charles Fourier. Hier wird „alles" zugelassen, was die sexuelle Einbildungskraft nur hergibt, aber praktiziert wird dieses „alles" nur, nachdem es angemeldet, registriert und mit den für das in Frage stehende Begehren komplementären Partnern ausgestattet wurde:

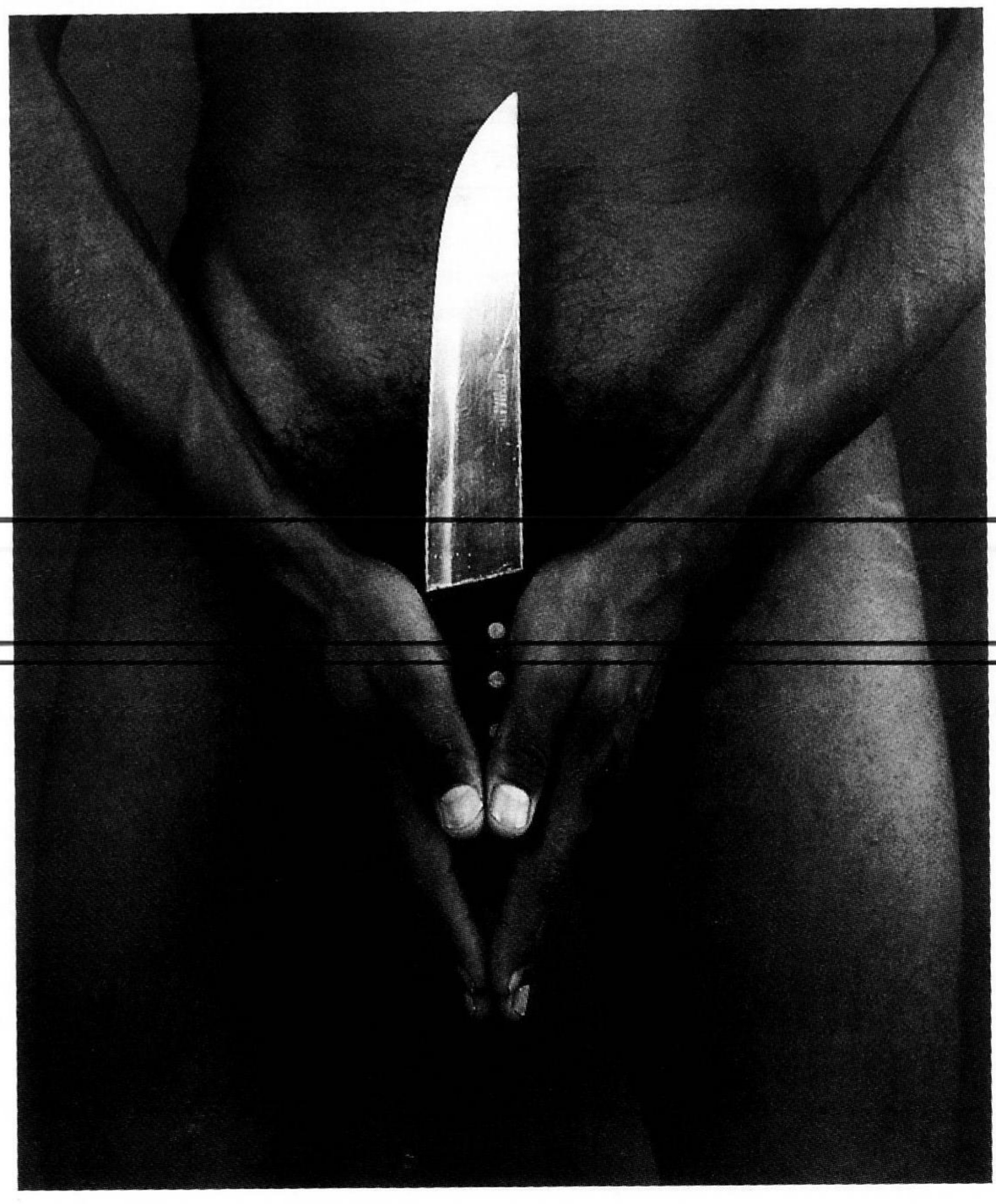
„Jeder Mann und jede Frau werden völlig frei sein, nach eigenem Gutdünken zu handeln und ihren Geschmack zu wechseln, wann immer es ihnen gefällt; aber sie sind verpflichtet, sich der Gruppe anzuschließen, die ihre vorherrschende Leidenschaft pflegt. Eine Frau kann nicht, wie in der Zivilisation, drei oder vier Liebhabern öffentlich ihre Gunst gewähren und sich gleichzeitig als Vestalin ausgeben. Wenn es ihr beliebt, kann sie ein Dutzend Günstlinge auf einmal haben, aber sie ist verpflichtet, sich der Gruppe des Messalinen, Kokotten, Galanten oder ähnlichen anzuschließen; das gleiche gilt für die Männer."[4]

Utopien als literarisches Genre sind ein überaus langweiliger Lesestoff; utopisch inspiriertes Denken wirkt in der Regel als harmloses Stärkungsmittel für zaghafte Geister. Die Utopie einer „befreiten" Sexualität ist entweder fade oder, mit Foucault zu sprechen, hinterlistig.

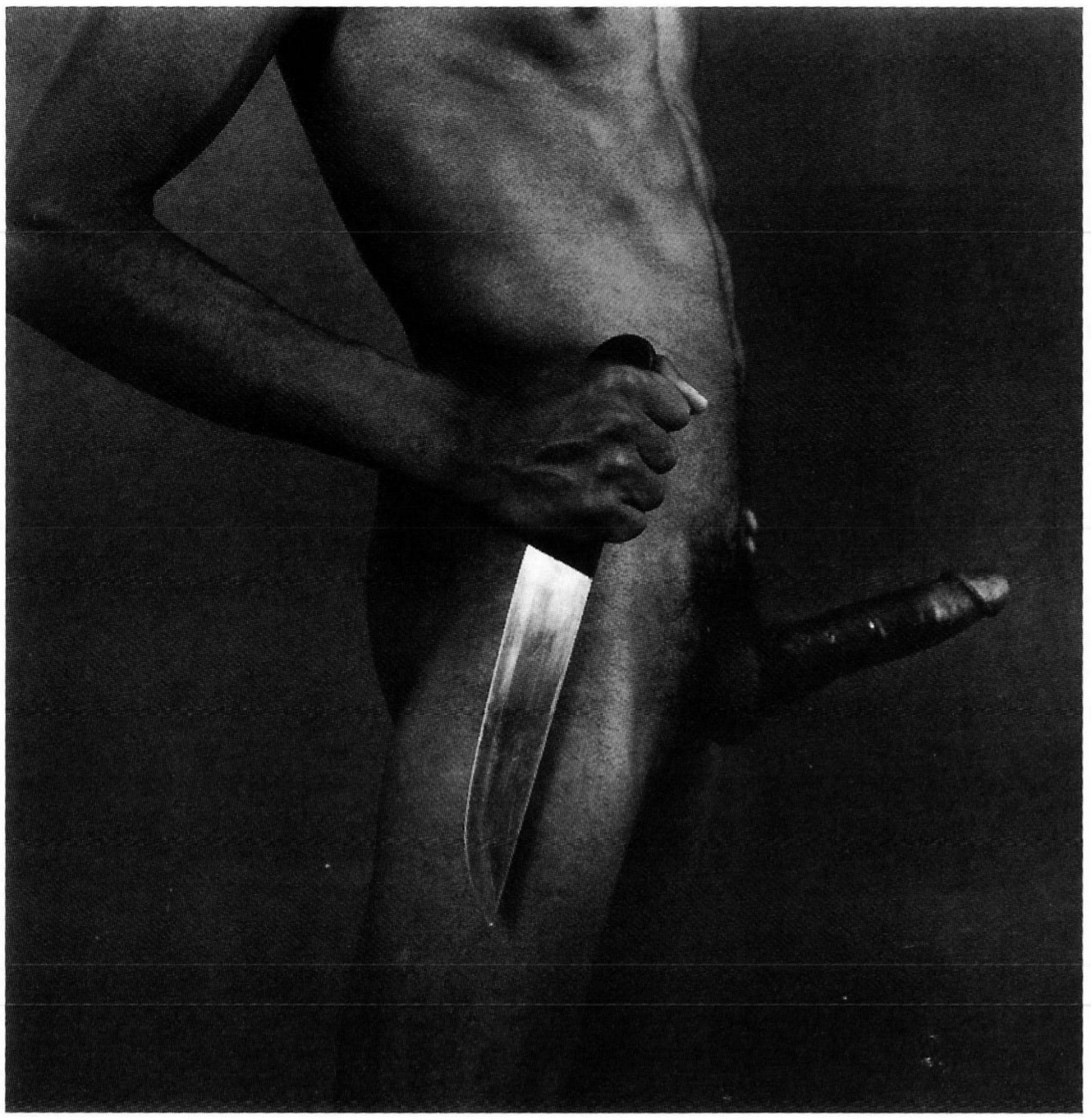
PorNo

Der Emanzipations-Diskurs der Sexualität versprach, Diskriminierungen zu überwinden, gesellschaftlichen Druck zu lockern, er versprach ein Ende des Lügens und sexuelle Aufklärung für alle. Die Bilanz nach zwei Jahrzehnten zeigt, daß dieses Versprechen nur zum geringeren Teil gehalten werden konnte. Das Ordnungsschema der Sexualität ist unübersichtlicher geworden. Dies läßt auf der einen Seite gewiß mehr „Freiheiten", schafft auf der anderen Seite aber auch neue Zwänge und Unsicherheiten, die den Individuen jedenfalls eines nicht verschaffen: das Glück des Begehrens.

Eigentümlich miteinander verstrebt sind so auch zwei Konsequenzen der sexuellen Emanzipation; die weite Verbreitung pornographischer Erzeugnisse in Wort und Bild und die Demaskierung bürgerlicher Alltagssexualität als höllische Qual.



Dies ist also der Sexualitäts-Diskurs *nach* der Emanzipation: eine Demokratisierung des Zugangs zu jenen Eindrücken, die früher ein Heidengeld kosteten und in jeder Hinsicht „exklusiv" waren. Und zugleich die Anprangerung nicht nur der Pornographie-Konsumenten, sondern der gesamten Gesellschaft als verkommen, gefährlich, menschenzerstörend. Die bürgerliche Kleinfamilie erweist sich in diesem Diskurs als durchtränkt mit physischer Gewalt empirische Untersuchungen, allerdings etwas frei mit Dunkelzifferquoten umgehend, behaupten, daß jeder dritte Ehemann in unserer Gesellschaft seine Frau schon mal prügelt. Und tatsächlich sind die Frauenhäuser der Kommunen meist überfüllt; und was man dort zu hören bekommt, dreht einem den Magen um. Die Frauengruppe „Wildwasser" behauptet, daß ein erschreckend hoher Anteil aller weiblichen Gesellschaftsmitglieder in ihrer Kindheit und Jugend von Vätern, Onkeln oder anderen Männern sexuell mißbraucht worden sei. Neuerdings gibt es auch Berichte über den sexuellen Mißbrauch von kleinen Jungen durch ihre Mütter. Was 1968/69 die Berliner Kommune II als sexuelle Emanzipation in der Kindererziehung propagierte[5], verfällt heute dem Verdikt der Wortführerinnen von Anti-Pornographie-Kampagnen, die gerade nicht im Namen der „alten Ordnung" (also beispielsweise der katholischen Kirche und ihrer Sexualmoral) geführt werden, sondern aus einem militanten Impuls der Frauenbewegung heraus gegen einen Feind, der individuelle und strukturelle Gefährlichkeit kombiniert: das Patriarchat. Pornographie wird in diesem Diskurs zu einem Medium der Unterdrückung der Frau. In einer (letztendlich abgewiesenen) Klage vor einem Gericht in Indianapolis (USA) gegen die Herstellung und Verbreitung pornographischer Erzeugnisse wurde Pornographie von den Klägerinnen definiert als „anschaulich gemachte und ausdrückliche sexuelle Unterdrückung von Frauen, in Bildern oder Worten", wobei als pornographische Materia-



lien Texte und Bilder genannt wurden, in denen Frauen Schmerzen, Erniedrigung oder Vergewaltigung lustvoll hinnehmen oder in denen sie in unterwürfigen sexuellen Posen gezeigt werden.[6] In ähnlicher Weise definiert die kanadische Feministin Mariana Valverde Pornographie aIs einen sozialen Prozeß, der seine eigentliche Bedeutung erst in bestimmten sozialen Kontexten erhält:

„So hat zum Beispiel das Foto einer knieenden Frau, die den Penis eines Mannes küßt, eine völlig andere Bedeutung als das Foto eines Mannes, der vor einer Frau kniet und ihr Geschlechtsteil küßt. Das erste Bild signalisiert die Unterwerfung der Frau, während das zweite einfach suggeriert, daß ein Mann einer Frau Lust bereitet. Der Unterschied in den Konnotationen wird nicht durch irgendein Detail der Fotos hervorgerufen, sondern liegt im sozialen Bedeutungsunterschied zwischen Frauenkörpern und Männerkörpern.“ 7

So richtig dieser Hinweis auf unterschiedliche gesellschaftliche Kontexte ist, so wenig stichhaltig erweist er sich, um pornographisches Material zu identifizieren, es sei denn, man zöge sich auf eine fundamentalistische Position zurück. Das aber kollidiert mit zu vielen Regeln und Normen der modernen bürgerlichen Gesellschaft. Die fundamentalistische PorNo-Kampagne der Zeitschrift »Emma« ist von niemandem eleganter und zielsicherer zurückgewiesen worden als von Frauen, die um ihren Freiraum besorgt waren.[8]

Der Kampf gegen Zensur und der Glaube, im Obszönen vollzöge sich die Rebellion gegen die Unterdrückung des Begehrens, schließlich die Hoffnung auf individuelles und kollektives sexuelles Glück, wenn erst einmal die Ordnungsschranken der bürgerlichen Gesellschaft gefallen sein würden das waren die wichtigsten Züge der Pornographie-Debatte unter dem Vorzeichen der sexuellen Emanzipation. Der Kampf gegen Pornographie als Medium der Unterdrückung der Frau durch das Patriarchat entlarvt den früheren Glauben und die damals gehegten Hoffnungen als trübe Selbsttäuschung. In diesem Kampf wird erneut Zensur verlangt, ja eigentlich sogar, daß Manner aufhören müssen, Frauen zu sehen:

„Das grundlegende Problem im Verhalten der Männer von Sexualverbrechen, Vergewaltigung, Mißbrauch von Frauen bis hin zur sexuellen Belästigung am Arbeitsplatz; von der Ansicht, der Platz der Frau sei im Haus, über die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bis zu den ungleichen Arbeits- und Lohnbedingungen; von der Behandlung der Frauen als Schutz- oder als Jagdobjekte bis zu Ihrem Gebrauch in der Prostitution –, das Grundproblem der Beziehung der Männer zu Frauen ist ihre Sehweise, ist die Weise, in der sie Frauen sehen, ist Sehen.“[9]

Ceci n'est pas une pipe

Nein, Magritte hat eine Tabakspfeife gemalt, sehr präzise, so daß wir erkennen können, daß er eine Tabakspfeife gemalt hat. Aber es ist natürlich keine Tabakspfeife, was wir sehen, sondern das Bild einer Tabakspfeife. Deswegen stimmt, was der Maler unter sein Bild geschrieben hat: Dies ist keine Tabakspfeife. Dieses kleine Spiel zwischen Wirklichkeit und Vorstellungskraft gewinnt einen nachgerade unsagbaren Ernst, wenn es um das sexuelle Begehren geht. Authentizität ist beim sexuellen Begehren ein Grenz-(keineswegs ein Ziel-)Wert und große Ausnahme. Die Steigerung des Begehrens greift immer weiter hinaus ins Nicht-Authentische. Inszenierungen, Rituale, Verkleidungen, Rollenwechsel, märchenhafte Visionen und Verzauberungen von Schlegels „Lucinde“ bis zu den diskreten Schilderungen des Begehrens bei Robert Musil und Thomas Mann immer wieder verblüfft das scheinbare Paradoxon, daß zur Intimität des Begehrens ein Moment des Nicht-Authentischen hinzutritt.

Zwei Einstellungen, die eine ordnungs- und normbetont, die andere ordnungsfeindlich und libertär, kann man ausmachen, wenn es um das Auffälligwerden von „Störungen“ des sexuellen Begehrens geht. Nach der ersten sind Abweichungen von einem (konstruierten) Normalverhalten unerwünscht, Indikatoren von Krankheit oder selbst Krankheiten; das ist das Feld der insbesondere in den USA florierenden Sexologie samt ihren therapeutischen Ablegern.[10] In diese Tradition gehören auch die zahlreichen Schriften mit Ratschlägen an die Leser und Leserinnen, wie das Begehren wach gehalten oder wieder erweckt werden kann. Aber da wird die Trennlinie schon durchlässig, denn in einigen dieser Schriften schlägt eine andere Einstellung durch, die sich etwa in dem Slogan zusammenfassen läßt: „Zwischen einverständigen Partnern ist alles erlaubt.“

Das kleine Spiel zwischen Wirklichkeit und Vorstellungskraft ist im Zeichen einer neuen Aufrichtigkeit in Verruf geraten. Die Simulation erscheint als simple Stimulation und deshalb lächerlich. Das mag ja auch so sein, aber sie läßt sich nicht darauf reduzieren. Denn zugleich lockert sie auch das soziale Rollengefüge des Individuums, dieses festgezurrte Knäuel, das es sein Ich zu nennen gewohnt ist.

Das Begehren, das sich künstlich Verbote schafft, über die es dann triumphierend hinweggreift, und die Erfahrung der Grenzüberschreitung sucht, findet hier das Mittel für Experimente und Abenteuer, für ein Erschauern, für eine Rebellion gegen „Beschränkungen des Sexuellen durch die „Gesellschaft" (oder den Staat), ohne daß Gesellschaft und Staat aus den Angeln gehoben werden müßten.

Plädoyer für den Doppelstandard

Oder ist das schon zu funktionalistisch gedacht? Für George Orwell in „1984" bedeuteten Begehren und seine Erfüllung etwas, was die totalitären Machthaber zu fürchten haben. Für Huxley reduzierte sich das Begehren in „Brave New World" auf seinen mechanistischen Aspekt Spannung – Spannungsabfall. Sex als Ventil.

Beide Versionen stimmen nicht. Es sind die Machthaber in diesen beiden bedrohlichen Zukunftsromanen, die funktionalistisch denken. In den Gesellschaften, in denen wir leben, geht es aber so nicht. Schon jener andere Aspekt gesellschaftlichen und staatlichen Einwirkens auf individuelle Sexualität, die Bevölkerungspolitik, muß, wenn er überhaupt politisch thematisiert wird, überaus vorsichtig aufgegriffen werden. Wenn die Erzeugung einer ausreichenden Zahl von Nachkommen dem Individuum und den Familien für ihre eigene Zukunft während ihrer Lebenszeit oder darüber hinaus nicht mehr unmittelbar plausibel erscheint, geraten Maßnahmen zur Förderung von Kinderproduktion (die niemals so genannt werden dürften) leicht in Mißkredit und dann sind es die Falschen, die das viele Kindergeld in Anspruch nehmen, und nicht diejenigen, denen es die Regierung lieber gäbe. Das sexuelle Verhalten des Individuums zu beeinflussen, wenn es bemerkt wird, ist schwieriger und schwieriger geworden (wie etwa der katholische Klerus gegenwärtig erfahren muß).

Wenn die These richtig ist (und ich halte sie für unabweisbar), daß der Diskurs der sexuellen Emanzipation *nicht* zu einer Befreiung von Regeln, Normen, Anforderungen an das Individuum und sein Begehren geführt hat, sondern dies alles nur umformuliert hat, wenn also in den Ordnungen des Begehrens immer Funktionshaftes und Unbedingtes, Authentisches und Simuliertes ineinander verschoben bleiben, dann bedarf es eines Hilfsmittels, um diese Elemente nicht voneinander zu trennen, sondern sie zu durchmischen. Dieses Hilfsmittel ist der Doppelstandard. Es handelt sich um ein zwiespältiges Hilfsmittel, zweifellos. Aber dort, wo menschliche Begierde, wo ihre Körper und ihre Seelen aufeinandertreffen, gibt es nichts, das unzwiespältig wäre.

Der Doppelstandard hilft bei der Balancierung von Ungleichheit (und Begierden sind so verschieden wie Fingerabdrücke, nur daß sie sich auch noch permanent verändern). Er ist ein Medium sozialen Wandels, denn wenn die Lücke zwischen geltenden Normen und moralischer Alltagswirklichkeit zu breit und zu lange schon klafft, unterliegen die Normen einem Anpassungsprozeß. Vor allem aber wird mit dem Doppelstandard die Ordnung der Begierde flexibler gemacht. Er ist, mit Richard Sennett zu reden, ein Element von Zivilisiertheit. Sennett definiert Zivilisiertheit als „ein Verhalten, das die Menschen voreinander schützt und es ihnen zugleich ermöglicht, an der Gesellschaft anderer Gefallen zu finden. Eine Maske zu tragen gehört zum Wesen von Zivilisiertheit (...) Zivilisiertheit zielt darauf ab, die anderen mit der Last des eigenen Selbst zu verschonen."[11]

Die Masken des Begehrens bedeuten nicht Unaufrichtigkeit und Ausnützung des anderen, sondern Spiel mit den einander ausschließenden, aber doch zusammengebundenen Erkenntnissen, daß alle Ordnung der Begierde unzutreffend und Begierde ohne Ordnung eine Illusion ist. Das Ureigenste an Intimität, ein biologisches, ein soziales Klischee das eine ist es, und das andere auch.

Und die Kosten? Sie berechnen sich, wenn man denn hier von Kalkülen reden kann, individuell und nicht nach Gruppen (hier „die Männer", dort „die Frauen" oder ähnliches). Daß es in den verschiedenen Rechenterminologien Gewinner und Verlierer gibt, soll nicht geleugnet werden daß es zuweilen ein tödliches Spiel ist, auch nicht. Das Unbedingte der Begierde läßt sich domestizieren, dann kristallisiert sie sich oder wird unerheblich; aber zuweilen läßt sie sich nicht domestizieren oder nur ansatzweise, und um die individuelle Katastrophe hinauszuschieben oder zu verhindern, ist der Doppelstandard ein gesellschaftlich mögliches, manchmal sogar erlaubtes Mittel. Wer darauf im Namen von Authentizität oder einer utopischen, konfliktfreien Sexualität verzichten will, dem bleibt (wenn er oder sie es ehrlich meint) die Alternative Fadheit/Explosion. Und eine solche Alternative kann weder dem Individuum noch der Gesellschaft gerecht werden. ■

Dr. Wilfried von BREDOW ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Marburg. Arbeitsschwerpunkte: Internationale Beziehungen, besonders die Ost-West-Beziehungen; Militär und Gesellschaft. Er hat gemeinsam mit Thomas Noetzel das Buch „Befreite Sexualität", Hamburg 1990, geschrieben.

Anmerkungen

1 Dannecker, M., Das Drama der Sexualität. Frankfurt/M. 1987, Klappentext.

2 Kamper, D. /Wulf, Ch., Von Liebe sprechen. Zur Einleitung. In: dies. (Hrsg.), Das Schicksal der Liebe. Weinheim/Berlin 1988. S. 7.

3 Foucault, M.,Sexualität und Wahrheit, Bd. 1: Der Wille zum Wissen Frankfurt/M. 1977 S. 190.

4 Fourier, Ch., Aus der neuen Liebeswelt. Berlin 1978. S. 130.

5 Kommune 2, Kindererziehung in der Kommune. In: Kursbuch 17/1969, S. 147 bis 178.

6 Dworkin, R., Liberty and Pornography. In: The New York Review of Books, Nr. 14/1991, S. 12-15.

7 Valverde, M., Sex, Macht und Lust. Berlin 1989. S. 737.

8 Gehrke, C., Frauen und Pornographie; Stephan, C., Heim zu Mama. Eine Polemik. Beides in: Konkursbuch extra: Frauen und Pornographie, Tübingen 1988. Die Anti-Pornographie-Schrift mit dem mächtigsten drive gegen die Männer ist: Dworkin, A., Pornographie. Männer beherrschen Frauen. Köln 1988. (Die Autorin darf nicht mit dem in Anm. 6 genannten R. Dworkin verwechselt werden, das würde beiden erheblich mißfallen.)

9 Kappeler, S., Pornographie Die Macht der Darstellung. München 1988. S 70.

10 Vgl. Irvine, J. M.,Disorders of Desire. Sex and Gender in Modern American Sexology. Philadelphia 1990.

11 Sennett, R., Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt/M. 1983. S. 298. Breiter ausgeführt und anschaulicher gemacht sind die hier vorgestellten Gedanken, in: von Bredow W./Noetzel, Th., Befreite Sexualität? Streifzüge durch die Sittengeschichte seit der Aufklärung. Hamburg 1990.

Eros, unbezwungen im Kampf,
Eros, dein ist, was du anfällst!
Auf zarten Wangen
Des Mädchens nächtigest du,
Über die Meere schweifst du,
Über Gehöfte der Flur.
Keiner der Götter entrinnt dir
Noch Eintagsmenschen,
Wen es erfaßt, die rasen.
(Sophokles, Antigone)[1]

Versuchungen

Skizzen über die Liebe und das Vögeln

Franz SCHANDL

Was bei der neueren Literatur über Erotik auffällt, ist, daß sie dort, wo sie Trivialität und Voyeurismus verläßt, gleich anderer Wissenschaft, trocken, ja saft- und kraftlos wird. Derweil ist jene doch eine feuchte und kräftige Angelegenheit, zumindest dann, wenn sie nicht nur Schein ist, sondern zum Wesentlichen vordringt. Um letzteres will sich dieser Beitrag bemühen.

Gleich vorweg: Unser Liebes- und Sexualitätsbegriff beschränkt sich hier ausschließlich auf die heterosexuelle Beziehung. Kindesliebe, Freundschaftsliebe oder sonstige „Liebschaften", vom Auto bis zum Vaterland, vom Hobby bis zur Heimat, sind nicht Gegenstand unserer Überlegungen. Liebe wird verstanden als typisch neuzeitliche Form geschlechtlicher Kommunikation; Sexualität als typisch menschliche Überformung und Transformation des natürlich angelegten Sexuellen. Liebe und Sexualität gelten als kulturelle Eigenschaften.

Commercium sexuale

Beginnen wir mit Immanuel Kant. Für ihn ist die Liebe identisch mit der Ehe, sie ist ganz einfach und profan *Sache*, hat Gebrauchswert, den es auszutauschen gilt: „Geschlechtsgemeinschaft (commercium sexuale) ist der wechselseitige Gebrauch, den ein Mensch von eines anderen Geschlechtsorganen und Vermögen macht (usus membrorum et facultatum sexualium alterius)."[2] „Denn der natürliche Gebrauch, den ein Geschlecht von den Geschlechtsorganen des anderen macht, ist ein Genuß, zu dem sich ein Teil dem anderen hingibt. In diesem Akt macht sich ein Mensch selbst zur Sache, welches dem Rechte der Menschheit an seiner eigenen Person widerstreitet. Nur unter der einzigen Bedingung ist dieses möglich, daß, indem die eine Person von der anderen, gleich als Sache, erworben wird, diese gegenseitig wiederum jene erwerbe; denn so gewinnt sie wiederum sich selbst und stellt ihre Persönlichkeit wieder her. Es ist aber der Erwerb eines Gliedmaßes am Menschen zugleich Erwerbung der ganzen Person – weil diese eine absolute Einheit ist –; folglich ist die Hingebung und Annehmung eines Geschlechts zum Genuß des andern nicht allein unter der Bedingung der Ehe zulässig, sondern auch allein unter derselben möglich. Daß aber dieses persönliche Recht es doch zugleich auf dringliche Art sei, gründet sich darauf, weil, wenn eines der Eheleute sich verlaufen, oder sich in eines andern Besitz gegeben hat, das andere es jederzeit und unweigerlich, gleich als eine Sache, in seine Gewalt zurückzubringen berechtigt ist."[3]

Ehe ist die verbindliche Organisation der Geschlechtsorgane. Sie ist die Auslieferung an den anderen, das *Sich-selbst-zur-Sache-machen*. Es gehört sich, jemandem zu gehören, alles hat auf Grundlage der gottgegebenen Ordnung, das heißt auf Basis der in Eigentumsverhältnisse übersetzten Warenbeziehungen zu funktionieren: „Der Mann erwirbt ein Weib, das Paar erwirbt Kinder und die Familie Gesinde."[4] Diese Sprache ist in ihrer trockenen Sachlichkeit ernüchternd, aber doch furchtbar erhellend. Sie verkleidet nichts in das nachher und auch heute noch trügerische Bild der romantischen Liebe. Sie spricht damit wichtige sexualökonomische Wahrheiten aus. Das Gleichsetzen von Ware und Geschlechtsteil klingt zwar erschreckend in seiner kalten Vernunft, ist aber doch richtungsweisend für die bürgerliche Gesellschaft geworden.

Die Übersetzung der Marktkriterien in die private Sphäre war für Kant konstitutiv: „Im Reich der Zwecke hat alles entweder einen Preis, oder eine Würde"[5], schreibt er. „Was sich auf die allgemeinen menschlichen Neigungen und Bedürfnisse bezieht, hat einen Marktpreis; das, was, auch ohne ein Bedürfnis vorauszusetzen, einem gewissen Geschmacke, d. i. einem Wohlgefallen am bloßen zwecklosen Spiel unserer Gemütskräfte, gemäß ist, einen Affektionspreis; das aber, was die Bedingung ausmacht, unter der allein etwas Zweck an sich selbst sein kann, hat nicht bloß einen relativen Wert, d. i. einen Preis, sondern einen innern Wert, d. i. Würde."[6] Die menschliche Würde ist somit nicht als Widerspruch zu Ware und Markt aufzufassen, sondern als deren Entsprechung.

Geben – Nehmen – Tauschen

Hingebung und Annehmung sind in dieser Betrachtung nicht für sich nehmbar, sondern nur im Korsett und zum Zweck der bürgerlichen Ehe, des bürgerlichen Erwerbs, der bürgerlichen Inbesitznahme, des bürgerlichen Eigentums zu verstehen. Sexualität wird zu einem Formprinzip der kapitalistischen Moderne, eingespannt und ihrem blinden Willen untergeordnet. Alles andere wird in der Kantschen Betrachtung nicht nur ausgeblendet, sondern schlichtweg zur Unmöglichkeit erklärt.

Doch ist damit nicht alles gesagt. Schon Hegel kritisierte dieses Verständnis als ein reduktionistisches, das nur spezifische Momente erkennen will: „Ebenso roh ist es aber, die Ehe bloß als einen bürgerlichen Kontrakt zu begreifen, eine Vorstellung, die auch noch bei Kant vorkommt, wo denn die gegenseitige Willkür über die Individuen sich verträgt und die Ehe zur Form

eines gegenseitigen vertragsmäßigen Gebrauchs herabgewürdigt wird."[7] Hegel propagiert hier noch nicht offen die Liebesheirat, auch wenn er deren Voranschreiten konstatiert,[8] läßt aber Momente dieser in den bürgerlichen Vertrag einfließen: „Die Ehe ist daher näher so zu bestimmen, daß sie rechtlich sittliche Liebe ist, wodurch das Vergängliche, Launenhafte und bloß Subjektive derselben aus ihr verschwindet."[9] Ehe ist aber auch in dieser Sicht noch die objektive und beständige Form des Geschlechtsverhältnisses.

Daß *Geben* und *Nehmen* in der bürgerlichen Form als *Tauschen* wahrgenommen werden, ist nicht so selbstverständlich, wie es gemeinhin erscheint. Die Geschlechtsgemeinschaft – vergegenwärtigen wir uns noch einmal das allererste Kant-Zitat – beherbergt auch positive Vergesellschaftung, da der gemeinsame Gebrauch von Gütern *innerhalb* jener nicht nach den Kriterien des Marktes verläuft, sondern nach den (ungleichen und oft hierarchisch abgestuften Bedürfnissen) ihrer Mitglieder erfolgt. Im Regelfall wird innerhalb von Ehe und Familie nicht *gekauft* und *verkauft*, auch nicht *getauscht*, sondern *gegeben* und *genommen*. Sie sind Orte, wo man sich dem bürgerlichen Tausch entziehen kann. Diese Institutionen sind daher nicht nur als Entsprechung von Produktions- und Zirkulationsweise entzifferbar, sondern dienen auch zum Schutz vor deren obligaten Übergriffen.

Ware Liebe?

Die doppelte Beschlagnahme der Liebe ist so zu deuten: allgemein als menschliche Höherentwicklung erotischer Kommunikation, und in ihrer Besonderung als Analogon kapitalistischer Warenkonfiguration. Wobei diese Gegenüberstellung nicht als gegenseitige Ausschließlichkeit zu verstehen ist. Liebes- und Warenbeziehung stehen in einem ambivalenten Verhältnis. Sie sind weder trennbar, noch identifizierbar. Die Potenz der Liebe tätigt stets Ablösungserscheinungen von der Warenform, auch wenn sie vom Alltag dauernd eingeholt wird. Analogon bedeutet aber auch, daß Sexualität per se keine Ware ist, da sie eben nicht aus der produktiven Wertschaffung hervorgegangen ist.[10]

Die Verlaufsform der Liebe ist nicht deckungsgleich mit jener der Ware, auch wenn die Warenbeziehung sie immer wieder infiziert. Liebe durchbricht die Verwertung, um doch stets in sie hineinzufallen. Der gegenwärtige Geschlechtsverkehr ist so nicht primär aus dem Warenverkehr gesellschaftlich zu typisieren. Liebe ist in den Warenbeziehungen verankert und verheddert, aber sie reicht darüber hinaus, sie „erlaubt die Angliederung eines weiten Bereiches geistiger und seelischer Interessen ohne Verrechnung ihres Tauschwertes".[11] Ihre Größe besteht gerade darin, daß sie sich durch die Geschlechter- und Gütergemeinschaft davon abzuheben versteht.

Liebe, die ausschließlich produziert, zirkuliert und konsumiert, wird wie die Ware, ist nicht mehr als solche kategorisierbar. Auch wenn die Grenzenlosigkeit der Liebe stets nur unterstellt wird, ohne daß diese sich verwirklichen kann, ist das desillusionierte Eingeständnis, das heißt das grundsätzliche Bekennen der Begrenzung, gleich der Destruktion des Ideals. Liebe muß immer so tun, als könnte sie ewig dauern. Und es ist ja auch gerade dieser Funken der Ewigkeit, der sie, trotz aller Kläglichkeiten, so groß erscheinen läßt. Cum tempore fugit.

Imperativ und Verbindlichkeit

Trotz aller Kritik an Ehe und Familie findet sich bei den sozialistischen Klassikern meist ein explizites (Engels[12]) oder implizites Bekenntnis (Reich[13]) zur Monogamie. Sie gilt als positive Alternative und konkretes Ziel zu den diversen polygamen Verhältnissen. Unser Standpunkt dazu: Der Mensch ist essentiell monogam und tendenziell polygam. Monogamie wird angestrebt, ist aber unmöglich. Polygamie ist – legen wir als Zeitraum ein menschliches Leben zugrunde – unausweichlich.

Zeitliche Fristen monogamen und polygamen Gelingens sollten daher nicht mißdeutet werden. Das Prekäre des jeweiligen Zustands ist nicht zu entsorgen. Handlungen wie Nichthandlungen zeitigen Abschneidungen. Jede Realisierung zusätzlicher Möglichkeiten verringert das Gewicht der Ausgangsbasis. Jede Erweiterung beherbergt die Verschmälerung. Gewinn kann Verzicht, Verzicht Gewinn bedeuten. Das war auch mit ein Grund, warum die christlich-abendländisch-bürgerliche Sexualmoral Sexualität einsperren wollte, ja mußte. Zelle benennt sie dieses selbstverräterische Wort. Diese hatte die Verhältnisse abzusichern oder abzufedern.

Der kategorische Imperativ hilft da ein wenig weiter. Aber nicht sehr weit. Er ist die notwendige Fassade. Er will gleich allen bürgerlichen Geboten Schein und Anstand wahren. „Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetz werden sollte",[14] interessiert so weniger die Realität als die dafür vorgesehene Form: die Verbindlichkeit in Ehe und (Klein)Familie. „Verbindlichkeit ist die Notwendigkeit einer freien Handlung unter einem kategorischen Imperativ der Vernunft. Der Imperativ ist eine praktische Regel, wodurch die an sich zufällige Handlung notwendig gemacht wird",[15] sagt Kant.

Doch sittlicher Anspruch und konkretes Sexualverhalten dekorrespondieren. So wird der kategorische Imperativ unter der Tuchent doch wieder bloß zu einem hypothetischen. „Der hypothetische Imperativ sagt also nur, daß die Handlung zu irgend einer möglichen oder wirklichen Absicht gut sei."[16] Er verliert im Konkreten seine Bedeutung, ohne aber gänzlich zu verschwinden. Er ist sozusagen im Hinterkopf. Dort hat er auch zu verbleiben.

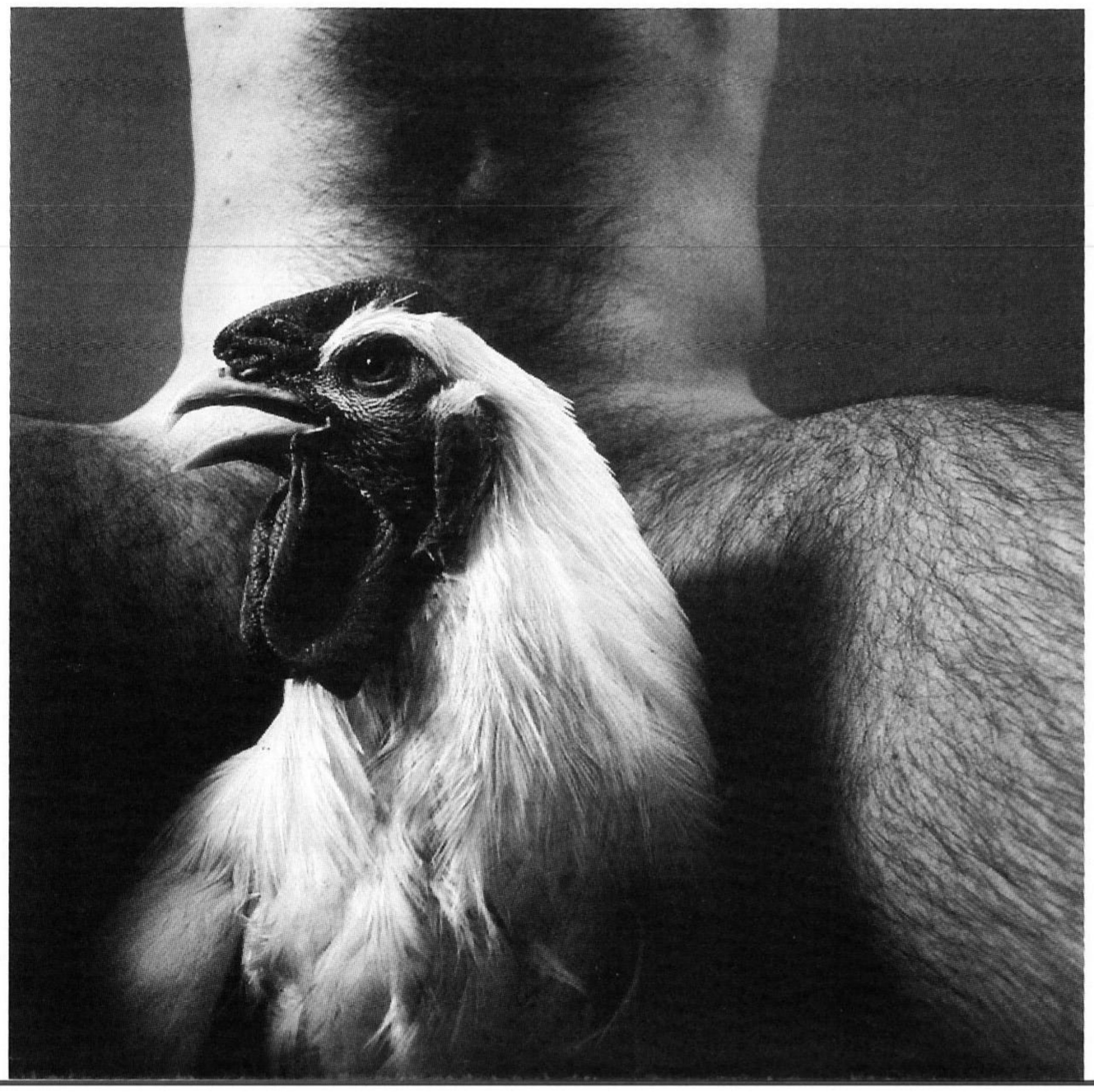
Freie Liebe?

Auf der anderen Seite ist aber auch fraglich, ob die sogenannte *freie Liebe* wirklich ein Ziel sein soll. Sie riecht verdammt nach *freier Arbeit*, erinnert fatal daran, daß die Liebesverhältnisse zirkulieren sollen wie die Waren. Denn Liebe ist niemals *frei*, sondern *gebunden*. Eines ihrer Kennzeichen ist der verläßliche Dienst am anderen. „Nichts Gutes ist bei einer Liebe, die man teilen muß",[17] heißt es in „Tausend und eine Nacht".

Es gilt also, die Liebe weder in die Ehe oder in Eheähnlichem einzusperren, noch sie hin zum Markt zu befreien. Solche Freiheit nennt sich Losigkeit. Weder Zelle noch Losigkeit soll aber die Losung, geschweige denn die Lösung sein. Das Flottieren der Artikel am Sexualmarkt ist keine positive Alternative, auch wenn sie gegenwärtig ansteht, die sich durchsetzende Realität ist. Die alten Sicherheiten sind nicht mehr herstellbar, aber auch gar nicht anstrebbar. Ihr Zerfall ist nicht als Verfall dechiffrierbar, obgleich die heute sich vollziehenden Formen aktuell mehr Angst machen als Hoffnung geben.

Der latente Konflikt läßt sich so beschreiben: Der Mensch bedarf so

wenig und so viel der *freien* wie der *verbindlichen Beziehung*. Er lebt *dazwischen*, braucht Auslauf, aber auch Leine. Der Kantsche Imperativ ist nicht machbar, wenngleich er nicht abgeschafft sein sollte. Aber er ist Hypothese, nicht Kategorie. Diese Doppelmoral ist nach wie vor notwendig und konstitutiv, kann nicht einseitig behoben werden. Treue und Fremdgang sind die Kehrseiten ein und desselben Dilemmas. Es ist heute unvorstellbar, daß es hier etwas geben kann wie eine Lösung, die zufriedenstellt und hält. Viel eher ist davon auszugehen, daß, wenn die Problemfelder Soziales, Ökologie und Frieden endgültig ausgeräumt werden könnten, die direkten zwischenmenschlichen Beziehungen zur eigentlichen Hauptform der Konflikte aufsteigen müssen.



Typologisierung der Liebe

Über Liebe zu philosophieren, ist außerordentlich schwierig. So wenig Ontologisierungen nach hinten sinnvoll sind, so wenig sind solche nach vorne auszuschließen. Liebe wird dahingehend interpretiert als Element der Entkoppelung von gesellschaftlichen Auflagen der zweiten Natur. Daß dies immer wieder zum Scheitern verurteilt ist, sagt nichts über die Zukunft der Liebe. Liebe ist keine *Seinsbestimmung*, sehr wohl aber eine *Werdensbestimmung*. Somit glauben wir auch, daß trotz aller individuellen Lieben Gemeinsamkeiten ausgemacht werden können. Es gilt das Unbegreifbare begreifbar machen. Dies soll in weiterer Folge Gegenstand unserer Versuchungen sein.

Erst die Romantik traktierte die Liebe ins Übersinnliche. Darin ist ein falsches und ein richtiges Moment auszunehmen. Irreführend war die schwülstige Verdunkelung des Erotischen in herzzerreißendem Kitsch, richtungsweisend aber die erstmals breit antizipierte und propagierte, idealistisch gefaßte Emanzipation von Liebe und Sexualität aus deren konventionellen Zwängen. Ganze Erzählungen und Dramen sind voll mit unstandesgemäßen Liebschaften, deren Verstrickungen und Schwierigkeiten. Das *Entfliehen* und *Nicht-Entfliehen-Können* war zentraler Gegenstand der Romantik. Die Weltabgewandtheit war Folge eines dumpfen anderen Wollens, das freilich mehr über ein *Zurück* sinnierte, als an ein *Vorwärts* dachte.

„Die romantische Liebe verwandelte die *amour passion* in ein besonderes Geflecht von Glaubenssätzen und Idealen im Streben nach Transzendenz; romantische Liebe mag in der Tragödie enden und auf das Überschreiten von Schranken hinauslaufen, aber sie hat zugleich auch etwas Triumphales, indem sie sich über irdische Vorschriften und Kompromisse hinwegsetzt."[18] Die Liebe erscheint als der Himmel auf Erden. Doch die Erde ist irdisch, nicht himmlisch. Die Liebe ist der notwendige metaphysische Illusionismus des Lebens. Sie hält nicht, was sie verspricht, aber sie verspricht zu halten. Nichts ist so vielversprechend wie die Liebe. Würde sie nur versprechen, was sie halten könnte, wäre sie nicht Liebe.

Liebe als Dienst

In der Liebe sind (anders als in der bloß praktizierten Lust) innen und außen nicht auseinanderzuhalten, auch wenn wir in realen Momenten der Tatsächlichkeit, Scheidungen und Dominanzen festmachen können. Die Lust ist eine Bedingung der Liebe, aber die Liebe ist keine Bedingung der Lust. Liebe beackert also ein weiteres Feld als die Sexualität. Diese ist ihr immanenter Bestandteil, aber Liebe beinhaltet mehr, sie durchdringt den gesamten Alltag mit ihrer subversiven Besonderheit.

Liebe ist der höchste Dienst an einem anderen Menschen für sich selbst. Ein Dienst,[19] der freiwillig erfolgt: selbstlos, bedingungslos und allumfassend. Liebe ist die tendenzielle Aufhebung primärer Selbstbezüglichkeit. Leidenschaft ist ihr Kennzeichen. Liebe ist nur dann möglich, wenn diese aus sich heraus wirklich Leiden schaffen kann. Gefühle kennen keine Freiheit. Sie können nicht ausgewählt werden. Sie bemächtigen sich unser, ohne daß wir ihnen jemals wirklich mächtig werden können. Wir vermögen nach ihren Gründen zu fragen, doch ihren Wirkungen stehen wir vorerst einmal ohnmächtig und ausgeliefert gegenüber. Gefühle sind in ihrem konkreten Dasein nicht konservierbar. Soll die Liebe zumindest substantiell erhalten werden, bedarf es stets der transformatorischen Anstrengung. In ihr kann man nicht ausruhen, sie verlangt Redynamisierung und Reaktualisierung.

Geben und Nehmen verschmelzen im Schenken der Liebe, sind aber nicht als Tausch von Äquivalenten zu verstehen. Dieses Spüren der Liebe ist nicht meßbar, sondern un(ab)schätzbar. Sobald hier das Messen eindringt – und in der bürgerlichen Gesellschaft geschieht dies unweigerlich – verliert die Liebe ihren hehren Charakter, wird zu einer Zweckgemeinschaft zweier Vertrauter, sinkt zur Partnerschaft ab.

Beim Lieben fallen Weg und Ziel, Mittel und Zweck ineinander. Das *Machen* und das *Gemachte* sind eins. Liebe meint das *Im-Produzieren-Konsu-*

mieren. Es gibt somit keine Fertigstellung der Liebe. Ist sie *fertig*, ist sie *aus*.

Wahr und wirklich

Wahr kann die Liebe schnell sein. Doch ist sie wirklich, dann ist sie dialektisch. Wahre Liebe kann einseitig sein, wirkliche Liebe nicht. Diese muß Verwirklichungen im dialektischen Handeln finden. *Wirkliche Liebe* ist erlebte Liebe, wirkungsvolles Tun. Sie bedarf zweier aktiver Menschen. Das *Ich* ist ein *Dich* und das *Dich* ist ein *Ich*. *Dich* meint ja nichts anderes als das *Du-Ich*. *Ich liebe dich* ist eins in seiner Umkehrung.

Wirkliche Liebe ist praktisch. Sie verwirklicht sich im bewußtlosen und doch bewußten Zusammentun. In ihrer konkreten Setzung mag man sie ein gegenseitiges Behandeln nennen, bei dem die Früchte der Zuneigung verkostet werden. „Wahre Vereinigung, eigentliche Liebe findet nur unter Lebendigen statt, die an Macht sich gleich und also durchaus füreinander Lebendige, von keiner Seite gegeneinander Tote sind. (...) In der Liebe ist das Getrennte noch, aber nicht mehr als Getrenntes, [sondern] als Einiges, und das Lebendige fühlt das Lebendige."[20]

Das Subjekt wird zum Objekt, obwohl es Subjekt bleibt; das Objekt wird zum Subjekt, obwohl es Objekt bleibt. Es ist eine Doppelung im Akt, man ist *in* und *außer sich*. Lieben meint auch das *Sich-lieben-außer-sich*. Man verwirklicht sich im anderen. Das Subjekt hebt sich im Objekt auf, das Objekt ist im Subjekt gut aufgehoben. Nicht nur sinnbildlich, sondern sinnwirklich. Dies ist nicht nur auf der reinen Gefühlsebene erfahrbar, es zeigt sich auch und vor allem an der fleischlichen Lust, an der Vereinigung der Körper. Fühlen steigert sich ins Spüren. Was sich liebt, das fickt sich!

Nichts ist lustvoller als der auf Liebe basierende menschliche Koitus. Wer auf ihn – aus welchen Gründen auch immer – verzichtet oder verzichten muß, verliert Leben im Leben, enthält sich des größten menschlichen Genusses. Jeder Augenblick eines solchen Glücks ist ein Stück gewonnenes Lebens. Leben ist Lieben.

Ineinander über

Reingehen ist gleich *Reinholen*. Die geschlechtliche Vereinigung als aktives Eindringen und aktives Aufnehmen, ist die höchste Verwirklichung zweier Menschen *aneinander*, weil *ineinander*. Die Geschlossenheit des metaphysischen Ichs wird im Geschlechtsakt durchbrochen. Die Liebenden demonstrieren ihr intimstes Wesen, legen sich gegenseitig offen, machen sich auf. Es ist *Erkennen*, wie es das Alte Testament richtig benennt.[21] Das Erkennen seiner und ihrer selbst am anderen und des anderen an einem und einer. Nur in dieser identischen Gegenseitigkeit ist Weite und Tiefe der Liebe möglich. Auf der sexuellen Ebene heißt *sich erkennen*, nicht nur *sich (zu) begreifen*, sondern zu *sich vor-* und *in sich einzudringen*. Sexualität hebt die Diskretion der Körper auf. Die leibliche Offenbarung des Erkennens in ihrer höchsten Form ist der Koitus. Koitus meint zentriertestes Leben. Er ist das kleine Erleben, Aufleben, Ausleben, Ableben, kurzum der kleine Tod, der das Leben bereichert.

Über den gelingenden Koitus läßt sich folgendes sagen: In ihm hebt sich sogar die Trennung der Individuen im Moment der Vereinigung auf. Im Vögeln gehen die Menschen über sich hinweg und hinaus, sie finden in einem anderen zu sich, sie gehen *ineinander über*. Was sie suchen, ist sich selbst im anderen, was sie finden ist dasselbe. Vögeln meint gegenseitiges Aufladen und Entladen, ist ein gegenseitiges Schenken in Lust ohne Verlust. Der gemeinsame Orgasmus ist die vollendete Dialektik der Körper.

Vögeln heißt, sich an einem anderen Körper zu verwirklichen. In ihm *werden* und *vergehen*. In ihm *sich suchen* und *versuchen*. In ihm *sich erfinden* und *finden*. Eins spürt sich, weil eins völlig außer sich zu zweien zusammen ist. In Hegels Sprache: „Aber die Gattung ist ebenso wesentlich affirmative Beziehung der Einzelheit auf sich in ihr, so daß sie, indem sie, ausschließend, ein Individuum gegen ein anderes Individuum ist, in dieses *andere* sich kontinuiert und sich selbst in diesem *anderen* empfindet."[22]

Vögeln ist voll untrennbarer Momente seiner Extreme: Freiheit und Gefangenheit, Fesselung und Entfesselung, Unterwerfung und Unterworfensein. Vögeln ist ein Akt permanenter Sichselbstaufhebung im anderen, das Gleiten von einem in das andere und das Zurückfluten, das Raus und Rein, das Umfangen und Auslassen.

Gedeihliche Sexualität ist die Aufhebung von Esoterik und Exoterik in ihren jeweiligen Gegensätzen. Sexualität wird verstanden als *verinnerlichte Entäußerung* oder *entäußerte Verinnerlichung*. Sie ist Dialektik auf höchster Stufe: *Zu sich kommen*, weil *außer sich sein*. *Du* und *Ich*, alles kommt durcheinander, aber alles kommt durch und zu sich.

Macht und Ohnmacht

Spüren verbirgt auch ein *Spuren*, ist ohne es nicht wirklich. Die Sprache

verrät es: Passion erfordert den Passiv, Leidenschaft die Leideform. Nicht ausschließlich oder vorrangig, aber auch. Jeder Mensch will doch von jemandem gefesselt sein, umschlungen und gehalten, besessen und erobert, umgeworfen werden und somit unterworfen sein. Diese sinnlich notwendigen Handlungen sind räumlich und zeitlich zu begrenzen, dürfen nicht schrankenlos sein. Wobei die jeweiligen Kriterien individuell unterschiedlich zu setzen sind. Ob jemand zusammenpaßt, hängt also auch von der gegenseitigen Assimilation sexueller Vorstellungen und Ermöglichungen ab. Ob also ein Brauch ein Gebrauch oder schon ein Mißbrauch ist, ist nicht immer a priori zu entscheiden. Wohltat und Attentat sind näher, als man meint.

Wo Freiheit ist, muß Autorität sein. Nur Autorität erlaubt die Verfügung über Objekte. Freiheit schließt somit Autorität nicht aus, sondern setzt diese ein. Jene kann sich nur durch diese verwirklichen. Unterwerfung darf nicht nur in ihren repressiven Momenten begriffen werden, sondern auch in ihren selbstbestimmten Komponenten. Sie ist fixer Bestandteil der Sexualität. Das grundsätzliche Problem besteht darin, daß Aktivität und Passivität geschlechtsspezifisch vorpositioniert sind. Sie folgen meist nicht der konkreten Unmittelbarkeit, sondern gesellschaftlichen Normen.

Jedes Subjekt braucht ein Objekt. Kritisierbar ist die Programmierung der Frau als primäres Lustobjekt, nicht jedoch die Kreation des Lustobjekts an sich. Dieses ist durchaus, wenn auch nicht durchgehend, positiv besetzbar. Jedes Subjekt hat auch ein Objekt zu sein, aufzuheben ist nicht die Subjekt-Objekt-Dichotomie, sondern ihre Zuordnung nach geschlechtlichen Eigenschaften. Die Konstruktion eines Widerspruchs zwischen Person und Objekt[23] greift völlig daneben. Es ist daher Unsinn, wie Andrea Dworkin zu behaupten, „daß echte Objektivierung etwas Männliches sei".[24] Jede Person ist Objekt und soll den Wunsch haben dürfen, es auch sein zu wollen. Wobei das Objekt hier keineswegs verdinglicht wird, sondern ganz personenbezogen als konkrete Außenbezüglichkeit zu verstehen ist.

Gleichheit der Geschlechter ist lediglich eine zu bejahende abstrakte Größe, kein konkretes Ziel. Gleichheit ist eine fiktive Richtschnur, prinzipiell soll einem und einer überhaupt nichts gleich sein. Sexuelle Emanzipation wird von uns verstanden als die gelingende Gestaltung von Ungleichheiten in spielerischer Form, ohne einer vorhergehenden und prinzipiellen Festlegung irgendwelcher Dominanzen das Wort zu reden. In der jeweiligen Konkretion eines Augenblicks kann der Geschlechtsverkehr nicht gleich sein, noch die Geschlechter gleichgültig. Der Weg ist Unterwerfung ohne Unterdrückung.

Macht macht glücklich, wird sie nicht monopolisiert. Sexuelle Selbstbestimmung der Frau ist ohne Unterwerfungen des Mannes unmöglich. Detto natürlich umgekehrt. Gibt es keine Verfügungsmöglichkeiten über menschliche Objekte, dann ist der Begriff der *Selbstbestimmung* sinnlos. Dominanz und Subdominanz müssen jedoch harmonieren, dürfen sich nicht in Ausschließlichkeit gestalten, sondern in beiderseitiger Dienstbarkeit.

Wohlgemerkt, Liebe ist ein Dienst, aber keine Dienstleistung. Wird jener prinzipiell in Frage gestellt, dann steht das Verhältnis auf äußerst schwachen Beinen. Bricht die gemeinsame Intimität, dann bricht auch die Beziehung. Die sexuelle Dienstleistung in Ehe, Markt und Prostitution ist anderen Charakters, wenngleich – und das spricht in der bürgerlichen Gesellschaft auch immer mehr für sie – leichter herstellbar, weil eben mit den Warenbeziehungen synchron.

Sexualisierung als Entsexualisierung

„Leute, deren Lustbedürfnis zu schwach ist und die weniger genußfreudig sind als sie sein dürften, kommen schwerlich vor. Denn eine solche Stumpfheit der Sinne ist nicht menschlich."[25] Was Aristoteles noch vor 2500 Jahren ausschloß, ist heute zu einem allgemeinen Problem geworden. So groß die Geilheit auch sein mag, die Lust ermattet. Als historische Humoreske tritt dieses Paradoxon auch zutage, vergleicht man die Koitusfrequenz in Ost- und Westdeutschland. Der prüde Osten schneidet da (auch heute noch) um vieles besser ab als der entwickeltere Westen.[26] „Die pluralistisch sozialisierten Menschen sind viel weniger ‚sinnlich' als selbst die kaputtesten Opfer der autoritären Zeiten",[27] schreibt Ernest Borneman. Die sexualisierte Gesellschaft entsexualisiert die Sexualität.

Was für die Sexualität gilt, gilt ebenfalls für die Familien. Die Zellen sind aufgebrochen. Engels Aussage, „die moderne Gesellschaft ist eine Masse, die aus lauter Einzelfamilien als ihren Molekülen sich zusammensetzt,"[28] ist heute schon nicht mehr wahr. Diese sind inzwischen selbst in den Prozeß ihrer Auflösung getreten. Singles und Wohngemeinschaften, bzw. die sinkende durchschnittliche Haltbarkeit von Ehen, Partner- und Liebschaften verdeutlichen dies.

Die alte Form ist prekär geworden, eine neue aber nicht in Sicht. Das moderne, gehetzte und rastlose Individuum flaniert so zwischen verschiedenen Bezügen, es flüchtet aus der Familie, um meist doch wieder in einer zu landen. Daß die Alternativen keine Alternativen sind, sondern bloß familiale Zerfallsprodukte, liegt auf der Hand. Wahrscheinlich sind die Zeiten von festen Modellen sowieso vorbei, die sichtbaren Entformierungserscheinungen Künder vom Verfall der bürgerlichen Epoche. Sämtliche bürgerliche Kommunikationsstrukturen – wie Geld, Recht, Politik, Demokratie etc. – stehen zur Disposition, davon sollten ideologische Beteuerungen und regressive Entwicklungen nicht ablenken.

Der kapitalistische Alltag ist auf *Erledigung*, nicht auf *Vorhaben* ausgerichtet. Die Beschäftigungstherapie der Warenmonade setzt Erledigung auf Erledigung. Und es gilt, alles möglichst schnell zu erledigen. Selbst ausgezeichnete Liebesverhältnisse können nie frei sein von diesem Druck, den die kapitalistische Zeit- und Kostenrechnung ausübt. Wenn man etwas hinter sich bringen will, anstatt es auskosten zu können, weil die innere Uhr zu anderweitigem ruft, erledigt sich der Geschlechtsverkehr freilich ganz anders als intendiert.

Vögeln erfordert jedenfalls Zeit, die niemand mehr hat. Gelingende Sexualität ist so hochgradig abhängig von der Möglichkeit, sich abzuschotten und abzugrenzen, zu entfernen und zu entschleunigen.

Der Geschlechtsakt ist zu langsam für die immer schneller werdende Gesellschaft. Das Tempo, das vorgegeben wird, ist objektiv auf die Zerstörung der Sexualität angelegt. Fast sex ist noch schlimmer als fast food. Essentielles Vögeln und kapitalistische Verwertung entkoppeln sich. Gerade hier gilt es aber auch, dessen antikapitalistische Potenz zu erkennen, aufzuzeigen und zu mobilisieren.

Affektiv statt effektiv

Die bürgerliche Befreiung *der* Sexualität gerät zur Befreiung *von der*

Sexualität. Je alltäglicher und selbstverständlicher sie uns auch entgegenzutreten versteht, desto weniger findet sie als gemeinsames sinnliches Ereignis statt. Sexualität überfordert die Menschen. Es ist einfacher, es sich einfach zu machen, sich nicht mit den eigentlichen Ansprüchen und Wünschen auseinanderzusetzen, sondern die Surrogate des Sexuellen zu konsumieren. Wie anstrengend ist doch auch so ein Geschlechtsakt gegen das Klicken der Maus, das Starren auf das Video, das Blättern im Heftchen. Ja, und safer sowieso.

Sexualität gestaltet sich so zusehends affektiv, nicht effektiv, sie wird überbordend wahrgenommen, ohne sich verwirklichen zu können. Sie bleibt stecken, wird nicht real, gefällt sich in fiktionalen Obszönitäten, inszeniert sich in billigen Imitationen. Mangelnde Erotik ersäuft in zeitgeistiger Neurotik. Man blättere nur in den dementsprechenden Magazinen. Die jeweiligen Moden („Ekstase durch Askese", „Kosmische Höhepunkte" etc.) sind nur das dünne Make-up auf fahlem Antlitz. Jene füllen, besser: schütten zu die gähnende Leere, die sich des bürgerlichen Individuums bemächtigt hat. Stets wird es zu neuen Nichterfüllungen getrieben. Es kann nicht mehr innehalten, weil es nichts mehr hält. Es kann sich nicht mehr erfüllt denken, ohne aber an etwas anderes denken zu können.

Bezüglich des Hollywood-Films notierten Max Horkheimer und Theodor W. Adorno: „Gerade weil er nie passieren darf, dreht sich alles um den Koitus."[29] Aber dort, wo er dann doch bildlich vorgezeigt wird, gerät er zur Pornographie. Die Schönheit der Körper löst sich auf in zur Schau gestellter Nacktheit, die Zärtlichkeit der Liebe verschwindet in der Bloßstellung der Geschlechtsmerkmale, die Wildheit des Beischlafs verkommt zur Erniedrigung der Frau. Lust reduziert sich auf Gier, Sexualität hat nur noch ein Ziel: die Penetration. Die Gefühle der menschlichen Liebe sind filmisch nicht nachvollziehbar. Bild und Ereignis, Ton und Geschehen, können nicht in Einklang gebracht werden. Was man sieht, ist etwas anderes, als was man tut. *Fühlen* und *Spüren* finden im *Bestaunen* und *Begeilen* keinen adäquaten Ausdruck.

Der wirkliche Inhalt der sexuellen Kommunikation ist nicht aufführbar und präsentierbar. In der Nachformung wird er unweigerlich deformiert, verwandelt sich sein einmaliges Ganzes in ein selektives Mosaik. Sexualität wird dekontextualisiert, eben weil ihre Essenzen ungleiche Übertragungsfähigkeiten aufweisen. Nur wenige Momente erscheinen auf dem Schirm (oder im Pornoheft). Man probiere es selbst im Spiegel-Test: der sinnliche Akt des Vögelns und der voyeuristische Akt des Sich-Zuschauens werden als zwei verschiedene Akte „erlebt". Zwischen *Gesehen* und *Geschehen* ist die Differenz enorm. Das Pornographische überwuchert das Sexuelle. Da findet anderes statt. Das Gleiche ist nicht mehr das Gleiche.

Defekte Korrekturen

Aber auch die subjektive Seite will dem objektiven Trend nicht nachstehen. Wie verkehrt man richtig? – eine der verkehrtesten Fragen überhaupt – wird immer öfter gestellt. Der Verkehr der Geschlechter folgt jedoch keiner Straßenverkehrsordnung, auch wenn die *sexual correctness* ihn auf dieses Niveau erniedrigen will. Die bürgerliche Moral kommt noch einmal als linksliberale Verirrung zu sich. Sie will nicht Mut machen, sondern Angst erzeugen. Lust ist ihr Last. Verfehlungen sind nach ihrem Kodex zu sanktionieren. Der Wildbach der Sexualität wird reguliert zu einer stinkenden Kloake, einbetoniert und einsehbar, fad und öd.

Das Korrekte beinhaltet schon die Korrektur in sich. Es will die konkreten Äußerungen des Daseins partout nicht zulassen, sondern drangsalieren, indem es korrigierend eingreift. Jede Abweichung gilt als verdächtig und unzulässig. Indes: Wenn Liebe und Sexualität, Sinnlichkeit und Lust als Grenzgängerinnen menschlicher Kommunikationsmöglichkeiten aufgefaßt werden, dann ist jedwede korrekte Vorgabe kontraproduktiv. Das Korrekte ist das Verrückte, man kann es nicht anders sagen, ein sozialer Defekt. Das Korrekte ist ein Korsett des Zwanges. Es will sein die Zensur und Selbstzensur der Lust, nicht Erweiterung, sondern Einengung, es will Verhalten und Verhältnis auf Benimmregeln zurechtstutzen.

Sexual correctness ist wie ein hölzernes Eisen. Sexualität und Korrektheit gehen nicht zusammen. Wer letzteres will, soll ersteres lassen. Sexualität, Emotionalität und Sinnlichkeit können immer nur konkret entsprechend sein. Gleichartige Blicke können ärgern oder freuen, gleichunartige Berührungen abstoßend oder anziehend sein. Damit ist keineswegs einer Gedanken- und Schrankenlosigkeit das Wort geredet. Was es zu propagieren gilt, ist eine *kommunikative Adäquanz*, das heißt ein Verhalten, das Situation und Möglichkeit richtig einschätzt, entsprechend handelt oder eben nicht handelt. Ein Zuviel an Tugend ist ebenso ein Laster wie auch ein Zuwenig.

„Laster und Tugenden liegen den Menschen
In der Brust beieinander.
Kein Mensch ist so gut, daß nichts ihm mangle,
Noch so böse, daß er zu nichts nütze",[30]
wußten schon die alten Germanen.

Natur frißt Kultur dämmt Natur

Abschließend möchten wir noch anhand Camille Paglias „Die Masken der Sexualität"[31] auf den Komplex Sexualität und Natur näher eingehen. Über hunderte von Seiten illustriert Paglia die dunkle chthonische (= der Erde angehörige, unterirdische) Macht der Natur gegen die apollinischen, gesellschaftlichen Setzungen. Konflikte, Krieg, Mord und Vergewaltigung finden keine gesellschaftliche Erklärung, sondern kennen natürliche Ursachen. Natur wird in ihrer Negativität geradezu beschworen. Paglia ist fasziniert vom Grausigen.

Die chthonische Anbetung der letztendlich bestimmenden Determinante Natur ist gekoppelt mit der apollinischen Abscheu vor ebendieser. Camille Paglia inszeniert sich sodann als Hohepriesterin der bisherigen Vergesellschaftung, erklärt diese für gut und notwendig. Kapitalismus und Patriarchat können nur mehr affirmiert werden. Sie werden zum ontologischen Prinzip des Menschseins, gefeiert als Durchsetzung allgemeiner apollinischer Regeln seit dem Alten Ägypten: „Das kapitalistische Verteilungssystem, eine komplizierte Kette von Fabrik, Transport, Großhandel und Einzelhandelsgeschäft, ist eine der größten männlichen Errungenschaften in der Kulturgeschichte. Es ist ein blitzschneller appolinischer Stromkreis männerbündischen Charakters. Zu den ärgerlichsten Erscheinungen des Feminismus gehört die Abscheu gegen die ‚patriarchalische Gesellschaft', an der kein gutes Haar gelassen wird. Aber es ist eben diese patriarchale Gesellschaft, die mich als Frau frei gemacht hat. Dem Kapitalismus verdanke ich die Muße, an diesem Schreibtisch zu sitzen und ein Buch zu schreiben. Lassen wir die kleinkarierte Kritik an den Männern und erkennen wir den Reichtum an, mit denen ihre fixe Idee unsere

Kultur erschüttert hat. (...) Wäre die Zivilisation den Frauen überlassen geblieben, wir lebten noch immer in Schilfhütten."[32] Den Abstieg des Weiblichen sieht Paglia eingebettet in der Zurückdrängung der Natur, im Vorherrschen des apollinischen über das chthonische Prinzip. Das setzt sie positiv. Uneingeschränkt.

In diesem fatalen Spiel zwischen Chthonischem und Apollinischem ist für Emanzipation wenig Platz. Ersteres meint wilde Unterwerfung, letzteres rationale Unterdrückung. Schlußendlich führt dies in einen reaktionären Katzenjammer: „Glücklich die Zeiten, in denen Ehe und Religion festgegründete Institutionen sind. System und Ordnung bieten uns Schutz gegen Sexualität und Natur. Leider leben wir in einer Zeit, in der das Chaos der Sexualität offen ausgebrochen ist."[33]

Die Gesellschaft wird zur Begrenzungsmacht des urgewaltigen Bösen, kann jedoch diesem niemals obsiegen. Die Forderung „nach einem Leben in Liebe und Frieden ist (...) ein unmögliches und widernatürliches Ideal".[34] – Was soll's? Widernatürlich ist der Mensch sowieso. Die Natur holt ihn ein, aber er läuft ihr immer davon. Widernatürlichkeit meint also noch lange nicht Unmöglichkeit. Abgesehen davon, daß es hier bereits partielle Verwirklichungen gibt, der Frieden gerade eine der großen Errungenschaften gegen den status naturalis darstellt, wenn auch noch eine beschränkte, immer wieder durchbrochene. Die gesellschaftliche Möglichkeit ist nichts anderes als die zentrale kulturelle Metakategorie gegen die natürliche Notwendigkeit.

Lust als Verlust?

Die Methode der Camille Paglia ist relativ einfach. Sie bläst Aspekte, die in der feministischen Theorie weitgehend unterschlagen wurden, bis zur Unkenntlichkeit auf. Sie erkennt treffsicher wunde Punkte, um hemmungslos ihre Einwände zu einer allumfassenden Theorie zu verdichten. Ein Reduktionismus wird durch einen anderen abgelöst. An drei Beispielen sei das verdeutlicht:

Erstens: „Metaphorisch gesprochen hat jede Vagina verborgene Zähne, denn das Männliche kommt mit weniger aus ihr heraus, als es beim Eintritt hatte. Der Grundmechanismus der Empfängnis verlangt vom männlichen Geschlecht Aktivität, vom weiblichen hingegen nichts weiter als aufnahmebereite Passivität. Als ein eher natürlicher und nicht gesellschaftlicher Austausch ist Sexualität deshalb tatsächlich eine Art von Aufsaugung männlicher Energie durch weibliche Fülle.

Physische und geistige Kastration ist die Gefahr, der sich jeder Mann beim Geschlechtsverkehr mit einer Frau aussetzt."[35]

Aber wer sagt, daß *weniger* ist gleich *schlechter*? Das Verlieren des Samens ist doch kaum als *Verlust*, sondern als *Lust*, somit als Erleichterung und Gewinn auffaßbar. *Jetzt ist ihm leichter,* nicht: *Jetzt ist er leichter*, ist die richtige Interpretation. Der Mann ist *entlastet*, weil *entladen*. Sein Wollen ist darauf ausgerichtet. Die Entladung männlicher Energie ist als *männliches Ausschenken* und *weibliches Aufnehmen*, nicht als *weibliches Bestehlen* oder *männliches Bestohlenwerden* dechiffrierbar.

Zweitens: „Jeder Penis wird in der Vagina kleingemacht",[36] ist ebenso eine halbe Wahrheit. Die Vagina kriegt den Penis nur klein, weil sie ihn groß kriegt. Denn vorher, wer soll das abstreiten, hat er sich ja für sie großgemacht. Wirklich ist: Der Mann macht ihn groß und klein, sowie: Die Frau macht ihn groß und klein. Sie können nicht das eine ohne das andere wollen, wollen sie etwas davon haben. *Kleinmachen* und *Großmachen* sind also notwendige partielle Dimensionierungen des Geschlechtsverkehrs. Ohne letzteres würde es nie anfangen, ohne ersteres nie aufhören.

Klein- und Großmachen sollten nicht teleologisch verklärt werden, sie sind a priori keiner geschlechtlichen Übermacht zuordbar. Gesellschaftliche Ohnmacht der Geschlechter rührt heute nicht aus dem Geschlechtlichen, sondern aus dem Gesellschaftlichen.

Die Dominanz des Mannes äußert sich ebensowenig im steifen Schwanz, wie die Dominanz der Frau Ausdruck davon ist, daß sie den Schwanz durch Entleerung zum Abschlaffen bringt. Hier werden biologische Detailmuster in banaler Manier gesellschaftlich reinterpretiert.

Drittens: „Der Geist ist Gefangener des Körpers."[37] Stimmt ja. Aber ebenso stimmt, und noch wichtiger ist: Nichts ist so wenig gefangen im Körper wie der Geist. Er ist die Bedingung und Voraussetzung jedweder relativen Autonomie, verantwortlich für die Herausbildung aus dem Tierreich. Befreiung gibt es nur durch ihn und seine Folgen. Der Mensch ist nicht die Marionette des Daseins. Die letztliche *Befangenheit* ist anders als im Tierreich keine *absolute Gefangenheit*, sie existiert nicht unter hermetischem Verschluß. So wird wiederum aus einer richtigen Behauptung durch ihre Kontextlosigkeit eine falsche These.

Sex und Sexualität

Schon Paglias Grundaussagen wie: „Sexualität ist Teil der Natur, das Naturhafte am Menschen",[38] oder: „Sexualität kann man nicht verstehen, denn Natur kann man nicht verstehen",[39] müssen entschieden zurückgewiesen werden. Umgekehrt gilt: In der Natur gibt es keine Sexualität, Sexualität ist die transzendierte gesellschaftliche Kommunikationsform des Geschlechtlichen (Sex).

„Im Gegensatz zur organisierten Sexualität ist das Sexuelle die Triebhaftigkeit, die jedem Erleben ganz allgemein etwas Dranghaftes verleiht. Diese Triebhaftigkeit ist zunächst ungerichtet, ziellos, zeitlos, unkonditioniert und vor allem unbewußt."[40] Der Trieb ist indifferent. Erst im menschlichen Sozialwesen differenziert sich die Sexualität aus jenem heraus, verfei-

nert, ja transformiert dessen Grobschlächtigkeit. Aus Trieb wird Begierde, das heißt „Trieb mit dem Bewußtsein des Triebes“,[41] wie Spinoza es nannte. Ähnliches gilt übrigens auch für andere Grundbedürfnisse: aus Fressen wird Essen, aus (sich) Tränken Trinken.

Sex ist eine biologische Größe, Sexualität eine historische Kategorie.[42] Sexualität ist das jeweilige auf natürlichem Sex aufbauende, aber soziale Verhältnis.

Menschen sind anders als Tiere. Sie tun es auch anders, selbst wenn es leibhaftig nicht so ausschauen sollte. Nur die Menschen kennen Sexualität. Sie vögeln um des Vögelns Willen. Ihr Trieb ist *natürlich angelegt*, aber als Lust *kulturell ausgelegt*. Das den Menschen Besondere ist die Künstlichkeit ihrer sexuellen Ausgestaltung, ohne daß deswegen die Natürlichkeit des Sexes gänzlich verschwindet. Obwohl als Sex fest in der Natur verankert, ist die menschliche Sexualität kulturell erhöht und überhöht. Nur der Mensch ist *drüber*, im wahrsten Sinne des Wortes. Die sexuelle Bestimmung des Menschen ist nicht aus seiner anatomischen Beschaffenheit zu rekonstruieren.

Der Streit, ob die menschliche Sexualität natürlichen oder gesellschaftlichen Ursprungs wäre, ist längst entschieden. Sie ist beides, wobei jedoch nur letzteres spezifisch menschlich ist, somit nur dieses Element auch ihren besonderen substantiellen Charakter formt. Aber das ist es, was Menschsein vor allem auszeichnet: Ursprung und Bestimmung fallen auseinander. ■

Dr. Franz SCHANDL ist Historiker und Publizist.

Anmerkungen

1 Sophokles, Antigone, Vers 781-790, Stuttgart 1955, S. 37.
2 Immanuel Kant, Die Metaphysik der Sitten (1797), Werkausgabe Band VIII, Frankfurt am Main 1977, S. 389.
3 Ebenda, S. 390-391.
4 Ebenda, S. 389.
5 Immanuel Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (1785), Werkausgabe Band VII, Frankfurt am Main 1974, S. 68.
6 Ebenda.
7 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts (1821), Werke 7, Frankfurt am Main 1986, S. 310.
8 Ebenda, S. 313.
9 Ebenda, S. 310.
10 Vgl. Volkmar Sigusch, Die Mystifikation des Sexuellen, Frankfurt am Main-New York 1984, S. 113f.
11 Niklas Luhmann, Liebe als Passion. Zur Codierung der Intimität, Frankfurt am Main 1982, S. 33.
12 Friedrich Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates (1884), MEW, Bd. 21, S. 77.
13 Wilhelm Reich, Die sexuelle Revolution. Zur charakterlichen Selbststeuerung des Menschen (1936), Frankfurt am Main 1971, S. 31.
14 Immanuel Kant, Grundlegung der Metaphysik der Sitten, S. 51.
15 Immanuel Kant, Die Metaphysik der Sitten, S. 327-328.
16 Immanuel Kant, Grundlegung der Metaphysik der Sitten, S. 43.
17 Tausend und eine Nacht. Arabische Erzählungen, Geschichte des zweiten Mädchens; Erster Band, Erlangen 1984, S. 110.
18 Anthony Giddens, Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1993, S. 56.
19 Der Begriff *Dienst* mag in diesem Zusammenhang befremdend anmuten; interessant nur, daß er bei ganz unterschiedlichen Autoren Eingang gefunden hat. Vgl. Ernest Borneman, Sexuelle Marktwirtschaft, S. 180; bzw.: Niklas Luhmann, Liebe als Passion, S. 75.
20 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Entwürfe über Religion und Liebe (1797/1798), Werke 1, Frankfurt am Main 1986, S. 245-246.
21 Gen 4, 1; 4,17; 4,25.
22 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften II (1830), Werke 9, Frankfurt am Main 1986, S. 516.
23 Andrea Dworkin, Pornographie. Männer beherrschen Frauen, Frankfurt am Main 1990, S. 145.
24 Ebenda, S. 148.
25 Aristoteles, Nikomachische Ethik, Buch III, Stuttgart 1983, S. 84 [1119a 1-20].
26 Vgl. Ernest Borneman, Sexuelle Marktwirtschaft. Vom Waren- und Geschlechtsverkehr in der bürgerlichen Gesellschaft, S. 201-206. Sowie: Martin Koch, Der Ostmann – zu Unrecht gedemütigt, »Neues Deutschland« 17./18. Februar 1996, S. 16.
27 Ernest Borneman, Sexuelle Marktwirtschaft, Wien 1992, S. 41.
28 Friedrich Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates (1884), MEW, Bd. 21, S. 75.
29 Max Horkheimer/Theodor W. Adorno, Dialektik der Aufklärung (1947), Frankfurt am Main 1971, S. 127.
30 Die Edda. Göttersagen, Heldensagen und Spruchweisheiten der Germanen, Havamal, Vers 134, Berlin (West) 1987, S. 60.
31 Camille Paglia, Die Masken der Sexualität, München 1995.
32 Ebenda, S. 56-57.
33 Ebenda, S. 41.
34 Ebenda, S. 33.
35 Ebenda, S. 27.
36 Ebenda, S. 69.
37 Ebenda, S. 32.
38 Ebenda, S. 11.
39 Ebenda, S. 16.
40 Wolfgang Ertler, Das Sexuelle und die Sexualität. Zum 10. Todestag von Fritz Morgenthaler, »Weg und Ziel« Nr. 5/1994, S. 56.
41 Baruch de Spinoza, Die Ethik nach geometrischer Methode dargestellt (1677), Hamburg 1989, S. 167.
42 Vgl. dazu Volkmar Sigusch, Vom Trieb und von der Liebe, Frankfurt am Main-New York, 2. durchg. Aufl. 1984, S. 70-73.

Liebe und Sex in Zeiten ohne Sinnlichkeit

Über die Verdinglichung des Bewußtseins und die Mystifikation des Sexuellen an Hand von Marx' Warenanalyse und Werttheorie

Maria WOLFLINGSEDER

„Die Liebe brennt ein Loch in die Welt. Sie sprengt die Kontinuität der Zeit, weil sie nur ein Jetzt kennt. Sie zerfetzt das Panorama der Welt, weil Instanzen und Perspektiven, die Nähe und die Ferne, alles in einem Punkt zusammenfällt. (...) Die Liebe als Bedrohung der Ordnung. Der Ordnung der Dinge, der Ordnung der Gesellschaft, schließlich auch der Ordnung des Individuums selbst."[1]

Einleitend eine Veranschaulichung der objektiven *Möglichkeiten*, die Liebe und Sex für das Individuum in unserer kapitalistischen Welt bieten. Die individuelle Geschlechtsliebe wurde ja erst aufgrund des Durchbruchs der kapitalistischen Produktionsweise und des Aufstiegs der Bourgeoisie zur herrschenden Klasse historisch ermöglicht. (Dies hat Romana Höll in ihrem Artikel in diesem Heft ausführlich dargestellt.)

„Sexuelle Handlungen gehören zu den besten Möglichkeiten, die wir haben, unser unartikuliertes inneres Leben auszuagieren. (...) Viel zu oft vergessen wir die erstaunlichen Heilkräfte und den lebensbestätigenden Zauber sexuellen Genusses. Sex kann uns helfen, uns selbst zu lieben und in uns eine seelische Großzügigkeit zu entdecken. Er kann uns helfen, uns der Welt zu öffnen und einfach *lebendig* zu sein. (...)

Die Vernunft läßt uns nicht nur im Stich, wenn wir zum Orgasmus kommen, der Orgasmus ist antithetisch zur Vernunft – der Orgasmus löscht die Vernunft aus, und umgekehrt kann ein Augenblick der Vernunft den Orgasmus zunichte machen. (...)

Das Verschmelzen zweier Menschen zu einem Wesen im Orgasmus, dieses Verschwimmen der Identität, verbindet Wonne und Angst zu einem seltsamen Gemisch. Dies ist vielleicht die beste Erklärung dafür, daß der Orgasmus der Masturbation intensiver sein und körperlich vollständiger empfunden werden kann als ein Orgasmus zusammen mit einem anderen Menschen. Er ist einfach sicherer. Murray Davis benutzt den Ausdruck ‚Angst vor ontologischer Verseuchung', um zu beschreiben, wie wir unser inneres Ich in Schach halten, selbst wenn unser Körper ganz bei der Sache ist. Aber zu den großen Fähigkeiten der Sexualität gehört, dies zu überwinden – einen Ort der ontologischen Kapitulation zu schaffen. (...) Solange wir das Land der Sexualität nicht durchqueren, gibt es eine Menge anderer Territorien, mit deren Erkundung wir noch nicht einmal beginnen können."[2]

Bei erfüllter Sexualität mit einem liebenden und geliebten Menschen fühlen wir uns vollkommen, ganz, lebendig, geborgen, gut aufgehoben, verbunden, sicher, gleichzeitig schwebend leicht und bärenstark, die Welt erscheint uns „um sieben Horizonte größer". Wir merken erst im Nachhinein wie tot, abgestumpft, beschränkt und dumpf wir ohne sie sind. Der Unterschied wird besonders an der Schwierigkeit der Vermittlung dieser Erfahrung deutlich: Sie jemand erklären zu wollen, der es nicht erlebt hat, kommt dem Versuch gleich, einem Farbenblinden die Farben erklären zu wollen. Sexualität heißt Mut zum Spiel, Erotik ist Spiel, Spiel der Sinne – miteinander, gegeneinander, füreinander, Spiel von Ohnmacht und Macht, von Hingabe und Hernehmen – sich hingeben, dich hernehmen. Erotik ist Spiel, ist Lust, bar jeden Zwecks, nur um ihrer selbst Willen. Sex ist „nur" die beste Gelegenheit, einander die Fassade aufzubrechen, die Mauern niederzureißen, einander den Eispanzer aufzutauen, Spannungen abzubauen, (Macht)Kämpfe auszutragen. Das, was daraus wächst ist Vertrauen, Nähe, Intimität, ist Überwindung von Angst und Konkurrenz.

Keine Zeit für Sinnlichkeit

Solch ein „unendlicher Reigen" erfordert Zeit, erfordert Muße, erfordert Ungestörtheit, die heute kaum jemand hat bzw. sich nicht nimmt. Auf diesen Umstand gibt Franz Schandl in seinem Artikel in diesem Heft einen der selten gelesenen oder gehörten Hinweise. Genauso wie im Alltag kaum Zeit für Kochen und in Ruhe Essen ist, gibt es meist – wenn überhaupt noch – nur mehr sexuelles „Pflichtprogramm". Heute, bei fortschreitender Verzwekkung und Funktionalisierung scheint es eher Usus zu sein, Sex zu *erledigen*. Wie meint da nicht ein Kolumnist der Programmzeitschrift »Falter«: Mit dem Sex sei es so wie mit dem Putzen, es sei so anstrengend, man hoffe nur, daß es bald vorbei sei,– aber hinterher fühle man sich wenigstens besser.

Angst vor einander, (vermeintlich) gut daran zu tun, sich vor dem Hintergrund des allumfassenden gesellschaftlich bedingten Konkurrenzverhältnisses bedeckt zu geben, schafft die aktuelle Verfaßtheit unserer Kommunikationsrealität. Und die alte Weisheit, beim Sex lerne man jemand am besten kennen, da könne Mensch sich nicht verstellen, da komme jemandes wahrer Charakter zum Vorschein, dürfte weitgehend vergessen bzw. nicht mehr aktuell sein, weil ja Schein heutzutage alles bedeutet.

Warum die oben genannten objektiven *Möglichkeiten* heute so schwer in *Wirklichkeiten* umzusetzen sind, warum die Masken des Begehrens immer härter und die Metamorphosen der Sinnlichkeit[3] immer verquerer werden, warum es noch nie so schwierig war, zu lieben und geliebt zu werden, obwohl wir heute mehr denn je auf Liebe und Gegenliebe angewiesen sind, auf Zuwendung, Achtung, Trost und Geborgenheit[4],– darum soll es in diesem Artikel gehen.

Meine erste Annäherung an dieses Thema in »Weg und Ziel« 5/1994: „Das Private ist politisch", enthält viele Darstellungen der gegebenen Verhältnisse – etwa die Sexualisierung vieler Lebensbereiche bei gleichzeitiger Entsexualisierung, das heißt Abnahme der tatsächlichen sexuellen Kontakte; das ideologische Manifestieren von ausschließender Zweierbeziehung, Ehe und Familie trotz zunehmender Unmöglichkeit, dieses Ideal realisieren zu können; eine neue Moralisierung in Form von political and sexual correctness, oder der Warencharakter zwischenmenschlicher Beziehungen. Aber ein brauchbares theoretisches Fundament, auf dem die Analyse und Beurteilung dieser Erscheinungen bzw. Utopien über eine sinnlichen Praxis aufbauen können, fehlt dort bzw. dieses ist viel zu kurz gegriffen. Nunmehr möchte ich mich auf eine tragfähige Theorie konzentrieren.

Ob heute gar die Aussage zutrifft: „Die zerstörte Sinnlichkeit der Menschen geht einher mit der Unfähigkeit zur Theoriebildung"[5], gälte es zu überprüfen. Jedenfalls wäre es aufgrund der allgemeinen Theoriefeindlichkeit notwendig, erst einmal den Sinn und die Aufgaben von Theorie zu erklären. Um den Rahmen dieses Beitrags nicht zu sprengen, dazu nur soviel: „Theorie ist nicht das Gegenteil von Praxis, sondern durch die ‚Eiswüsten der Abstraktion' hindurch ist die gesellschaftliche Realität zu begreifen."[6]

Sexualität warenanalytisch und wertkritisch betrachtet

Romana Höll und Franz Schandl haben es in ihren Artikeln in diesem Heft bereits angeschnitten: Das Sexuelle ist vergesellschaftet, Sexualität ist ein Formprinzip der kapitalistischen Moderne, Liebes- und Warenbeziehung stehen in einem ambivalenten Verhältnis. Um diesen Themenbereich soll es hier in aller Ausführlichkeit gehen.

Volkmar Sigusch, Vorstand der Abteilung für Sexualwissenschaft an der Universitätsklinik in Frankfurt am Main, hat 1984 als erster Sexualwissenschaftler den Versuch unternommen, Marx' Warenanalyse und Werttheorie (diese werden weiter unten erläutert) für eine Theorie der menschlichen Sexualität fruchtbar zu machen.[7]

Im folgenden werde ich Siguschs Ansatz – den ich für recht brauchbar halte, der aber heute so gut wie nirgends rezipiert ist – vorstellen. Sein Ausgangspunkt ist die von Linken oftmals aufgestellte Behauptung, unsere *Sexualität sei zur Ware geworden.*[8] Diese Aussage vereinfacht und verzerrt die Realität, sie stimmt so nicht. Diese verkürzte und somit falsche Sichtweise soll mit Sigusch erhellt und richtiggestellt werden. Wäre Sexualität tatsächlich völlig zur Ware degradiert, dann „lebten die Menschen nicht in Verhältnissen des Scheins, nicht *mit* dem Schein und *im* Schein, sondern nur noch *zum* Schein. Sie wären nicht nur auf ihre Triebe und Grundvermögen herunterparzelliert, sondern auf dem Wege dinghafter Entfremdung in den Warendingen selber aufgegangen.

Mensch und Ware wären identisch, Trieb und Phantasie ganz und gar zu käuflichen Dingen geworden. Das Sexuelle kann schon deshalb keine Ware sein, weil es nicht gebildet wird durch eine Tätigkeit, die einen bestimmten Naturstoff einem bestimmten Bedürfnis assimiliert, auf daß davon abstrahiert werde."[9] Ohne das Sexuelle in der Art und Weise seiner gesellschaftlichen Fabrikation restlos aufgehen zu lassen, fragt Sigusch, wie Gesellschaft in das Sexuelle hineinkommt und aus ihm spricht. Zentral steht dabei die Kategorie des Fetischcharakters, in der Sein und Bewußtsein in einem dialektischen Verhältnis stehen, die Ökonomisches und Nichtökonomisches dialektisch vermittelt. Isolation und Vergegenständlichung des Sexuellen sind im Kapitalverhältnis angelegt, und sie wurden mit seiner Entfaltung verwirklicht. Jetzt konnte das Sexuelle handhabbar gemacht, an- und abgestellt werden. Als Verdinglichtes produziert es seine eigene Verdeckung. In der Welt der Ware scheint der Kern der Sexualität dem Diktat der gesellschaftlichen Wertform entzogen zu sein. Liebe erscheint als unmittelbar, Moral als ein Bollwerk gegen Versachlichung. Doch dieser Schein ist es gerade, der das Sexuelle in die Wertform zwingt. So wahr es ist, daß Trieb und Traum des einzelnen keine Waren sind, daß sie der Wertform widersprechen und widerstehen, so wahr ist es, daß sich unser Liebesleben in gesellschaftlichen Formen bewegt, deren Mystifikationen – vom hohen Lied der Liebe bis zum niederen Durchbruch des Triebes – diesem Sachverhalt ebenso entspringen wie sie ihn maskieren.

Ökonomie *und* Psychologie

Interessant und einzigartig an Siguschs Ansatz ist, daß er Marx' Kategorien *Warenfetischismus* und *verdinglichtes Bewußtsein*, die in dessen Kritik der politischen Ökonomie zentral sind,[10] als solche sieht, die weder rein ökonomisch gefaßt noch zum Psychologischen hin neutral sind, also weder allein solche der „Basis" noch allein solche des „Überbaus" sind. In ihnen sind wesentliche „Tat-sachen" (Sigusch) des allgemeinen Lebens, also ökonomische Fakten *und* wesentliche „Tat-sachen" des allgemeinen Alltagsbewußt-

seins, also der Verdinglichung, der generellen Verblendung und des Scheins vermittelt. Marx' vermeintlich rein ökonomische Schriften beinhalten laut Sigusch auch das, was als sogenannter subjektiver Faktor bezeichnet wurde. Dieser komme nicht erst an einer gewissen Stelle ins Spiel, genausowenig die sogenannte sexuelle Frage.

Sigusch hält es für verfehlt, Marx' Ansichten über Psychologie gesondert, also jenseits des Fetischismus der Warenwelt, eruieren zu wollen,– sie sind *in* diesem enthalten. Als ein *Mißverständnis* bezeichnet er die Sicht, *daß es in Marx' ökonomischen Schriften gar nicht um Individuum und Subjekt gehen würde*; ansonsten hätte Marx gar nicht aufspüren können, inwiefern und inwieweit die Menschen unter kapitalistischen Lebensverhältnissen nicht zu sich selber kommen können.

Es geht nicht darum, die Theorie der Sexualität mit der Werttheorie von Marx zusammenfallen zu lassen. Jedoch kann mittels der Kategorie des Fetischcharakters eine Vermittlung von Ökonomischem und Nichtökonomischem erfolgen. Diese Kategorie ist in dem eminenten Sinn dialektisch, als in ihr *„Sein und Bewußtsein ineinanderliegen"*, wie Sigusch diese Form der positiven Vermitteltheit nennt. Wie gewisse Sozialpsychologen die Psychologiefrage an Marx' wesentlicher Einsicht vorbeischiffen, indem sie am sogenannten Überbau ansetzen, so sehen gewisse Ökonomen vor lauter Ware, Geld und Kapital kein Bewußtsein und keine Menschen mehr,– womit jeder auf seine Weise der allgemeinen Verdrehung und Verblendung erlegen ist. Daraus erwachsen dann auch die von Sigusch kritisierten theoretischen Fetischisierungen: der Ökonomismus, der Soziologismus, der Psychologismus, der Biologismus etc. Für die einen ist nur die Ökonomie ausschlaggebend, für die anderen nur das falsche Bewußtsein, wieder andere pfropfen der Kritik der politischen Ökonomie eine psychologische Theorie auf, weil in dieser der sogenannte subjektive Faktor nicht enthalten sei.

Die Widersprüchlichkeit einer Theorie kann jedoch nicht von einer Theorie außer Kraft gesetzt werden, steht in ihr selber nicht still. Notwendig ist ein theoretisch begründetes und empirisch waches Vermittlungsbewußtsein, welches Sein und Bewußtsein weder parallelisiert, also einander gegenüberstellt, noch zusammenfallen läßt, also als identisch betrachtet.

Sigusch betont, eine von Geschichts- und Gesellschaftstheorie getrennte Theorie der Sexualität des Menschen sei keine! „Sexualität als autonomes Feld bearbeiten, heißt, sie zu einem Objekt des Forschens und Behandelns machen nach der gesellschaftlichen Manier des Abstrahierens, des Trennens und des Bruchs."[11]

Diese „Ganzheitlichkeit" – oder in der Diktion Lukács': Totalität – in Si-

guschs Theorie habe ich bisher in den meisten aktuellen wertkritischen Ansätzen vermißt. Sie ist jedoch unerläßlich für ein Erkennen der Verfaßtheit unserer Gesellschaft, unerläßlich für das Verstehen des oft irrational und paradox erscheinenden Verhaltens der gegängelten Individuen. Gerade auch bezüglich der „Subjekt-Debatte" in wertkritischen Ansätzen[12] ist die hier dargestellte Sichtweise von Belang; ganz zu schweigen von der Bedeutung für die Analyse des schier ausufernden Bereichs der sogenannten Sinnsuche in Esoterik-, New-Age-, Biologismus- und Bioregionalismus-Zusammenhängen. Siguschs Rezeption der Marxschen Werttheorie ist eben auch eine der wenigen befriedigenden Erklärungen, warum es für das bürgerliche Individuum so schwer ist, sich zu emanzipieren, warum es all den Fetischen, all dem Schein weitgehend erliegen muß, warum es alles über sich ergehen läßt, auch wenn die Repression immer stärker wird, warum es kaum aufbegehrt, auch wenn ihm schon „das letzte Hemd genommen wird".

Warenanalyse

Sigusch erläutert eingangs in den Kapiteln „Warenanalyse" und „Fetischismus der Warenwelt" Marx Begriffe *Ware, Warenform, Warenwert, Gebrauchswert, Wert, Tauschwert, Wertform, Arbeit, Geld sowie den Fetisch-Begriff* als Conditio sine qua non (als unabdingbare Voraussetzung) für das Verständnis des verdinglichten Bewußtseins und der Mystifikation des Sexuellen.

Anzumerken ist, daß Marx vor allem angesichts des Denkens seiner Zeit nicht von Begriffen ausgeht und auch nicht von *dem* Menschen. „Wovon ich ausgehe ist die einfachste gesellschaftliche Form, worin sich das Arbeitsprodukt in der jetzigen Gesellschaft darstellt, und dies ist als ‚Ware'."[13] „Seine Methode habe ‚mit der professoral-deutschen Begriffsanknüpfungs-Methode nichts gemein'. Ganz offensichtlich will der Untersucher einen Einstieg wählen, den der Leser ohne weiters nachvollziehen kann, der jedermann bekannt ist (...). Jedermann weiß, (...) daß in der hiesigen Gesellschaft praktisch alle Arbeitsprodukte ausgestellt werden, und zwar zum Verkauf. Der Untersucher blickt also in das gesellschaftliche Leben wie wir alle jeden Tag."[14]

Arbeitsprodukte, deren Bestimmung es ist, verkauft zu werden, nennen wir Ware. Die Verwandlung von Arbeitsprodukten in Waren und daher

ein Dasein von Menschen als WarenproduzentInnen hat es auch in vorkapitalistischen Zeiten bereits gegeben. Gesetzmäßig und allgemein nehmen die Gebrauchsgegenstände erst dann Waren- und Wertform an, wenn sie in gesellschaftlichem Maßstab arbeitsteilig produziert werden. Dann treten die Gesellschaftsmitglieder erst dadurch in gesellschaftlichen Kontakt, daß sie ihre Produkte austauschen. Dadurch erhalten sie Mittel, die sie zum Leben brauchen. Die warenproduzierende Tauschgesellschaft, also der Kapitalismus, hat viel in die Welt gebracht, nicht zuletzt die Idee vom freien und gleichen Individuum. In der Tat schafft die Sphäre der Zirkulation, schafft der Warenaustausch Gleichheit unter allen KäuferInnen und VerkäuferInnen (etwa der Arbeitskraft). Sie stehen einander als freie, rechtlich ebenbürtige Personen – im Gegensatz zu den Verhältnissen im Feudalismus – gegenüber.

Gebrauchswert, Wert, Tauschwert

Was ist nun eine Ware? Sie ist ein Gegenstand, der menschliche Bedürfnisse befriedigt, etwa Hunger stillt, uns kleidet oder auch geistigen und gefühlmäßigen Ansprüchen gerecht wird. Sie hat also einen Gebrauchswert. In unserer Gesellschaftsform hat sie jedoch auch Wert und Tauschwert. (Sigusch kritisiert, daß diese Unterscheidung von „Marxologen“ meist „übersehen“ wird. Sie benennen nur den Tauschwert, aber nicht den Wert. Sigusch kritisiert weiters die Ignoranz von orthodoxen Marxisten gegenüber dem, was Marx Fetischcharakter der Ware nennt. Was für ihre makellose Weltanschauung gewiß von Vorteil ist.)

Die Wertform der Ware läßt diese gar nicht mehr als ein selbstverständliches, triviales Ding erscheinen. Ihre Analyse ergibt vielmehr, daß die Ware „ein sehr vertracktes Ding, voll metaphysischer Spitzfindigkeiten und theologischer Mucken“ (Marx) ist. Den Wert einer Ware erhält man, durch die Abstraktion von ihrem Gebrauchswert. Zieht man von einer Ware den Gebrauchswert ab, bleibt nur mehr die Eigenschaft, Arbeitsprodukt zu sein. Sie ist dann nicht mehr länger ein nützliches Ding, die sinnliche Beschaffenheit eines Messers, eines Hauses, ihr Gebrauchswert ist ausgelöscht. Sie ist dann reduziert auf die Arbeit, die in ihr steckt. Um verschiedene Waren vergleichen zu können, muß es etwas geben, das allen gleich ist; das Gleiche ist die menschliche Arbeit, die in ihnen steckt. Sie sind „reduziert auf gleiche menschliche Arbeit“, die Marx „abstrakt menschliche Arbeit“ nennt, weil im Tauschwert die Individualität der Arbeitenden nicht mehr zu erkennen und irrelevant ist. Sie haben eine „gespenstige Gegenständlichkeit“, einen „sinnlich übersinnlichen“ Charakter angenommen, sie sind nichts als „eine bloße Gallerte unterschiedsloser menschlicher Arbeit“. „Als Kristalle dieser ihnen gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Substanz sind sie Werte – Warenwerte.“[15] Konkrete Arbeit schafft Gebrauchswert, sie vergegenständlicht sich in einem Gebrauchsgegenstand. Abstrakte Arbeit schafft Tauschwert, sie arbeitet für einen gesellschaftlichen Markt. Oder anders ausgedrückt: Arbeit hat einen Doppelcharakter, einerseits Gebrauchswert produzierende Arbeit, sie gilt als qualitativ, konkret, besonders, und andererseits die Warenwert bildende Arbeit, sie ist nur quantitativ, vergleichbare Verausgabung menschlicher Arbeitskraft.

Der Wert ist die Folge der Produktion, Resultat abstrakter Arbeit, also eine Kategorie der Produktion. Der Wert ist aber an der Ware selber, an ihrer dinglichen Existenz überhaupt nicht festzumachen. Er „erscheint“ erst beim Tausch. Der Tauschwert ist die in der Zirkulation verwirklichte Form des Werts, also eine Kategorie der Zirkulation. Und Geld ist die kulturelle Form des Tauschwerts, also eine Form der Form. Und Preis ist das Maß der Geldes. Geld ist der Schlußpunkt der Kette, die da lautet: Abstrakte Arbeit – Wert – Tauschwert – Geld.[16]

Geld erscheint als quasi-natürlich

Bei der Analyse der Ware stoßen wir also auf eine schier endlose Kette von Gegensätzen, Widersprüchen, Merkwürdigkeiten, Zwiespältigkeiten und Verschleierungen. Der Gegensatz von Gebrauchswert und Tauschwert im Inneren der Ware ist ebenso extrem wie unauslöschbar. Gebrauchswert und Tauschwert sind gedanklich getrennt zu halten, kommen aber in der Warenwelt nicht als getrennte vor. All diese Verhältnisse sind für die Menschen quasi-natürlich geworden. Sie nehmen sie unhinterfragt hin. Wir können uns nicht aussuchen, ob wir Geld haben wollen oder nicht – ohne es haben wir keine Existenzmöglichkeit. „Es gibt keine Freiheit vom Geld, vom Tauschwert, vom Wert, von abstrakter Arbeit. An dieser Kette hängt das bürgerliche Individuum, ohne sie eigentlich wahrzunehmen. Sie ist ihm Fleisch und Blut geworden.“[17]

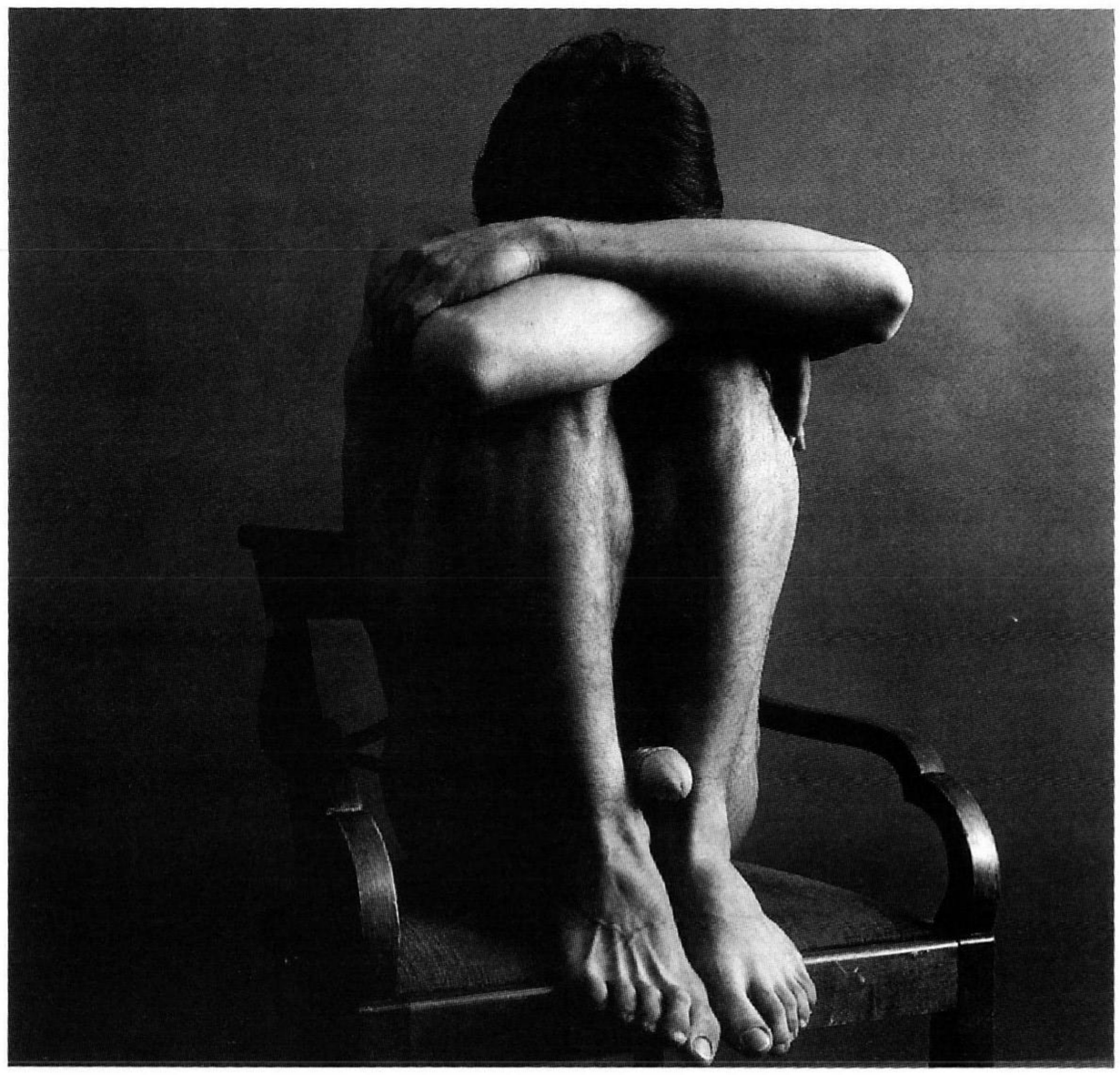
Und noch einmal bezüglich des Wertverhältnisses: „‚Der Wert ist kein krudes *wirtschaftliches Ding*, sondern totale gesellschaftliche Form, also auch Subjekt- und Denkform.‘ Sich etwas anderes auch nur vorzustellen, übersteigt das Vorstellungsvermögen (der Menschen) bei weitem.“[18] Dies führt uns bereits zu dem, was Marx Warenfetischismus nannte. Formen wie die Tauschform, die Geldwirtschaft überhaupt, sind eben nicht nur eine wirtschaftliche Angelegenheit, keine Denkform, sondern gesellschaftliche Praxis, Verkehrs- und Verhaltensformen, die den ökonomischen Formen entspringen und sich ständig im Bewußtsein reproduzieren, quasi als Naturform.

Fetischismus der Warenwelt

Die Ausdrücke *Fetischismus, Magie, Schleier, Mystifikation oder Rätsel* verwendet Marx, um Brüche, Sprünge und doppelte Realitäten, die zum menschlichen Leben gehören, zu erklären. Der Halt in diesen Begriffen bleibt sinnvollerweise etwas wackelig. „Diese oder ähnliche Ausdrücke tauchen nicht nur in jener Passage auf, in der schon in der Überschrift von ‚Fetischcharakter‘ die Rede ist, sondern auf allen Entwicklungsstufen der Kritik der politischen Ökonomie, wenn und wo das verborgene Wesen, die innere Organisation der kapitalistischen Produktionsweise gefaßt werden soll.“[19]

Fetischismus der Warenwelt bezeichnet die Verschleierung und Verkehrung bestimmter historisch entstandener gesellschaftlicher Verhältnisse. Das Resultat ist eine Verfassung lebendiger Prozesse und gesellschaftlicher Bewegung, die Verdinglichung, Versachlichung, Entsubjektivierung genannt werden kann. Die gesellschaftlichen Beziehungen der ProduzentInnen stellen sich als Beziehungen ihrer eigenen Produkte her, die sie nicht kontrollieren können, die Gewalt über sie haben. Gesellschaftliche Verhältnisse erscheinen in dinglicher Gestalt. Die Machenden stehen unter der Macht ihrer eigenen Machwerke. Der gesellschaftliche Gesamtzusammenhang bleibt dem Alltagsbewußtsein, dem „Gesunden Menschenverstand“ (Marx) verborgen. Er setzt sich hinterrücks, blind und zwanghaft durch. Das Bewußtsein ist verdinglicht. Die Mechanismen, die dazu führen, existie-

ren ebenso objektiv und damit unabhängig vom einzelnen Menschen. Sie sind aber im Bewußtsein und Gefühl jedes einzelnen verankert.[20]



Fetisch heißt Zauber, Machwerk/Machtwerk

Das Wort „Fetisch" kommt aus dem Portugiesischen zu uns. *Feitico* heißt Zauber. Die Abstammung aus dem Lateinischen – *facere*, *facticium* – oszilliert zwischen Machwerk und Machtwerk. In Afrika haben portugiesische Missionare die Worthülse Fetisch zum ersten Mal mit Inhalt gefüllt, bevor sie ihre schier rastlose Wanderung durch die Wissenschaften vom Menschen, von der Religionstheorie bis zur Warenanalyse, von der Ethnologie über die Sexualwissenschaften bis zur Psychoanalyse, antrat. Vom Standpunkt der Kolonisatoren bezeichnet „Fetisch" ein Ding, um das ein Kultus gemacht wird, weil es im Denken der „Wilden" mit besonderer Macht begabt ist.

Marx benutzt das Wort „Fetisch" bereits als er sich 1842 zum ersten Mal mit ökonomischen Fragen beschäftigte. Er schrieb als Redakteur der »Rheinischen Zeitung« in einer Glosse über die „Debatten über das Holzdiebstahlsgesetz: „Die *Wilden von Kuba* hielten das Gold für den *Fetisch der Spanier*. Sie feierten ihm ein Fest und sangen um ihn und warfen es dann ins Meer. Die Wilden von Kuba, wenn sie der Sitzung der rheinischen Landstände beigewohnt, würden sie nicht das *Holz* für den *Fetisch* der *Rheinländer* gehalten haben? Aber eine folgende Sitzung hätte sie belehrt, daß man mit dem Fetischismus den Tierdienst verbindet, und die Wilden von Kuba hätten *Hasen* ins Meer geworfen, um die *Menschen* zu retten." (Letzteres ist eine Anspielung auf einen anderen Gesetzesentwurf, nach dem die Bauern nicht mehr das Recht haben sollten, auf ihrem eigenen Grundstück Hasen zu jagen.)[21]

Verdinglichtes Bewußtsein

Der Kategorie des Warenfetischismus entspricht die des *verschleierten, verkehrten, verdinglichten Bewußtseins*. Sigusch betont abermals die Unerläßlichkeit der Kenntnis des verdinglichten Bewußtseins (das sich im *Alltagsbewußtsein*, im *Gesunden Menschenverstand* manifestiert) für das, was die Sexualwissenschaft erforschen will: die je aktuelle oder historische Sexualmoral und Sexualideologie. Ohne eine Vorstellung vom verdinglichten Bewußtsein bleiben alle Sexualforschungen schwerelos, blind und blindwütig.

Wie bereits weiter oben angeschnitten, sieht Sigusch in der Kategorie des Fetischcharakters eine dialektische Vermittlungsmöglichkeit zwischen Ökonomischem und Nichtökonomischem, zwischen Sein und Bewußtsein. „Das Sein der Menschen bestimmt ihr Bewußtsein, weil es nicht jenseits von Geschichte und praktischem Leben gebildet wird. Das Bewußtsein spiegelt das Sein aber nicht einfach passiv wieder, sondern ist ein aktives Moment der Totalität des Seins. Beide Pole müssen zusammen gedacht werden, weil sonst das Denken der Menschen nur Widerspiegelung wäre (...)."[22] Es muß von der ökonomischen Bestimmtheit her und gleichzeitig von der politischen Aktion her gedacht werden. Die Menschen machen zwar ihre eigene Geschichte, aber „nicht aus freien Stücken unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar verhandenen, gegebenen und überlieferten Umständen".[23]

Warenfetischimus meint nicht einen besonderen Inhalt oder gar „eine Grille" des Bewußtseins, sondern die „automatische" Bildung des Alltagsbewußtseins aufgrund der beschriebenen gegebenen ökonomischen Verhältnisse. Dieses Alltagsbewußtsein, der Gesunde Menschenverstand, ist notwendig falsch. Verdinglichung des Bewußtseins bedeutet keinen speziellen psychischen Zustand, sondern den gesellschaftlichen Lebensprozeß selbst. „Insofern sind diese Kategorien metaökonomische und metapsychologische (...), gleichwohl und gerade deshalb aber für eine ökonomische Theorie ebenso fundamental wie für eine materialistische Theorie des Subjekts einschließlich der Sexualtheorie."[24]

Für eine Überwindung von Antinomien

Stark herausstreichen möchte ich nochmals Siguschs Pochen auf die Notwendigkeit der Überwindung der Antinomien des bürgerlichen Denkens. (Antinomie: Widerspruch eines Satzes in sich oder zweier Sätze, von denen jeder Gültigkeit beanspruchen kann.) Sie ignorieren die Essenz der Marxschen Warenanalyse. Sein und Bewußtsein, Theorie und Praxis, Subjekt und Objekt, Basis und Überbau, Gesellschaft und Individuum, Form und Inhalt, Wesen und Erscheinung, Notwendigkeit und Freiheit werden als Separierte ins Feld geführt. Sie sind im bürgerlichen Denken negativ vermittelt, das heißt sie werden dualistisch aufgefaßt. Dies führt zu den bereits erwähnten theoretischen Fetischisierungen: zu Ökonomismus, zu Soziologismus, zu Psychologismus etc.

Weiter oben habe ich bereits Siguschs Begründung der „Ganzheitlichkeit", der Totalität der Marxschen Wertkritik und Warenanalyse erläutert. Hier noch einmal: „Wie gesagt worden ist, das berühmte Kapitel der Hegelschen *Logik* über Sein, Nichtsein und Werden enthalte dessen ganze Philosophie, so kann vielleicht mit ebensoviel Treffsicherheit gesagt werden, das berühmte Kapitel der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie über den Fetischcharakter der Ware enthalte

dessen ganzen Materialismus, also auch seine ganze Psychologie."[25]

Fetischcharakter der Ware, Geldschleier, Kapital-Mystifikation etc. bedeutet eine *basale und generelle Verblendung*. Diese ist nicht mit psychologischen Kategorien erklärbar, sie unterscheidet sich auch von Ideologien und Religionen. Diese Verblendung wird nicht von außen in die Gesellschaft, in die Menschen hineingelegt, sondern sie ist ihr Wesen. Sigusch erkennt sehr treffend: So wie die Freudsche Seelenanalyse hinter dem individuell Bewußten das Unbewußte zu fassen vermochte, legt die Marxsche Warenanalyse hinter dem Alltagsdenken einen gesellschaftlichen Zusammenhang frei, der diesem verborgen bleibt – etwa die Vorstellung von Natürlichkeit, Freiheit und Recht im Wirtschafts- und Liebesleben. Ideengeschichtlich haben Freud und Marx der von der klassischen deutschen Philosophie auf die Spitze getriebenen Annahme den Garaus gemacht, es gehe vernünftig zu im bürgerlichen Leben. Soll das erkannt werden, muß vom Fetischismus der Warenwelt aus gedacht werden. Freud und Marx gehören zu jenen Aufklärern der Neuzeit, die den Oberflächencharakter des Bewußtseins durchschauen und mit der cartesianischen Tradition brechen, ohne in einen geistfeindlichen Irrationalismus zu verfallen.[26]

Überschätzung der subjektiven Größe

In diesem Zusammenhang möchte ich auf eine heute weit verbreitete Verblendung hinweisen. Auch die Linke erliegt dem Irrglauben, wenn die Menschen nur „wollen täten", würde sich alles zum Besseren, zum Gerechteren, zum Ökologischeren etc. wenden. Das heißt, es herrscht eine unglaubliche Überschätzung der subjektiven Größe in der menschlichen Geschichte vor. Vermeintlich wird das individuelle Wollen als treibendes Moment menschlicher Kommunikation betrachtet.[27] Die Folge ist Moralismus als politische Kategorie, die sich an jener von Schuld und Erlösung orientiert. Die Differenz zur ultimativen Forderung der New-Age-/Esoterik-Bewegung nach einem neuen, anderen Bewußtsein ist da letztlich gar nicht so groß. Mit Freud könnte gesagt werden, daß der „Intellekt sehr leicht ohne alle Warnung irre geht, und daß nichts leichter (...) geglaubt wird, als was, ohne Rücksicht auf die Wahrheit, (den) Wunschillusionen entgegenkommt".[28]

Von der Realität Getäuschte

Wobei wir wieder beim spontanen Bewußtsein, beim Alltagsbewußtsein, beim Gesunden Menschenverstand angelangt wären, die notgedrungen sozusagen „mitsamt" den gesellschaftlichen Verhältnissen, aufgrund der gesellschaftlichen Verhältnisse verkehrt sind. Diese (falschen) Gedankenformen, sind jedoch für die Menschen notwendig und nützlich, um sich in dieser verkehrten Realität zurechtzufinden; sie haben also eine wichtige pragmatische Bedeutung, sie sind von lebenserhaltendem Nutzen. Mit ihnen täuschen sich die Menschen nicht über die Realität, sondern die Realität täuscht sie.[29]

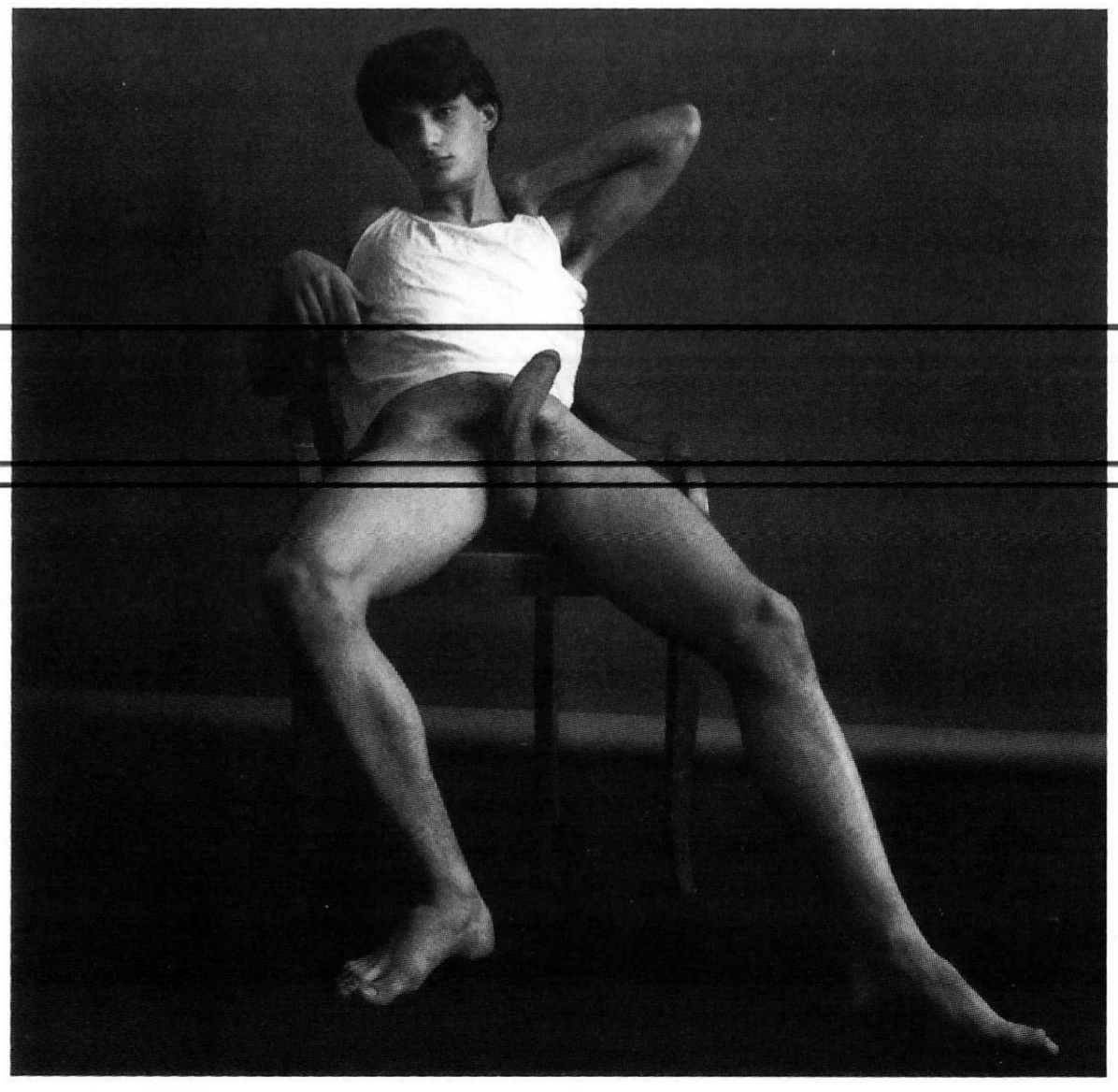
Verblendung als einzigartiges Merkmal des Kapitalismus

Auf Folgendes sei mit Sigusch ganz besonders hingewiesen: *Warenfetischismus* und *Verdinglichung des Bewußtseins* und in der Folge eine *basale, generelle Verblendung* sind gegenüber allen vorausgegangenen Vergegenständlichungen und Verschleierungen *historisch einzigartig*. Einmal durchgesetzt, durchdringen sie alle und alles. Heute haben sie die letzte Krypte erreicht, gehören nicht nur zur Ware und zum Kapital, sondern ganz allgemein zum Leben im Kapitalismus.[30] Vorkapitalistisch gab es zwar immer Vergegenständlichung, zum Beispiel als Arbeit und als Sprache, aber eine einheitliche Wirtschaftsstruktur für die ganze Gesellschaft und eine formell gleiche Bewußtseinsstruktur bei allen Gesellschaftsmitgliedern hat es vor dem Kapitalismus nicht gegeben. *Diese gesellschaftlichen Verhältnisse der Verblendung sind mit der kapitalistischen Produktionsweise entstanden und werden (nur) mit ihr untergehen.*[31]

Wie kann die Verblendung erkannt werden?

Sigusch beschäftigt auch die Frage, wie denn das verdinglichte Bewußtsein erkannt werden könne. Dazu in gebotener Kürze: Er sieht in der Verrücktheit des Objektiven selber die objektive Möglichkeit für das Erkennen. Schein und Sein fallen nicht zusammen, deshalb kann ein Widerspruchsbewußtsein sowie „geistige Anstrengung" (Marx) das gesellschaftliche Alltagsbewußtsein durchbrechen. Wenn die Rationalität der kapitalistischen Welt nicht in sich selber irrational wäre, dann gäbe es auch nicht die Tatsache der ökonomischen Konkurrenz oder nicht den individuellen Fall, „Schwein gehabt" zu haben. Vor allem aber zeigen ökonomische Krisen und gesellschaftliche Konflikte, daß die ökonomisch-politische Bedingung (das Sein) nicht konform geht mit den Ansprüchen (dem Schein).

Wichtig ist auch anzumerken, daß große Denk- und Erkenntnis-Kapazitäten gerade auch erst aufgrund der Abstraktion von der konkreten lebensnotwendigen Arbeit, aufgrund ihrer Rationalisierung entstanden sind; so wie der Kapitalismus jedenfalls *auch* als Fortschritt zu allem Vorherigen anzusehen ist; (wobei jedoch der Marxsche Fortschrittsbegriff zu überdenken wäre).[32]



An dieser Stelle noch der Verweis, daß Kapitalismus meines Erachtens auch nicht als moralische Kategorie begriffen werden darf, ansonsten wir einerseits in den Irrtum verfallen, den „bösen Kapitalisten" oder dem „bösen Kapital" die Schuld an allem Schlechten in der Welt zu geben und andererseits dem Irrtum erliegen, der Kapitalismus sei reformierbar,– dem Irrtum, im Kapitalismus sei Gerechtigkeit, Humanität, seien ökologische, feministische oder menschenrechtliche Verhältnisse etc. möglich. Politik verkommt in der Folge zu frommen Wünschen – wiederum aufgrund von Überschätzung des Subjektiven.

Hingegen gilt es, *Widersprüche* im Kapitalismus zu *erkennen* und zu *benennen* und vor allem, was den wenigsten gelingt, *auszuhalten*. „Der Linken muß es gelingen, die Mechanismen politischer Herrschaft und Ideologiebildung als Reflex der ‚betriebswirtschaftlichen Sachzwänge' der Kapitalverwertung aufzudecken, um beginnend mit der Abschaffung des Kapitalverhältnisses überhaupt die Wertform als fetischisiertes Vehikel der Menschwerdung zum Verschwinden zu bringen."[33]

Sigusch sieht in einem theoretisch begründeten und empirisch wachen Vermittlungsbewußtsein, welches Sein und Schein nicht parallelisiert, sie also dialektisch und nicht dualistisch versteht, die Möglichkeit, Menschen und Dinge aus ihrer Fetisch-Isolation so weit herauszudenken, daß das Positive im Negativen zutage tritt: „Das Platzen der Verdinglichungskruste durch Leere und Menschenfeindlichkeit, die Verstofflichung (damit bezeichnet Sigusch eine Steigerungsstufe von Verdinglichung, M. W.) der Menschen und Dinge wird womöglich ein Bewußtsein der Widersprüche und Fatalitäten im Alltag bilden. Das Gefühl dafür scheint schon da zu sein. Je mehr die Menschen der äußeren Natur zugeschlagen wurden, desto mehr besannen sie sich auf sie. Je mehr die Menschen vergegenständlicht wurden, desto mehr hörten sie auf ihre Seele. Je belangloser die Einzelmenschen im Wertgetriebe wurden, desto lauter riefen sie nach Subjektivität und Autonomie und Identität. Je mehr ihr lebendiges Arbeitsvermögen zum Nichtgegenständlichen in objektiver Form, zum fetischisierten Tauschwert wurde, desto mehr wurden Verliebtheit und Liebe, ja selbst Geschlechtsverkehr und Onanie zum Zeichen des Lebens."[34]

Das Sexuelle ist von der Warenstruktur durchdrungen und gestaltet

Soweit also all das, was Sigusch für das Verständnis des Sexuellen und der Sexualität – soll dieses ein „ganzheitliches" sein, eben jenseits von Psychologismus oder Soziologismus – für unerläßlich hält. Er meint, höchst bemerkenswert wäre es, wenn sich ausgerechnet das Sexuelle angesichts des Vergesellschaftungsgrades der Warengesellschaft in einer uneingenommenen Festung einen dornigen Röschenschlaf hätte bewahren können. Ebenso bemerkenswert wäre es jedoch, wenn sich im sexuellen Leben die gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten so bruchlos durchgesetzt hätten wie in den Sphären der Produktion und Zirkulation. Sigusch formuliert seine Ausgangsthese folgendermaßen: Das Sexuelle steht der gesellschaftlichen Warenstruktur weder gegenüber wie Gold der Luft noch wie Wachs dem Feuer, sondern es ist vielmehr von dieser durchdrungen und gestaltet.[35]

„Tatsächlich ist das bürgerliche Individuum, dessen Prozeß des Entstehens schon einer des Zerfalls war, nie zu sich gekommen und folglich auch nicht die Liebe. Gesellschaftlich war die Liebe immer tot, aber sie lebt seit einigen Generationen in den Menschen – als Idee und Möglichkeit."[36] Aber „in der Tat: Nur wer die Verdinglichung und Verdrehung aller Beziehungen durch Liebe oder (...) Verliebtheit, also mehr oder weniger mit den Mitteln des Rausches, der Sucht, des Wahnsinns außer Kraft zu setzen sucht, kann die Wirklichkeit ein wenig zum Tanzen bringen und überleben. Wer nicht illusionär verkennt, wer nicht liebt, wird krank."[37]

„Wie die Formen, in denen sich das gesellschaftliche Leben bewegt, nicht nur Lug und Trug sind, sondern von großer pragmatischer Bedeutung, weil alltäglich real und lebenserhaltend, so sind es auch die sexuellen Formen. Die alltägliche Liebe ist nicht nur ein Fetisch, der verkehrt und maskiert, sie ist auch ein allgemeines Erfordernis in der gesellschaftlichen Kälte, Distanz, Leere und Abstraktion. Wo sonst auch könnten sich die Menschen verstanden, geborgen und nahe fühlen, wenn nicht in ihren Liebesbeziehungen. Ist dem Sexuellen insgesamt sozial und seelisch die Funktion zugewiesen, gesellschaftliche Leere zu überbrücken, Lücken aufzufüllen, Sinn vorzutäuschen, Lebendigkeit einzublasen, die Menschen überhaupt noch etwas Menschliches spüren zu lassen, so tut das Sexuelle eben dies alles. In der Emphase (Nachdruck, Eindringlichkeit, M. W.) der Partnerschaft und dem Lob aufs Paar hallen zwar die Ideologien von der Sozialpartnerschaft und von der Tarifautonomie wider. Sie enthüllen aber zugleich Ohnmacht und Depravation (Verzerrung, Entstellung, M. W.), die die Menschen im gesellschaftlichen Leben dazu bringen, sich mit ihren Produkten zu identifizieren. Jeder ahnt, daß Paarbildung, in welcher Form auch immer, keinen sicheren Unterschlupf garantiert. Um so verbissener und verzweifelter wird es versucht."[38]

Die Mystifikation des Sexuellen

Verdinglichtes Bewußtsein heißt auch, der Vorstellung zu erliegen, daß alle sexuellen Erscheinungen der Privatsphäre angehören, daß sie Angelegenheit der Individuen seien. In der Warenwelt scheint der Kern der Sexualität dem Diktat der gesellschaftlichen Wertform entzogen zu sein. Sexualität wird als Kontrapunkt gegen die allgemeine Versachlichung mißverstanden. Doch gerade durch diesen Schein wird das Sexuelle in die Wertform gezwungen. Das ist der spezifische Fetischcharakter des Sexuellen. Das macht das Sexuelle zur Sexualität. In dieser Mystifikation von Liebe und Sex produziert die Verdinglichung ihre eigene Verdeckung. Sigusch kritisiert, daß selbst in den aufgeklärtesten Kreisen das individualisiert wird, ins Psychologische projiziert wird, was gesellschaftlicher Natur ist. Diese Verkehrung wird noch einmal verkehrt: Intimes erscheint erst dadurch intim, daß es als Intimes öffentlich verhandelt wird. Die gedoppelte Fiktion von Privatheit, Intimität und individueller Einzigartigkeit des Sexuellen ist ein Element des sexuellen Fetischismus.

Wie die Medizin den Wahnsinn dingfest und handhabbar machte, so systematisierte sie auch das Sexuelle. Jetzt stand fest, wann jemand sexuell gestört war und wann nicht. Normal und abnormal, das sind die Parolen, auf die der Sexualfetischismus hört. Das effektive Aufziehen des Sexuellen auf Normalität, sein Handhabbarkeitscharakter, das An- und Abstellen der Sinnlichkeit, der Fetischcharakter des Genusses haben *eine historisch einzigartige Voraussetzung: die Vergegenständlichung des Sexuellen. Diese Vor-*

aussetzung ist im Kapitalverhältnis angelegt und wurde mit seiner Entfaltung verwirklicht.[39]

Lustvolle Lustfeindschaft

Im Alltag scheint es dann so, als seien die Menschen sexuell aktiv, doch sie vermeiden alles, was daran erinnerte: Spontaneität und Regellosigkeit, Hingabe und Exstase, Risiko und Subjektivität. Das Resultat, für die heutige Sexualkultur insgesamt charakteristisch, ist die lustvolle Lustfeindschaft, Stehenbleiben beim Sichfallenlassen. Die Mysterien von Privatheit, Innerlichkeit, Intimität, Spontaneität und Rausch sind von außen eingespritzt. Ihr Ausdruck ist Imitation, ihre Bewegung Pseudoaktivität, ihre Vollendung Barbarei. Was bleibt, ist Genußfeindschaft im Genuß, Ungebundensein in der Bindung, Treulosigkeit in der Treue, Menschenverachtung in der Liebe. Aber Klagen über den Verfall der guten Sitten und der großen Liebe sind sinnlos, denn *es kann nicht verlangt werden*, daß die Menschen im Sexualleben das Gegenteil von dem verwirklichen, *was ihnen im allgemeinen Leben versagt ist.*[40]

Es sei hier noch einmal an Siguschs Ausgangspunkt erinnert, an seine Kritik am weitverbreiteten linken Glaubenssatz, Sexualität sei schlechthin zur Ware geworden. Warum dem nicht so ist, sollte nun verständlich gemacht worden sein.

Sexualität und Gesellschaft

Um diese Sichtweise noch eingehender zu erläutern, seien auch Siguschs Ausführungen bezüglich „Natur und Sexualität", bezüglich „Sexualität und Gesellschaft" wie folgt zusammengefaßt:

1. Der Mensch ist von Natur aus gesellschaftlich und seine Sexualität ist es auch. Sexualität ist eine gesellschaftliche Kategorie. Menschensexualität schlechthin, „reine" Sexualität ist reine Gedankenschöpfung. Der natürliche Moment am Sexuellen läßt sich vom gesellschaftlichen prinzipiell nicht abschneiden – im Sinne von primär und sekundär, von vorausgegeben und gemacht. In jedem Trieb, in jedem Bedürfnis des Menschen ist seine ganze Gattungsgeschichte reflektiert.

2. Zu interessieren hat uns der geschichtlich-gesellschaftliche Charakter des Sexuellen. Das ist philosophisch wie politisch geboten. Nur so erkennen wir, was für die Menschen konkret und bedeutsam ist. Nur bei dieser Blickrichtung können wir etwa Pornographie oder Prostitution als das begreifen, was sie sind: Ausfluß hingerichteter Begierde. Aber Prostitution etc. sind nicht un-*natürlicher* als Ehe und Treue. Nur diese Optik erlaubt uns eine menschliche Sichtweise des gegenwärtigen Liebes- und Sexualverhältnisses und bewahrt uns vor Zynismus gegenüber massenhaftem Erleben, vor Abscheu und Resignation.

3. Wenn der natürliche Anteil der Sexualität nie unmittelbar, sondern stets nur als historisch Gewordener und gesellschaftlich Produzierter in Erscheinung tritt, ist das Sich-Berufen auf die Natur der Sexualität Ausdruck der allgemeinen Verblendung und Ratlosigkeit, von rechts und links. Wer von *natürlicher* Sexualität als biologisch vorgegebener, gesunder, normaler, richtiger, als nur gesellschaftlich überlagerter oder als der ungebrochenen, ungehemmten des „einfachen" Menschen redet, leugnet die gattungsspezifische Natürlichkeit des Menschen, die in seiner gesellschaftlichen Geschichtlichkeit besteht.

4. Ohne den gesellschaftlichen Lebensprozeß gibt es kein biologisches Leben der Gattung Mensch.

5. Es ist nicht zulässig, am Sexuellen einen konstanten und einen variablen Anteil zu trennen. Selbst das, was wir gelegentlich „Naturbasis" des Sexuellen genannt haben, ist zur historisch-gesellschaftlichen Seite hin nicht blind.

Keine Trennung zwischen Gesellschafts- und Sexualtheorie möglich

6. Wie eingangs bereits herausgestrichen wurde: eine von Geschichts- und Gesellschaftstheorie getrennte Theorie der Sexualität des Menschen ist keine. Die Arbeit ist die erste Kategorie der Sexualwissenschaft. Während das noch weitgehend bestritten wird, ist es bereits allgemeine Überzeugung, daß es keine Sexualtheorie außerhalb einer umfassenden Persönlichkeitstheorie geben kann.

7. Alles Natürliche ist im Laufe der Menschheitsgeschichte immer mehr zu einem „Gemachten" geworden und immer weniger ein „Vorausgegebenes" geblieben. Das Objektive ist dabei subjektiviert, das Subjektive objektiviert worden. Hier muß, erkenntnistheoretisch, auch die Sexualwissenschaft ansetzen. Heute sind die Menschen vollends unter sachliche Bedingungen gestellt, die ihnen als unkontrollierte wie eine Naturgewalt, als künstliche, „zweite" Natur entgegentreten und erscheinen. Unter der Diktatur des Warenfetischs imponiert das als natürlich, was gesellschaftlich ist, und das als gesellschaftlich, was natürlich. Individuum und Gesellschaft sind prinzipiell entzweit. Das macht das theoretische Dilemma jeder Subjektwissenschaft und auch der Sexualforschung aus. Solange den Menschen ihre eigenen gesellschaftlichen Verhältnisse als fremde, von ihnen nicht beherrschte Gewalt entgegenstehen, solange sind sie, in diesem Sinne, aus der Naturgeschichte noch gar nicht herausgetreten, so lange hat die wirkliche Menschheitsgeschichte noch gar nicht begonnen. Standortblind muß uns das nicht machen, aber oft ratlos.[41]

Denk- und Triebdurchbruch

In Richtung von Sexualwissenschaftlern wie Gunter Schmidt, die Trieb durch Motiv ersetzen, die Sexua-

lität empirisch dingfest machen wollen, bei denen Trieb (in ihrer Diktion Motiv) und (falsches, verdinglichtes) Bewußtsein zusammenfallen, also identisch sind, meint Sigusch: „Denk- und Triebdurchbruch werden gleichermaßen als Irrsinn verfolgt, auf daß die herrschende Idiotie ihrer Armseligkeit ja nicht inne werde."[42]

„Droht in dieser Kultur seit jeher allem Abweichenden die Vernichtung, wird alles Sinnliche und Geschlechtliche auf Schablonen gezogen, mutet es wie ein Segen an: daß kein Sexualwissenschaftler eine verbindliche Antwort auf die sexuelle Frage zu geben vermag. So wie das Sexuelle historisch fabriziert wurde und gesellschaftlich am Vegetieren gehalten wird, kann unsere allgemeine Antwort auf die sexuelle Frage nur lauten: Das Sexualleben ist falsch, weil das Leben, das wir leben, falsch ist."[43]

Geboten ist, den Widersprüchen zu widerstehen, „solange die Einsicht in die Notwendigkeit der einschneidenden Veränderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht mit der realen Möglichkeit ihrer Durchsetzung zusammentrifft. Wider die psychosozialen Phrasen und den ebenso kursierenden Kulturpessimismus sollten (wir uns) wesentlicher Qualitäten der Gattung Mensch bewußt bleiben: der Fähigkeit, die Welt gedanklich erfassen und tätig verändern zu können. Keine Verblendung, keine Verdinglichung schafft sie total aus der Welt."[44]

Als Nachsatz ein Aphorismus des ebenso großen Dialektikers wie Romanciers Robert Musil:

Aber ich liebe Dich:
„Was ist eigentlich? Und?"
„Ach, das ist umständlich."
„Und?"
„Ich weiß es nicht mehr, ich habe es vergessen. Aber ich liebe Dich!"

Mit diesem einfachen Dialog ist die Welt in Ordnung gebracht. Er wird in ungezählten Exemplaren täglich geführt. Und aus ihm ist der Schluß zu ziehen, daß es für die Seele, für die Zufriedenheit, für das Selbstbewußtsein und für die „Geschlossenheit" der Welt um den Menschen auf das Wissen nicht ankommt. (...)

Auf längere Zeit ist aber auch das „Ich liebe Dich" unerträglich. So fängt dann wieder die Erkenntnis an.[42] ■

Dr. Maria WÖLFLINGSEDER hat Pädagogik und Psychologie studiert. Arbeitsschwerpunkt: New-Age-, Esoterik- und Biologismus-Kritik.

Anmerkungen

1 Wilfried von Bredow, Thomas Noetzel, Befreite Sexualität? Hamburg 1990, S. 216f.
2 Sallie Tisdale, Talk dirty to me. Eine intime Philosophie des Sex. Berlin 1994, S. 15, S. 26, S. 246f., S. 18.
3 Vgl. den Buchtitel von Philippe Aries u.a., Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland. Frankfurt/M. 1986.
4 Vgl. Volkmar Sigusch, Vom Trieb und von der Liebe, Frankfurt/M. 1984, S. 17.
5 Heinrich Brinkmann (Hg.), Sinnlichkeit und Abstraktion, Wiesbaden 1973, S. 4.
6 Ebd., S. 3.
7 Volkmar Sigusch, Die Mystifikation des Sexuellen, Frankfurt/M. 1984.
8 Die Zitate von Herbert Marcuse und Ernest Borneman in meinem Artikel „Das Private ist politisch" (»Weg und Ziel« 5/1994, S. 31) lassen ebenfalls diesen Trugschluß erkennen. Beispielsweise auch Wolfgang Ertler schreibt: „Alles werde in der bürgerlichen Gesellschaft zur Ware." (In: Psychotherapie zwischen Heilung und Emanzipation, Wien 1994, vgl. S. 13-20.)
9 Volkmar Sigusch, Die Mystifikation des Sexuellen, a.a.O., S. 112f.
10 Vgl. vor allem Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band (1867), MEW, Berlin/DDR 1956ff., Bd. 23.
11 Volkmar Sigusch, Vom Trieb und von der Liebe, a.a.O., S. 72.
12 Etwa die der *Krisis-Gruppe* um Robert Kurz in Nürnberg, die die Zeitschrift »Krisis« herausgibt, oder die *Antifaschistische Liste Göttingen*, die die Broschüre „Marxistische Faschismustheorien" publiziert hat. Wobei letztere zu jenen wenigen gehört, die nicht nur die ökonomischen, sondern auch die nichtökonomischen, also Bewußtseins- und Subjekt-Aspekte durchleuchtet, also nicht nur den Produktions-, sondern auch den Reproduktionsbereich.
13 Karl Marx, Randglossen zu Adolph Wagners „Lehrbuch der politischen Ökonomie" (1879/80), MEW, Bd. 19, S. 369, zit. nach Volkmar Sigusch, Die Mystifikation des Sexuellen, a.a.O., S. 33.
14 Volkmar Sigusch, ebd.
15 Karl Marx, Das Kapital. Erster Band, a.a.O., S. 52, S. 85, zit. nach Sigusch, ebd., S. 39.
16 Vgl. Franz Schandl/Gerhard Schattauer, Die Grünen in Österreich, Wien 1996, S. 17f.
17 Ebd., S. 19.
18 Ebd., S. 15, mit Bezug auf Robert Kurz.
19 Volkmar Sigusch, Die Mystifikation des Sexuellen, a.a.O., S. 49.
20 Vgl. ebd., S. 51f.
21 Karl Marx, Verhandlungen des 6. rheinischen Landtags. Dritter Artikel. Debatten über das Holzdiebstahlsgesetz (1842), MEW, Bd. 1., S. 147, zit. nach Sigusch, ebd., S. 52.
22 Volkmar Sigusch, Die Mystifikation des Sexuellen, a.a.O., S. 68f.
23 Karl Marx, Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte (1852), MEW, Bd. 8, S. 115, zit. nach Sigusch, ebd., S. 69.
24 Volkmar Sigusch, ebd., S. 71.
25 Ebd., S. 71f.
26 Vgl. ebd., S. 72, sowie Volkmar Sigusch, Vom Trieb und von der Liebe, a.a.O., S. 31.
27 Vgl. Franz Schandl/Gerhard Schattauer, a.a.O., S. 69, S. 77, S. 112.
28 Sigmund Freud, Der Mann Moses und die monotheistische Religion (1939), Frankfurt/M. 1987, S. 127.
29 Volkmar Sigusch, Die Mystifikation des Sexuellen, a.a.O., S 78f.
30 Wertkritiker wie Robert Kurz und Franz Schandl haben allerdings darauf aufmerksam gemacht, daß sich mittlerweile die bürgerlichen Kommunikationsstrukturen wie Geld, Recht, Demokratie, Politik etc. aufzuheben beginnen, daß sie in vielerlei Hinsicht nicht mehr greifen, nicht mehr zustande bringen, was sie vorgeben zu vollbringen.
31 Volkmar Sigusch, Die Mystifikation des Sexuellen, a.a.O., S. 82f.
32 Ebd., S. 83ff., S. 87.
33 Antifaschistische Liste Göttingen, Marxistische Faschismustheorien. Eine Darstellung und kritische Betrachtung, Göttingen 1995, S. 112.
34 Volkmar Sigusch, Die Mystifikation des Sexuellen, a.a.O., S. 87f.
35 Vgl. ebd., 89f.
36 Volkmar Sigusch, Vom Trieb und von der Liebe, a.a.O., S. 14.
37 Ebd., S. 16.
38 Ebd., S. 21.
39 Vgl. Volkmar Sigusch, Die Mystifikation des Sexuellen, a.a.O., S. 90ff.
40 Vgl. ebd., S. 97ff.
41 Volkmar Sigusch, Vom Trieb und von der Liebe, a.a.O., S. 70ff.
42 Ebd., S. 40.
43 Ebd., S. 189.
44 Ebd., S. 172f.
45 Robert Musil, Allerhand Fragliches, Reinbek bei Hamburg 1996, S. 76.

Sozialistische Sexualreform der 20er Jahre*

Experiment und Verhinderungsstrategien

Julius MENDE

In seinem Vorwort zur 4. Auflage der „Sexuellen Revolution" schrieb Reich 1949 folgenden optimistischen Lagebericht über die USA der ausgehenden 40er Jahre: „... am Vormarsch der mentalhygienischen Massenbewegung und der Bejahung der biologisch-natürlichen Sexualität der Kinder und Jugendlichen kann nicht mehr gezweifelt werden. Sie sind nicht mehr aufzuhalten. Der Weltanschauung der Lebensverneinung tritt die der Lebensbejahung gegenüber." (Reich 1971, S. 11)

Reichs ursprüngliche Vorstellungen von der sexuellen Befreiung waren allerdings verknüpft mit der Perspektive einer sozialistischen Gesellschaft. Den Beitrag der sexuellen Befreiung zur revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft untersuchte er schon in den 20er Jahren. Die grundlegende Frage der Verknüpfung der sozialen Revolution mit der sexuellen reicht bis zu den Renaissance-Utopien und den frühsozialistischen Modellen des 19. Jahrhunderts zurück. Der folgende Text und vor allem der Ausschnitt aus Klara Zetkins Auseinandersetzung mit Lenin zeigen, wie widersprüchlich die Rolle des Sexuellen auch in der Arbeiterbewegung behandelt wurde.

Seither war das Thema sexuelle Befreiung, verbunden mit neuen sozialen Bewegungen der Studenten, der Frauen, der Homosexuellen, mit der Kommune- und Kinderlandbewegung, zunehmend Gegenstand des „Sexuellen Diskurses", wie Foucault diese Sprechkultur taufte. Und man fragt sich wie er: „Was ist dabei herausgekommen?" Gemessen an den hochgesteckten Zielen der Sexualreformbewegung möchte man spontan antworten: „nichts"!

In einer unvollständigen Behandlung einiger der bekanntesten Sexualexperimente und Bewegungen der 30er Jahre soll versucht werden, daraufzukommen, ob der traurige Befund „kein Fortschritt" zutrifft oder nicht. Dabei ist man mehr auf die Darlegung der Zielsetzungen und Programmatiken von Reformversuchen auf gesellschaftlicher Ebene oder im Ghetto von Subkulturen und Kleinkollektiven verwiesen, da es kaum systematische Untersuchungen dieser Bewegungen gibt, schon gar nicht in Österreich.

Sexualreform und Arbeiterbewegung der 20er und 30er Jahre

Aufstieg und Niederschlagung der Arbeiterbewegung zwischen den beiden Weltkriegen waren mit einschneidenden Veränderungen des sozialen Lebens in den städtischen Gesellschaften verbunden. Der Kampf um das Frauenwahlrecht, Berufstätigkeit der Frau und Mutterschutz, wurden teilweise erst unter dem Druck der bürgerlichen Frauenbewegung wesentliche Kampffragen für die organisierte Arbeiterschaft. Fragen der sexuellen Befreiung, des vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehrs oder der Mehrfachbeziehungen wurden eher in den Jugendorganisationen und Intellektuellenzirkeln erörtert als in den Grundorganisationen. Faktisch lief aber der Kampf um das Recht auf Schwangerschaftsabbruch, der in Österreich vor allem in den späten 20er und 30er Jahren als Kampf gegen den §144 geführt wurde, auf eine Liberalisierung der Ehemoral und freizügiger Beziehungen hinaus. Wegen der Unzulänglichkeit der Verhütungsmethoden und des moralischen Gewichts der Kirche war die Angst vor der Schwangerschaft, vor allem im Zeichen des wirtschaftlichen Massenelends um die beiden Weltkriege, ein Haupthindernis für freiere Sexualität. Soziale und ökonomische Notstände führten dazu, daß auch in der Arbeiterbewegung die überkommenen Moralvorstellungen bezüglich des Sexuallebens weiterwirkten. Wenn jedoch das Problem der „freien Liebe" diskutiert wurde, so stets im Kontext der sozialökonomischen Verhältnisse, wie dies die im folgenden skizzierten Diskussionen um Reichs „Sexualökonomie" und die „Sexualrevolution in der jungen Sowjetunion" zeigen.

Wilhelm Reich charakterisiert die Chancen für eine „Sexualrevolution" im Wien der ausgehenden 20er Jahre folgendermaßen:

„Als ich im Jahr 1928 in Wien die ‚Sozialistische Gesellschaft für Sexualberatung und Sexualforschung' gründete, waren die genitalen Rechte der Kinder und Jugendlichen verpönt. Es war undenkbar, daß Eltern kindliche genitale Spiele duldeten, geschweige denn als Äußerungen einer natürlichen, gesunden Entwicklung betrachteten. Der Gedanke allein, daß Jugendliche ihr Liebesbedürfnis in der natürlichen Umarmung befriedigen, war horrend. Diffamierung traf den, der diese Rechte auch nur erwähnte. Im Kampf gegen die ersten Ansätze zur Sicherung kindlichen und jugendlichen Liebeslebens einigten sich menschliche Gruppen, die einander sonst haßerfüllt befehdeten, Kirchenmitglieder aller Konfessionen, Sozialisten, Kommunisten, Psychologen, Ärzte, Psychoanalytiker usw." (Reich, Vorwort zur 4. Auflage der „Sexuellen Revolution" 1949, in der Ausgabe von 1971).

Der Autor wurde wegen seiner Konzeption der Verknüpfung von Sexualrevolution und sozialistischer Revolution 1934 sowohl aus der internationalen Psychoanalytischen Gesellschaft als auch aus der KPD ausgeschlossen, vor den Austromarxisten hatte er schon 1930 kapituliert und war nach Berlin übersiedelt (Reich 1971).

Die Differenzen mit der Freudschule bestanden in seiner Annäherung an den Marxismus der Sowjets und an die

---

* Dieser Artikel, der leicht modifiziert wurde, stammt aus: »Beiträge zur historischen Sozialkunde«, Wien 1988.

Revolutionstheorie. Der Bruch mit den Austromarxisten erfolgte wegen der Verbindung von Revolutionstheorie und Psychoanalyse. Letztere wurde ja durch Alfred Adler so modifiziert, daß das Freudsche Konzept der sexuellen Trieblehre relativ bedeutungslos wurde gegenüber der Betonung gemeinschaftsbezogener, psychosozialer Prozesse (Geltungstrieb) und damit die Tiefenpsychologie für die Sozialdemokratie adaptiert wurde. Schließlich führten Reichs starke Betonung der sexuellen Revolution – quasi als Grundlage aller psychischen Prozesse – und die Forderung nach der engen Verbindung von sozialökonomischer und Sexualreform durch Zerschlagung der Ehe zum Bruch mit den Kommunisten. Mit der „Entdeckung" des „Orgon", der vermeintlich physikalischen Nachweisbarkeit erotischer Energieströme, und einschlägigen Experimenten nach der Emigration in die USA ab 1939 war der Bruch auch inhaltlich vollständig vollzogen. Reichs Einschätzung der Sexualreform in den USA und des damit verbundenen gesellschaftlichen Wandels zeigt, in welche Isolation er geraten war.

Was wollte nun Reich mit seiner Sexualökonomie?

Während sich die Psychoanalyse in den 20er und 30er Jahren noch in der Nähe der Sozialdemokratie über Beratungsstellen, Schulgründungen (Bernfeld, Aichhorn) und pädagogische Arbeitszirkel sozialreformerisch engagierte (Mende, 1983), gingen Reich diese Bemühungen viel zu wenig weit. Für ihn war die Notwendigkeit des Klassenkampfes und der damit verbundenen Kulturrevolution beschlossene Sache:

„Das Ziel einer Kulturrevolution ist die Herstellung menschlicher Charakterstrukturen, die zur Selbststeuerung fähig sind (...). Es ist wichtig, sich völlig klarzumachen, daß es heute Menschen mit durchgearbeiteter, ruhig entwickelter, sexualbejahender Struktur nicht gibt, denn wir alle sind durch die autoritäre, religiöse, sexualverneinende Erziehungsmaschinerie beeinflußt worden. Trotzdem erkämpfen wir in der Gestaltung unseres persönlichen Lebens eine Haltung, die man sexualökonomisch nennen kann.

Vor noch nicht allzulanger Zeit galt es für ein moralisches Vergehen, das streng geahndet wurde, wenn sich ein Paar, das heiraten wollte, vor der Heirat auch körperlich kennenlernte. Heute dringen ganz von selbst, gegen die Einwirkung von Kirche, scholastischer Medizin, Philosophen usw. die Anschauungen in weite Kreise der Bevölkerung durch, daß es unhygienisch, unvorsichtig und für die Zukunft vernichtend ist oder sein kann, wenn ein Mann und eine Frau, die miteinander eine Dauerbeziehung einzugehen wünschen, sich dauernd binden, ohne sich vorher überzeugt zu haben, ob sie auch in der Grundlage ihrer sexuellen Gemeinschaft, nämlich im Geschlechtlichen, zusammenpassen" (Reich, 1971).

In der Folge entwickelt er eine Reihe hochaktueller Fragestellungen, wie die Rollenverteilung zwischen Mann und Frau, verteidigt das Recht der Frau, sexuell offensiv zu sein bzw. mehrfache Beziehungen einzugehen, und formuliert den Anspruch, sich Eifersucht als Besitzdenken abzugewöhnen. Jeder hat das Recht auf freie Partnerwahl.

Manche von diesen Forderungen scheint ja heute im Zuge der „Sexwelle" verwirklicht, aber wohl eher in Form des warenmäßigen Partnertausches als der freizügigen Herstellung mitmenschlicher Beziehungen unter gleichberechtigten Partnern. Die moralischen Ansprüche Reichs waren hier sehr deutlich:

„Das Wesen der sexualökonomischen Regulierung besteht gerade darin, daß man das Setzen absoluter Vorschriften oder Normen vermeidet und die Interessen des Lebenswillens und der Lebenslust als Regulatoren des menschlichen Zusammenlebens anerkennt (...). Die wirtschaftliche Unterjochung von Frauen und Kindern soll vernichtet werden. Die autoritäre Unterjochung ebenso. Erst wenn diese verwirklicht ist, wird der Mann seine Frau, die Frau ihren Mann, werden die Kinder die Eltern, und die Eltern die Kinder lieben. Sie werden keinen Grund mehr haben, einander zu hassen (...). Die Zwangsmoral der ehelichen Pflicht und der familiären Autorität ist eine Moral von lebensängstlichen Feiglingen und Impotenten, die nicht fähig sind, durch natürliche Liebeskraft zu erleben, was sie sich mithilfe der Polizei und des Eherechts vergebens zu verschaffen suchen" (Reich, S. 50f.).

Das ist eine klare Sprache. Die Ideen sind nicht neu, sie entsprechen der Tradition sozialistischer Familienkritik seit den frühen Sozialisten über Marx und Engels bis Lenin, Zetkin und Kollontai.

Kritik an Ehe und Familie

Über den Weg zu diesen neuen Liebesverhältnissen und den Zeitpunkt

ihrer Realisierbarkeit gab es schon vor Reich Debatten.

Fourier, einer der Frühsozialisten, schrieb knapp nach der Wende zum 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit seinen idealen Lebensgemeinschaften zur Emanzipation der Frau:

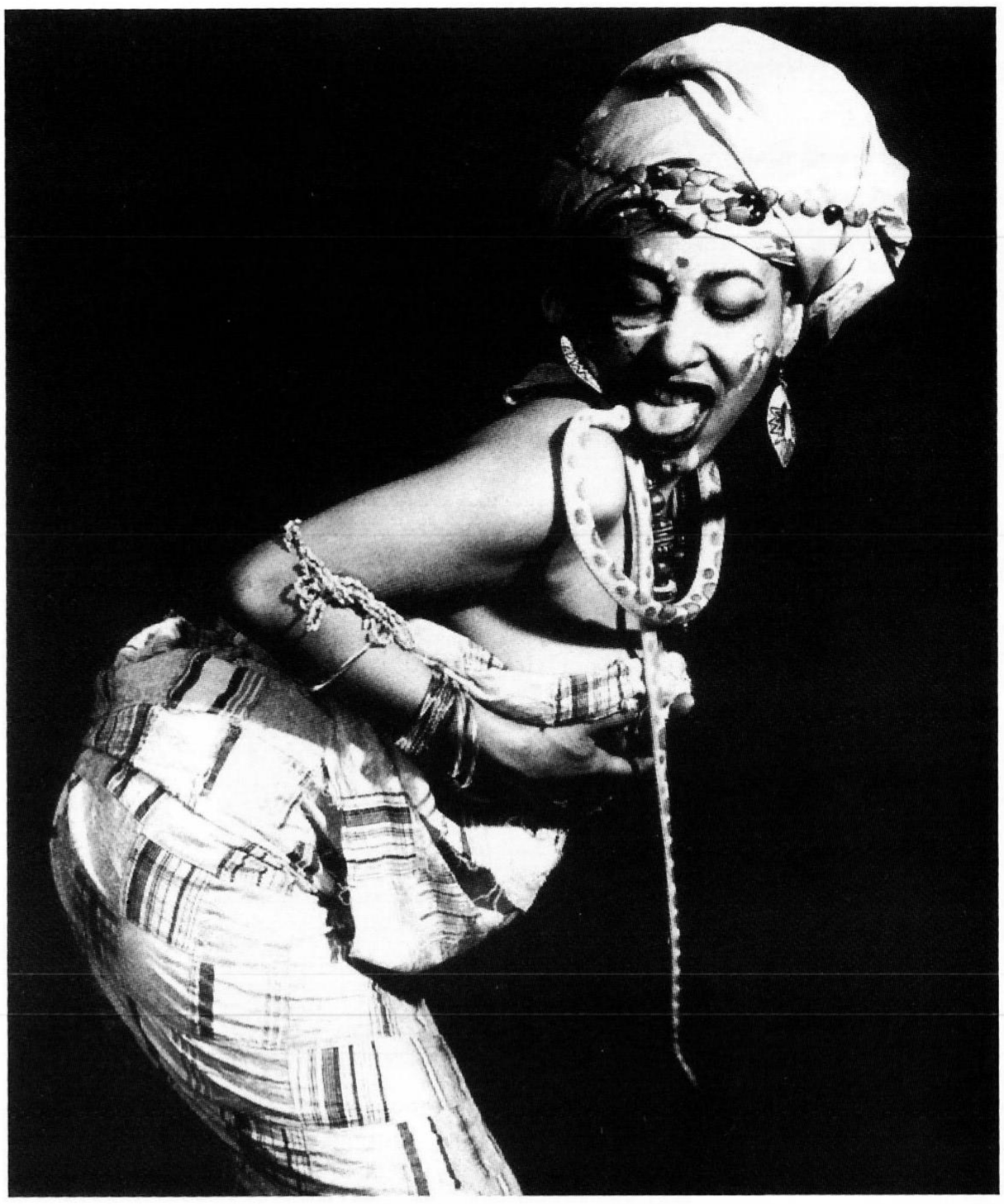
„Ist das junge Mädchen nicht eine Ware, jedem feilgeboten, der ihren Erwerb und ihren Alleinbesitz erhandeln will? Ist ihre Zustimmung zu dem ehelichen Band nicht ein Hohn? (...) Hier sieht man, wie junge Mädchen dahinwelken, erkranken und sterben, weil sie die Vereinigung nicht eingehen dürfen, die ihnen das Vorurteil unter Drohung der Entehrung so lange verweigert, bis sie rechtmäßig verkauft sind (...). Die erste Maßnahme, welche die Billigkeit der Frauen gegenüber fordert, wäre, ihnen die Großjährigkeit in der Liebe zuzugestehen, sie in einem gewissen Alter von der Schmach, zum Kauf angeboten zu werden, zu befreien, sie vom Zwang, so lange auf Männer zu verzichten, bis ein Unbekannter auftaucht, um sie zu erhandeln und zu heiraten (...)“ (Fourier, S. 180).

Fourier entwirft ein System von mehr oder weniger freien Frauen, Gattinnen, „Demoiselles“ und „Galanten“, die bis zur vollen Freizügigkeit verschieden geregelte Beziehungen zu Männern unterhalten können und damit eine wesentliche Grundlage für eine freiere Gesellschaft schaffen sollten.

„Der soziale Fortschritt und der Übergang von einer Periode zur anderen erfolgt aufgrund der Fortschritte in der Befreiung der Frau ...“ (Fourier, S. 180).

Ohne die allgemeine Gleichstellung der Frau in der Gesellschaft zu sichern, verkomme diese einfache Umkehrung der herrschenden Moral zu deren Überspitzung, merkt Marx an: indem das „Weib zum gemeinschaftlichen und gemeinen Eigentum wird“ (Marx, Philosophisch-ökonomische Manuskripte, zit. nach Hollitscher, 1975).

Diese rohen Vorstellungen von kommunistischer Sexualmoral führten



zur „universellen Prostitution mit der Gemeinschaft“ (ebd.).

Sexualrevolution in der jungen Sowjetunion – und ihre Zurücknahme

Lenin befaßte sich schon vor der Revolution mit der Frage kommunistischer Sexualmoral. Bekannt ist sein Briefwechsel mit der engen Freundin Inés Armand, in dem er die Forderung nach Freiheit der Liebe in einer von ihr entworfenen Broschüre zu streichen rät:

„Hierbei kommt in Wirklichkeit keine proletarische, sondern eine bürgerliche Forderung heraus“ (nach: Hollitscher, S. 102).

In einem weiteren Brief:

„Die Bourgeoisfrauen verstehen unter ‚Freiheit der Liebe‘ die Punkte 8 – 10 (Ernst in der Liebe? Kinderkriegen? Freiheit des Ehebruchs, d. A.) (...) Beweisen denn nicht Literatur und Leben, daß die Bourgeoisfrauen gerade das darunter verstehen? (...) Man muß den proletarischen Standpunkt von ihnen abgrenzen, ihnen den proletarischen Standpunkt entgegenstellen (...).“ (Hollitscher, S. 103).

Die Äußerungen der marxistischen Klassiker sind zur Frage der Sexualpolitik, verglichen mit anderen sozialökonomischen Fragen, spärlich, und die Probleme, die ja klar gesehen wurden, sind auch in der Sowjetunion immer wieder durch die ökonomische Misere überdeckt und verdrängt werden. Doch schon in der jungen Sowjetrepublik wurden sie begeistert diskutiert und es wurde mit Kommunen, freier Liebe und Lebensgemeinschaften experimentiert. (Vgl. u. a. Reich, Kollontai). Lenin entrüstete sich (1920) in Gesprächen, die Klara Zetkin übermittelte, über diese Vereinseitigung der Politik in Zeiten schwerer politischer Kämpfe (vgl. auch nachstehenden Text „Lenin und Zetkin über Sex“):

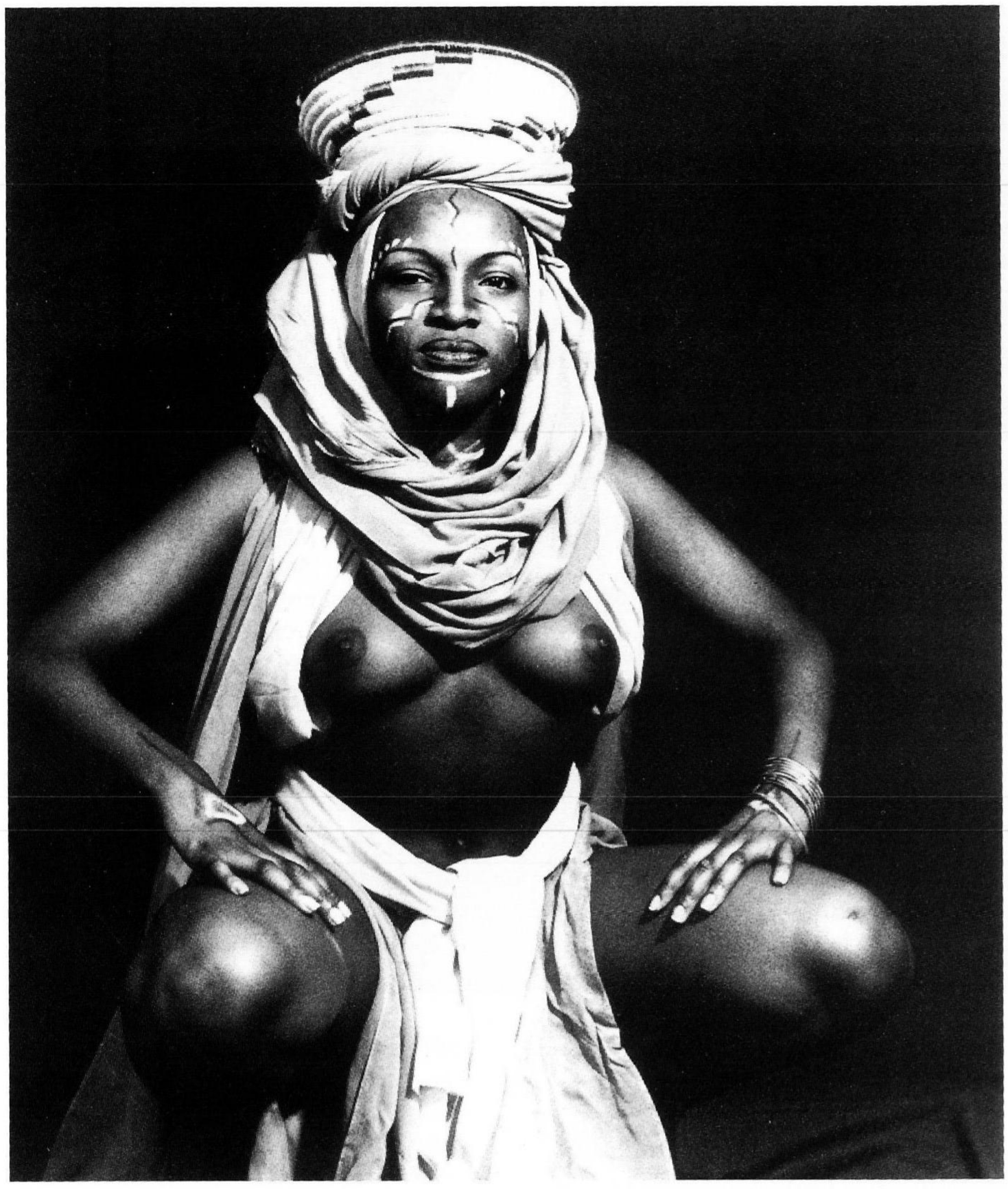
„Die Lage in Deutschland selbst fordert die größte Konzentration aller proletarischen, revolutionären Kräfte zur Zurückwerfung der immer mehr vorwärtsdrängenden Gegenrevolution. Die tätigen Genossinnen aber erörtern die sexuelle Frage der Eheformen in Vergangenheit, Gegenwart, und Zukunft (...). Worauf denn läuft die unzulängliche, die unmarxistische Behandlung der Frage hinaus! Daß die Sexual- und Ehefrage nicht als Teil der großen sozialen Frage verstanden wird. Umgekehrt, daß die große soziale Frage als ein Teil, als ein Anhängsel der Sexualprobleme erscheint.“ (Hollitscher, S. 104).

Diese Angst vor der Umkehrung der Werte ist bis heute in den Arbeiterparteien lebendig.

Lenin vermerkte diese Debatten und Experimente auch in der Sowjetunion kritisch:

„Auch die Jugendbewegung krankt an der ‚Moderintät‘ der Einstellung zur sexuellen Frage und an der überwuchernden Beschäftigung mit ihr (...).

(...) Auch in den Beziehungen von Mensch zu Mensch, zwischen Mann und Frau, revolutionieren sich die Gefühle und Gedanken (...). Und die Gefühle des einzelnen wandeln sich rasch, das Begehren und das Drängen nach Wechsel im Genuß gewinnen leicht ungezügelte Gewalt in einer Zeit, wo mächtige Reiche zertrümmert, alte



Herrschaftsverhältnisse gesprengt werden. (...) Nichts wäre falscher, als der Jugend mönchische Askese zu predigen oder die Heiligkeit der schmutzigen bürgerlichen Moral. Allein es ist bedenklich, wenn in jenen Jahren psychisch das Sexuelle zum Mittelpunkt wird, das schon physisch stark hervortritt (...). Obgleich ich nichts weniger als ein finsterer Asket bin, erscheint mir das sogenannte ‚neue sexuelle Leben' der Jugend – manchmal auch des Alters – oft genug als rein bürgerlich, als eine Erweiterung des gutbürgerlichen Bordells (...). Das alles hat mit der Freiheit der Liebe gar nichts zu tun." (nach: Hollitscher, S. 106).

Im folgenden nimmt er zu der damals verbreiteten „Glas Wasser – Theorie" Stellung, die den Sexualkontakt mit der Beiläufigkeit des Wassertrinkens vergleicht. Er stellt klar, daß die individuelle Liebe ein Fortschritt in der Menschheitsentwicklung sei (...): „Kommunismus soll nicht Askese bringen, sondern Lebensfreude, Lebenskraft auch durch erfülltes Liebesleben. Jedoch meiner Ansicht nach gibt die jetzt häufig beobachtete Hypertrophie des Sexuellen nicht Lebensfreude und Lebenskraft, sie nimmt nur davon. In dem Zeitalter der Revolution ist das schlimm, ganz schlimm (...)" (nach: Hollitscher, S. 107).

In diesen Sätzen sind die wichtigsten Differenzen zu Reich angesprochen, die Bedenken, daß die sexuelle Revolution die gesellschaftliche ersetzen soll. Gleichzeitig ermöglichten sie der alten Prüderie auch innerhalb der Sowjetunion und den kommunistischen Parteien im neuen Gewande der revolutionären Disziplin Einzug zu halten.

In dem zitierten Buch „Der überanstrengte Sexus" resümiert der österreichische marxistische Philosoph Walter Hollitscher seine Darlegung des Disputes Zetkins mit Lenin aus seiner Perspektive (nach den Studentenrevolten von 1968) folgendermaßen:

„Es ist denkbar und widerspricht dem Ziel der kommunistischen Gesellschaft gewiß nicht, wenn künftige, von der unmittelbaren materiellen Produktion in weit größerem Maße freigesetzte Generationen die Liebe weniger ‚sorglos pflegen' werden, als das uns, eben in jener materiellen Produktion und in Klassenkämpfen Verhafteten, heute möglich ist. Denkbar wäre es dann auch, daß solidarische, freundschaftliche, von Kümmerlichkeit und Verkrüppelung freie Liebesbeziehungen zu mehr als einem Partner bestünden. Für undenkbar hingegen und mit kommunistischen Verhältnissen für unvereinbar erachte ich, die individuelle Geschlechtsliebe undialektisch und in universeller und anonymer Promiskuität aufzuheben, in einem Zustand, in dem die sexuellen Verhältnisse den Charakter des Individuellen verlieren, von allgemeiner gleichgültiger Austauschbarkeit sind" (Hollitscher, S. 116).

Wozu dieser ausführliche Rückblick auf eine historische Diskussion?

Alle sexualreformerischen Experimente der letzten 50 Jahre stehen unter diesen „altmodischen Fragestellungen". Sie klarzustellen erlaubt, sie an den jeweiligen ‚neuen' Erscheinungen, der Frauenbewegung, der Lesben- und Schwulenbewegung zu aktualisieren. Kann bei gleichbleibenden Gesellschaftsverhältnissen im Ghetto, auf einer Insel oder gar in den Nischen des allgemeinen Marktes, das sexuelle Glück erhascht werden?

Kehren wir aber zu Reich und seiner Faszination für die russische Kulturrevolution zurück!

Die sowjetische Sexualreform

Schon 1929 kritisierte der sowjetische Psychologe Sapir die Psychoanalyse wegen ihres biologistischen Ansatzes (Sandkühler, 1970).

Wesentlicher Vorwurf war die Vernachlässigung des gesellschaftlichen Zusammenhangs gegenüber der angeblich primär sexuell bestimmten Triebstruktur des Menschen. Bei Reich wird diese Haltung durch den steten Verweis auf die „natürliche sexuelle Triebbefriedigung" deutlich. Sie ist für ihn wesentliches Moment auch der sozialökonomischen Revolution.

Er sieht in dem Zerfall der Familienstrukturen im Zuge der russischen Revolution und des Bürgerkrieges und in den kollektivistischen Wirtschaftseinheiten die Chancen für neue soziale und damit sexuelle Strukturen:

„Die Ersetzung der patriarchalischen Familienform durch das Arbeitskollektiv stellt fraglos den Kern des revolutionären Kulturproblems dar (...).

Gelingt es nun nicht, gleichzeitig mit der Herstellung der selbstregulierenden arbeitsdemokratischen Gesellschaft, ihre strukturelle Verankerung in der psychischen Struktur der Menschen zu sichern, erhält sich auf die Dauer das familiäre Gefühl, dann muß notwendig eine immer weiter klaffende Schere entstehen zwischen der wirtschaftlichen und der massenstrukturellen, das heißt der kulturellen arbeitsdemokratischen Gesellschaft (...). Viele glaubten, daß man in dem Zerfall der Arbeiterfamilie das ‚Zutagetreten des bürgerlichen Einflusses auf das Proletariat' erblicken müßte. Viele andere hielten diese Erklärung für falsch (...).

Die wirtschaftliche Bindung riß, und mit ihr zerbrach die sexuelle Hemmung. Doch das bedeutete noch nicht sexuelle Freiheit. Die äußere Freiheit zu sexuellem Glück ist noch nicht das sexuelle Glück selbst. Dazu gehört vor allem die psychische Fähigkeit, es zu gestalten und zu genießen (...) (Reich, 1936).

Damit wird deutlich, daß auch Reich nicht Anhänger der „Glas-Wasser-Theorie" war. Immerhin attestierte er der Familienrechtsform revolutionären Charakter. „Das sowjetische Sexualrecht war der deutlichste Ausdruck des ersten Ansturms der sexuellen Revolution gegen die lebensverneinende Sexualordnung" (Reich, S. 167).

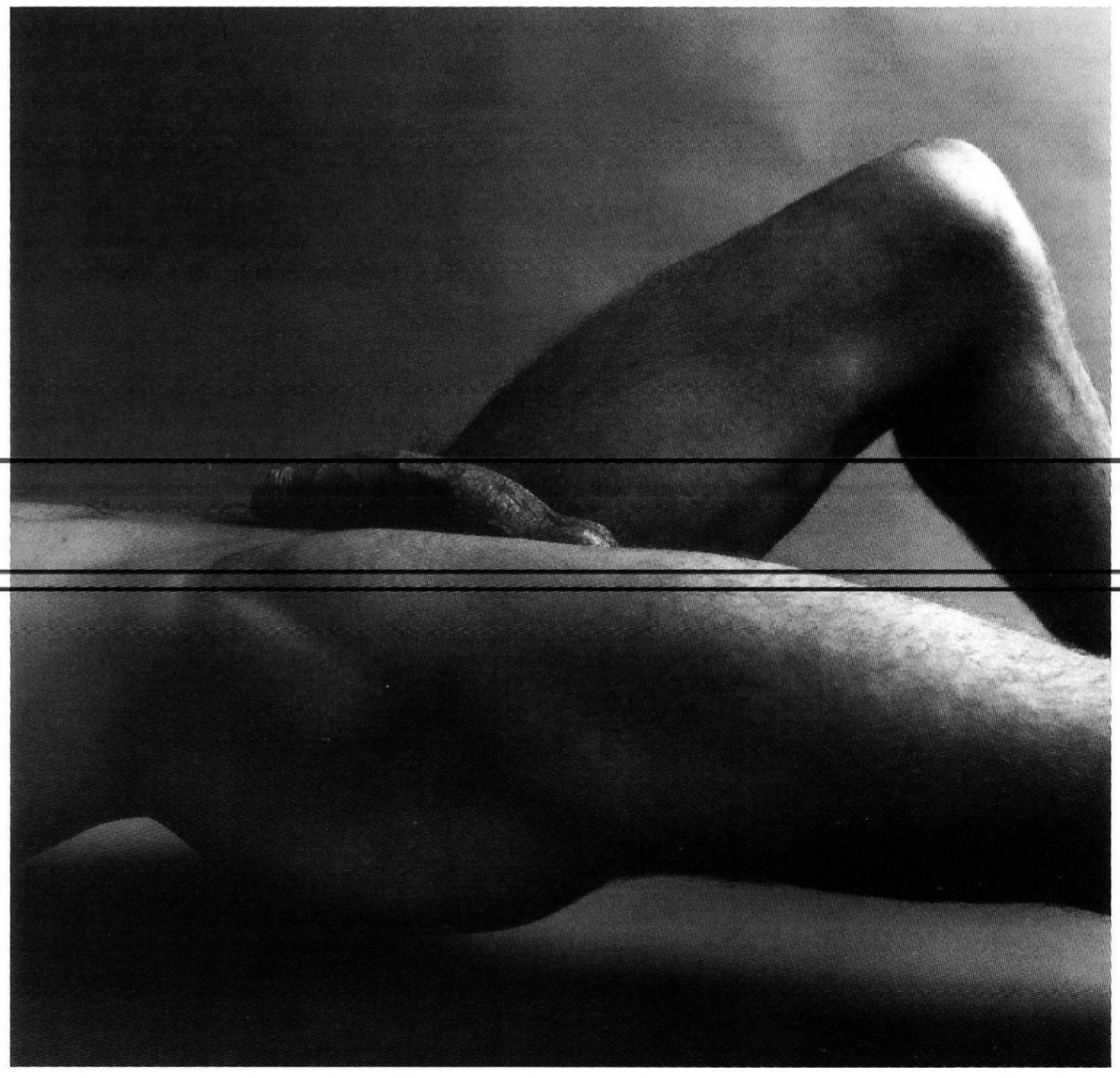
Schon 1917 wurden von Lenin zwei einschlägige Dekrete erlassen, eines „Von der Auflösung der Ehe". Beide Gesetze „gaben der Frau volle materielle und auch sexuelle Selbstbestimmung (...) es fiel natürlich auch die väterliche Gewalt über die Familienmitglieder (...). Die Auflösung der Zwangsehe wurde entsprechend der allgemeinen Tendenz des Sowjetsystems zur Vereinfachung des Lebens ungemein erleichtert. Ein sexuelles Bündnis, das man noch ehelich nannte, konnte ebenso einfach gelöst werden, wie es geschlossen worden war (...) Scheidungsgründe zu verlangen, wurde sinnlos (...)" (Reich, 1936). Für die damaligen Verhältnisse war diese Regelung revolutionär. Mit der gesetzlichen Regelung waren aber noch nicht die patriarchalischen Traditionen gebrochen. „Hätte man diesen logischen Zusammenhang zwischen autoritärem Staat und patriarchalischer Familie als seiner strukturellen Reproduktionsstätte damals klar gekannt und praktisch gehandhabt, wären der Revolution manche müßige Diskussionen und Fehlschläge, mehr auch, sehr bedenkliche Rückentwicklungen erspart geblieben" (Reich, 1936).

„Die Familie war ja bloß gesetzlich aufgehoben, aber nicht in Wirklichkeit. Denn solange die Gesellschaft nicht allen Erwachsenen und Heranwachsenden die Versorgung sichern kann, bleibt die Funktion der Familie, soziale Sicherheit der Familienmitglieder zu gewährleisten, als Vertreterin der Gesellschaft bestehen (...). Nur wenn man den dynamischen Gang dieser Widersprüche zwischen erstrebtem Ziel und momentaner wirklicher Lage von Anfang an verfolgt, entschleiert sich das Rätsel der später in der Sowjetunion immer schärfer hervortretenden Bremsung der Sexualrevolution" (Reich, 1936).

Allerdings hatte es eine Reihe sehr konkreter Versuche gegeben, neue Lebensgemeinschaften zu entwickeln: die Studentenkommune, von der Reich berichtet, die Kommunenhausbewegung mit Gemeinschaftsküche und Einzelzimmern für Singles und vereinzelt analytisch orientierte Kinderkollektive, etwa von Wera Schmidt (Reich, 1936). Alle scheiterten an der Tatsache, daß die „Kommune (...) zweifellos die neue Form der ‚Familie' war: ein Kollektiv nicht blutsverwandter Menschen, das die alte Familie ersetzen sollte.

Die Sehnsucht nach dem Kollektiv ging zwar aus dem Protest gegen die familiäre Einschränkung des Lebens hervor; doch sie war selbst wieder der Ausdruck des Verlangens, in einer familienähnlichen Gemeinschaft zu leben. Man gründete also eine neue Familienform und behielt gleichzeitig innerhalb ihres Rahmens die alte Familienform bei" (Reich, 1936).

Die ökonomischen Schwierigkeiten, die stalinistische Form der Herrschaftsausübung, der Zweite Weltkrieg und der Wiederaufbau danach, setzten bis heute eindeutige Prämissen. So ist zwar die formale Gleichberechtigung der Frau, die Liebesehe, bzw. die einfache Scheidung und das alles auf der Basis der mehrheitlichen (etwa 90 Prozent) Berufstätigkeit der Frau realisiert worden. Doppelbelastungen, Wohnungsnot und patriarchalische Traditionen sowie die Erscheinungen der Jugendverwahrlosung führten aber eher zur Verfestigung der Familienstrukturen (nach ihrer vorübergehenden Lockerung) statt zur sexuellen Revolution. Mit dem Zerfall der Sowjetunion sind alle Voraussetzungen, die Reich wohl etwas zu optimistisch beschrieb, gefallen. Gründerzeitkapitalismus, Mafiaherrschaft und die Rückkehr der Popen werden alle Facetten



der „Liebesformen", von der bäuerlich-orthodoxen Großfamilie bis zu den Konsum-Singles in den Großstädten ausformen.

Im Westen scheint es umgekehrt zu laufen, zumindest in einigen subkulturellen Bewegungen, wie bei Kommunen, Frauenbewegung, Lesben- und Schwulengemeinschaften, gibt es bedeutsame Einbrüche im traditionellen Ehe- und Familienmuster. Andererseits wird an der Neubewertung der Stellung der Hausfrau und Mutter im konservativen Sinne überall von Kirche und Staat gearbeitet.

Jugendgruppen und Nudisten in Wien der 20er Jahre

Wie in der Sowjetunion waren auch im Roten Wien Jugendliche am ehesten für neue Formen des sexuellen Zusammenseins zu interessieren. Während die Oktoberrevolution in der Sozialdemokratie abstrakt gefeiert wurde, gab es wenige konkrete Einflüsse auf die Politik. Zu den wenigen Ausnahmen gehörte die Jugendarbeit unter Felix Kanitz:

„Während Kanitz in seinen Moralvorstellungen von seiner katholischen Erziehung geprägt war und die Gedanken der Askese in Anlehnung an den konservativen Pädagogen F. W. Förster im Sinne der Klassendisziplin gedeutet wurden, gab es vor allem unter Studenten Versuche der Freien Liebe." (Mende, S. 136).

Im Unterschied zu den kirchlichen und konservativen Jugendverbänden waren die Jugendgruppen der Sozialdemokraten grundsätzlich koedukativ und allein damit wurde ein Einbruch in die konservative Sexualmoral vollzogen. (Man bedenke, daß in Österreich bis in die frühen 70er Jahre die Mehrheit der Schulen Geschlechtertrennung hatte!)

Ähnlich wie bei Lenin findet man in Österreich bei der politischen Führung der sozialistischen Jugendarbeit verschieden motivierte Vorbehalte gegen die Jugendliebe. In der Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Erzieher wurden Probleme der Sexualerziehung jedoch relativ offen diskutiert.

„Eine Riesenmenge an seelischer Kraft geht heute der Bewegung verloren, weil sie sich an den törichten Sexualregeln des Bürgertums aufreibt (Felix Kolb)" (Kotlan-Werner, 1982).

Jedenfalls boten die Nudistenbewegung und der Kampf um eine freizügige Bekleidung der Jugend offenere Umgangsformen. Nackheit wurde manchmal mit Progressivität gleichgesetzt. Die Onanie wurde nicht verboten. Immerhin versuchte man, durch Fragebogenaktionen mehr über das Sexualleben der Jugend zu erfahren.

Die Nudistenbewegung war hingegen mehrheitlich nicht mit der Zielrichtung „sexuelle Befreiung" verbunden – diese galt eben für studentische Gruppen –, sondern kam aus der bürgerlichen Lebensreformbewegung:

„Die Nacktkultur war ein kleiner Sektor im Kampf um den ‚neuen Menschen', wie das von Max Adler formulierte neue Schlagwort lautete." (Keller, S. 34).

Sozialistische Pädagogen in Deutschland gründeten Lebensreformverbände, in denen nackte Gymnastik und Ernährungsreform durchaus noch mit der Sexualreform verbunden waren. Es kam zu gymnastischen Nacktaufführungen von Kindern, was von bürgerlichen Lebensreformern natürlich abgelehnt wurde. Alles, ähnlich wie bei Reich, immer unter dem Signet der Hygiene und Körpergesundheit:

„Die ‚Freien Menschen', wie sie sich nannten, forderten im Bereich der Sexualreform: „Beseitigung der doppelten Moral, die den Menschen mit Geschlechtskrankheit bestraft. Abkehr von mukkerisch – verstiegener und Bildung natürlicher Sexualvorstellungen, wodurch das Sexualleben ruhiger, glücklicher werden wird (...) die Homosexualität müsse wie alles Andersartige geachtet werden „ (Keller, S. 36).

Der bekannte Sexualforscher Hirschfeld und Alfred Kurella, der Mitbegründer der Kommunistischen Jugendinternationale, unterstützten diese Zielsetzungen.

In Österreich formierte sich 1927 ein Zweigverein der ‚Freien Menschen'. Sie umzäunten in der Lobau ein freies Gelände und bauten Hütten, um dort dem Sport, der vegetarischen Kost und dem Gemeinschaftsspiel zu huldigen. Die Mitglieder strömten in Scharen zu den Vorträgen Wilhelm Reichs. Während ursprünglich die Integration in die Arbeiterbewegung betont wurde, verstärkte sich zunehmend der Anteil an Studenten und Akademikern. Für Arbeiter war Nacktheit als Programm aufgrund der beengten Wohnverhältnisse und der damit verbundenen, zumindest optisch freieren Körperbeziehung, nicht in dem Maß attraktiv wie für die „Studierten". Die Sexualreformvorstellungen waren eben stark intellektuell getönt und fanden in der Sozialdemokratie nur Unverständnis und Ablehnung.

„Die organisierten sozialistischen Nacktbader waren nicht nur eine Seitenströmung der gesamten Freikörperkulturbewegung, sie stießen auch innerhalb der Sozialdemokratie auf Ablehnung (...). Allen voran Julius Tandler, der Stadtrat für Gesundheitswesen des Roten Wiens, lehnte FKK ab. Aber auch breite Schichten der aufgeschlossenen Arbeiterschaft wollten, wie es die Zeitschrift der Gewerkschaftsjugend »Der Jugendliche Arbeiter« formulierte, ‚im Nacktsein allein weder eine Kulturtat noch Beweis höheren Menschentums erblicken', wollten ‚keine neue Bewegungen mit ihren bürgerlichen Begeisterungsreligionen'" (Keller, S. 38).

Mit dem aufkommenden Austrofaschismus und der Dominanz kirchlicher Moralvorstellungen wurden ab 1931 die ‚Freien Menschen' zunächst formaljuridisch bedrängt und mit der Machtergreifung Dollfuß' völlig aufgelöst.

Hatte man sich in den Jahren davor schon mehr als Familien- und Geselligkeitsverein definiert – teils zur Tarnung –, so wurde nach dem Krieg nur diese Tradition, also der bürgerlich lebensreformerische Ansatz neu belebt; der Anspruch auf die Sexualrevolution wurde erst mit der Studentenbewegung 1968 wieder aufgenommen, bevor die allgemeine „Syltwelle" und der FKK-Tourismus überhaupt den reformerischen Charakter solcher Nacktbaderei in Frage stellten. ■

Mag. Julius MENDE ist Zeichenlehrer und Lehrbeauftragter an der Pädagogischen Akademie sowie an der Hochschule für bildende Kunst.

Literatur

Ch. Aigner, Von der Last der Lust, Wien 1986.
Ch. Fourier, Die Frühsozialisten, Reinbek/Hamburg 1970.
W. Hollitscher, Der überanstrengte Sexus, Berlin/DDR 1975.
F. Keller, Lobau, Die Nackerten von Wien, Wien 1985.
A. Kollontai, Der weite Weg – ein Weg dem geflügelten Eros, 1979.
W. Kotlan, H. Werner, O. F. Kanitz und der Schönbrunner Kreis, Wien 1982.
J. Mende, Alternativschulen in Wien, Wien 1983.
W. Reich, Die sexuelle Revolution (Erstausgabe 1936), Frankfurt/M. 1971.
J. J. Sandkühler, Psychoanalyse und Marxismus, Frankfurt/M., 1970.

Lenin und Zetkin über Sex*

Lenin: „Die veränderte Einstellung der Jugend zu den Fragen des sexuellen Lebens ist natürlich ‚grundsätzlich' und beruft sich auf eine Theorie. Manche nennen ihre Einstellung ‚revolutionär' und ‚kommunistisch'. Sie glauben ehrlich, daß dem so sei. Mir Altem imponiert das nicht. Obgleich ich nichts weniger als finsterer Asket bin, erscheint mir das sogenannte ‚neue sexuelle Leben' der Jugend manchmal auch des Alters oft genug als rein bürgerlich, als eine Erweiterung des gut bürgerlichen Bordells. Das alles hat mit der Freiheit der Liebe gar nichts gemein, wie wir Kommunisten sie verstehen. Sie kennen gewiß die famose Theorie, daß in der kommunistischen Gesellschaft die Befriedigung des sexuellen Trieblebens, des Liebesbedürfnisses, so einfach und belanglos sei, wie ‚das Trinken eines Glases Wasser'. Diese Glas-Wasser-Theorie hat einen Teil unserer Jugend toll gemacht, ganz toll. Sie ist vielen jungen Burschen und Mädchen zum Verhängnis geworden. Ihre Anhänger behaupten, daß sie marxistisch sei. Ich danke für einen solchen Marxismus, der alle Erscheinungen und Umwandlungen im ideologischen Überbau der Gesellschaft unmittelbar und gradlinig aus deren wirtschaftlicher Basis ableitet. Gar so einfach liegen denn doch die Dinge nicht. Das hat ein gewisser Friedrich Engels schon längst betreffs des historischen Materialismus festgestellt.

‚Die berühmte Glas-Wasser-Theorie halte ich für vollständig unmarxistisch und obendrein für unsozial.`

Im sexuellen Leben wirkt sich nicht bloß das Naturgegebene aus, auch das Kulturgewordene, mag es nun hoch oder niedrig sein. Engels hat in seinem ‚Ursprung der Familie' darauf hingewiesen, wie bedeutsam es ist, daß sich der allgemeine Geschlechtstrieb zur individuellen Geschlechtsliebe entwickelt und verfeinert hat. Die Beziehungen der Geschlechter zueinander sind doch nicht einfach ein Ausdruck des Wechselspiels zwischen der Wirtschaft der Gesellschaft und einem physischen Bedürfnis, das durch die physiologische Betrachtung gedanklich isoliert wird. Rationalismus, nicht Marxismus wäre es, die Umwandlung dieser Bezeichnung für sich und losgelöst aus ihrem Zusammenhang mit der gesamten Ideologie unmittelbar auf die wirtschaftlichen Grundlagen der Gesellschaft zurückführen zu wollen. Nun gewiß! Durst will befriedigt sein. Aber wird sich der normale Mensch unter normalen Bedingungen in den Straßenkot legen und aus einer Pfütze trinken? Oder auch nur aus einem Glas, dessen Rand fettig von vielen Lippen ist? Wichtiger als alles ist aber die soziale Seite. Das Wassertrinken ist wirklich individuell. Zur Liebe gehören zwei, und ein drittes, ein neues Leben kann entstehen. In diesem Tatbestand liegt ein Gesellschaftsinteresse, eine Pflicht gegen die Gemeinschaft.

Als Kommunist habe ich nicht die geringste Sympathie für die Glas-Wasser-Theorie, auch wenn sie die schöne Etikette trägt: ‚Befreiung der Liebe'. Übrigens ist diese Befreiung der Liebe weder neu, noch kommunistisch. Sie werden sich erinnern, daß sie zumal gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts als die ‚Emanzipation des Herzens' in der schönen Literatur gepredigt wurde. In der Praxis der Bourgeoisie entpuppte sie sich als die Emanzipation des Fleisches. Die Predigt war damals talentvoller als heute, wie es mit der Praxis sich verhält, kann ich nicht beurteilen. Nicht etwa, als ob ich mit meiner Kritik die Askese predigen möchte. Fällt mir nicht ein. Der Kommunismus soll nicht Askese bringen, sondern Lebensfreude, Lebenskraft auch durch erfülltes Liebesleben. Jedoch meiner Ansicht nach gibt die jetzt häufig beobachtete Hypertrophie des Sexuellen nicht Lebensfreude und Lebenskraft, sie nimmt nur davon. In dem Zeitalter der Revolution ist das schlimm, ganz schlimm.

Zumal die Jugend braucht Lebensfreude und Lebenskraft. Ein gesunder Sport, Turnen, Schwimmen, Wandern, Leibesübungen jeder Art, Vielseitigkeit der geistigen Interessen. Lernen, Studieren, Untersuchen, soviel als möglich gemeinsam! Das alles wird der Jugend mehr geben als die ewigen Vorträge und Diskussionen über sexuelle Probleme und das sogenannte Ausleben. Gesunder Körper, gesunder Geist! Weder Mönch noch Don Juan, aber auch nicht als Mittelding den deutschen Philister. Sie kennen doch den jungen Genossen X. Y. Z. Ein prächtiger Bursche, hochbegabt. Ich fürchte, trotz allem wird nie etwas Rechtes aus ihm werden. Er saust und torkelt von Weibergeschichte zu Weibergeschichte. Das taugt nicht für den politischen Kampf, nicht für die Revolution. Ich wette nicht auf die Zuverlässigkeit, die Ausdauer im Kampf jener Frauen, bei denen sich der persönliche Roman mit der Politik verschlingt. Auch nicht der Männer, die jedem Unterrock nachlaufen und sich von jedem jungen Weibchen bestricken lassen. Nein, nein, das verträgt sich nicht mit der Revolution." Lenin sprang auf, schlug mit der Hand auf den Tisch und machte einige Schritte im Zimmer.

Lenin: „Die Revolution fordert Konzentration, Steigerung der Kräfte. Von den Massen, von den Einzelnen. Sie duldet keine orgiastischen Zustände, wie sie für d'Anunzios dekadente Helden und Heldinnen das Normale sind. Die Zügellosigkeit des sexuellen Lebens ist bürgerlich, ist Verfallserscheinung. Das Proletariat ist eine aufsteigende Klasse. Es braucht nicht den Rausch zur Betäubung oder als Stimulus. So wenig den Rausch sexueller Übersteigerung als den Rausch durch Alkohol. Es darf und will nicht sich vergessen, nicht vergessen die Abscheulichkeit, den Schmutz, die Barbarei des Kapitalismus. Es empfängt die stärksten Antriebe zum Kampf aus seiner Klassenlage, aus dem kommunistischen Ideal. Es braucht Klarheit, Klarheit und nochmals Klarheit. Deshalb, ich wiederhole es, keine Schwächung, Vergeudung, Verwüstung von Kräften. Selbstbeherrschung, Selbstdisziplin ist nicht Sklaverei, auch nicht in der Liebe. Doch entschuldigen Sie, Clara. Ich bin weit abgekommen vom Ausgangspunkt unseres Gespräches. Warum haben Sie mich nicht zur Ordnung gerufen? Mir ist die Zunge mit Sorgen durchgegangen. Die Zukunft unserer Jugend liegt mir sehr am Herzen. Es ist ein Stück der Revolution. Und wenn sich schädliche Erscheinungen zeigen, die aus der bürgerlichen Gesellschaft in die Welt der Revolution hinüberkriechen wie die Wurzeln mancher Wucherpflanzen sich weit verbreiten so ist es besser, frühzeitig dagegen aufzutreten. Die berührten Fragen sind übrigens ja auch Teile der Frauenfragen."

Lenin hatte mit großer Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit gesprochen. Ich fühlte an jedem Wort, daß es ihm aus der Seele kam, der Ausdruck seiner Züge bekräftigte es. ■

---

* Clara Zetkin, Erinnerungen an Lenin, Berlin 1929, S. 6265

Sade als Pädagoge

Der abartige Marquis

Anni DONNINGER

Eugénie: Splitternackt stehe ich vor Ihnen; Sie können mich unterrichten, solange Sie wollen.
Aus: „Die Philosophie im Boudoir“ [1]

Biographisches

Nach wie vor strahlt die schillernde Figur des Marquis eine starke widersprüchliche Faszination aus. Ich möchte ein paar Daten aus seinem Leben erwähnen, die in einem engen Zusammenhang mit seinem Werk stehen.

Der Marquis de Sade wird 1740 geboren und stirbt 1814. Er erlebt also eines der bedeutendsten Ereignisse der Geschichte seines Landes, die Französische Revolution. Zu diesem Zeitpunkt sitzt er im Gefängnis bzw. im Irrenasyl von Charenton, wie so oft in seinem Leben. Während der Revolution ist er aktiv als Richter beteiligt; da er aber zu milde Urteile abgibt, entgeht er nur knapp der Guillotine.

Schon als Jugendlicher zeigt der Marquis seine Vorliebe für „sexuelle Abweichungen“. Möglicherweise war diese Abartigkeit ein Grund für seine frühe Hochzeit: Mit 23 Jahren heiratete er seine Frau Renée, mit der gleichzeitig die für sein Leben bestimmende Schwiegermutter in sein Leben trat.

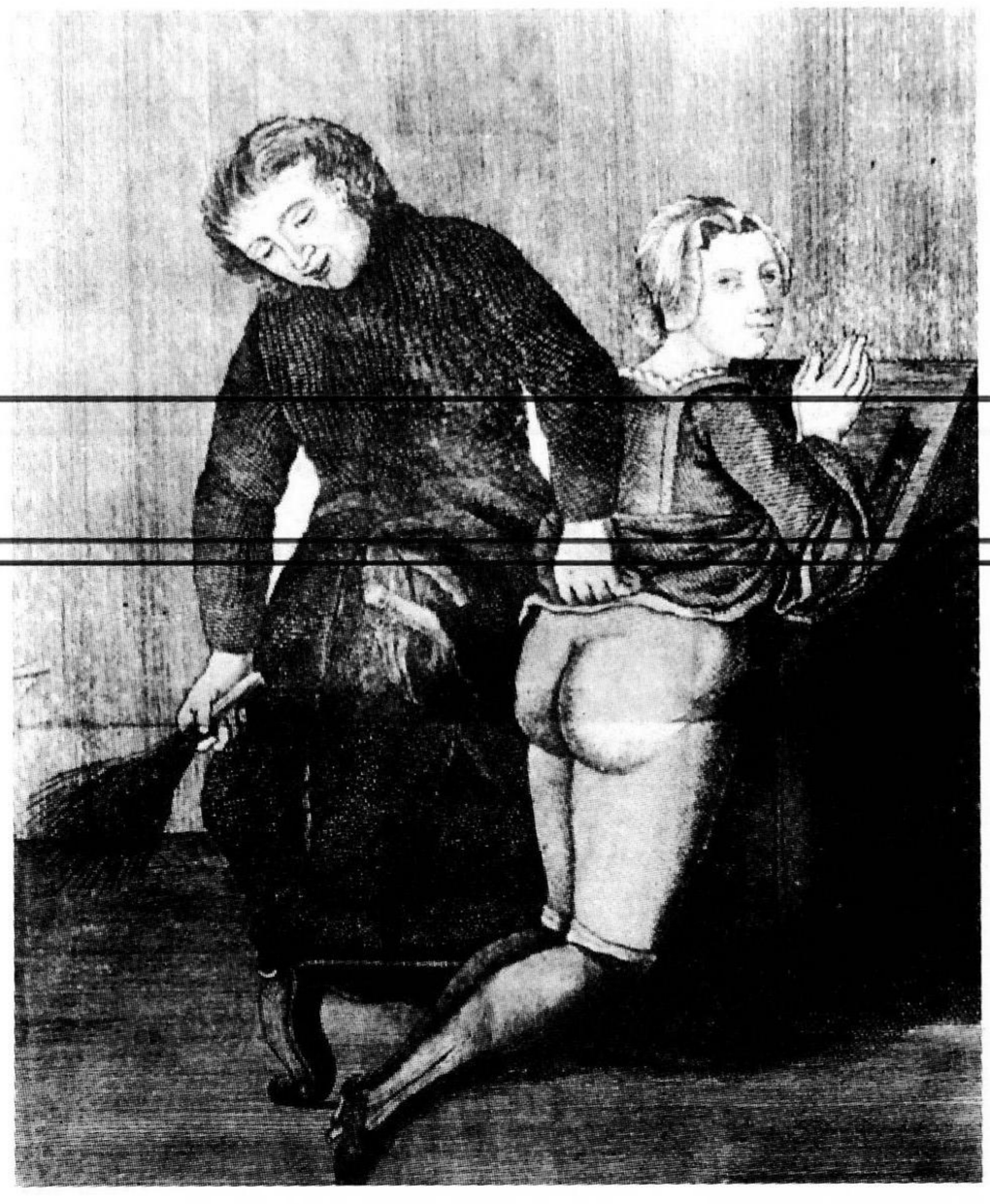
Sade führt auch als Ehemann sein ausschweifendes Leben weiter und wird dadurch in einige Skandale verwickelt, von denen ich zwei Beispiele erwähnen möchte. Die Prostituierte Rose Keller zeigte den Marquis 1768 aus folgenden Gründen an:

Geißelung, Messerschnitte, Blasphemie und Sodomie. Unter anderem soll er über ein Kruzifix masturbiert haben. Und dies alles am Ostersonntag! Durch eine hohe Geldsumme läßt sie sich zum Rückzug der Klage bewegen, doch wird der Marquis erstmals für fünf Monate verhaftet.

Ein paar Jahre später reißt der Marquis mit seiner Schwägerin aus. Pikantes Detail: Sie ist Nonne. Immer wieder wird er verurteilt und festgehalten; er verbringt 30 Jahre seines Lebens im Gefängnis. 1784 wird er übrigens in die Bastille verlegt. Seine einflußreiche Schwiegermutter wünscht ihm, dem Schandfleck der Familie, eine lebenslange Haft.

In seiner äußerst produktiven Haftzeit schreibt er einige seiner Werke, wie „Aline et Valcour“, „Justine“, „120 Tage“.

Da Sade vor der Revolution die vorbeiziehenden Massen provoziert, wird er ins Asyle psychiatrique nach Charenton überführt. Nach einigen Zwischenstationen in der Freiheit verbringt er auch seinen Lebensabend in dieser Anstalt. Unter anderem beleidigt er Josephine, die Gattin Napoleons, der seine Schriften einziehen läßt. Vom Anstaltsleiter erhält er die Erlaubnis, mit den Patienten Theateraufführungen zu veranstalten. Sade erlebt noch den Fall Napoleons 1813 und die Restauration unter Louis XVIII. Er stirbt 1814 im Alter von 74 Jahren. Ein paar Monate später wurden seine Überreste exhumiert und sein Schädel genau untersucht. Wider Erwarten entdeckte man keinerlei phrenologische Auffälligkeiten.



Sade als Pornograph

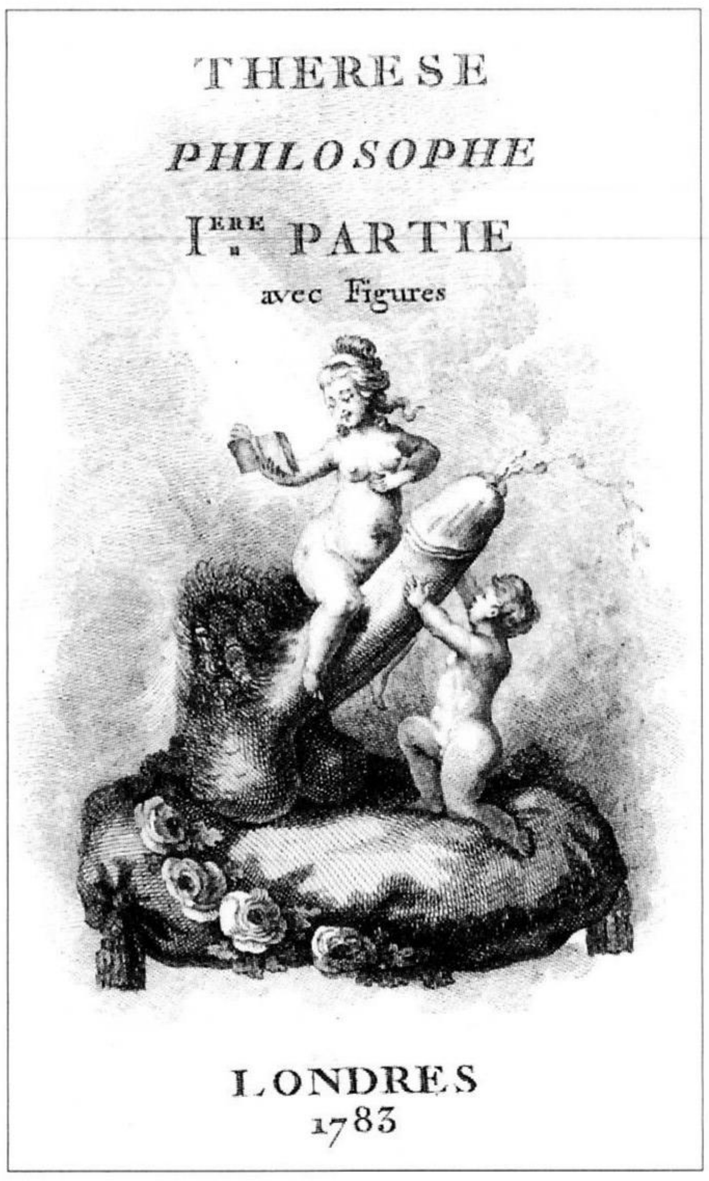
Kann Sade als Wichsvorlage verwendet werden? Darüber scheiden sich, wie über so viele Punkte bei Sade, die Geister. Es herrscht sogar eine ziemliche Uneinigkeit darüber, ob er ein guter Pornograph ist. Sade geilt nicht jede(n) auf. Manche empfinden ihn – im Gegensatz zu Roland Barthes[2] – als eintönig. Heutzutage würden die Leser die Lektüre seiner durch philosophische Diskurse unterbrochenen Sexszenen vielleicht wirklich als fad empfinden. Sade wurde immer wieder zensuriert und verboten, was meiner Ansicht nach für ihn spricht. 1801 – zu Zeiten Napoleons – wurden bei de Sades Verleger alle Manuskripte und unverkauften Buchbestände polizeilich konfisziert, darunter der Doppelroman „Justine oder die Nachteile der Tugend“ und „Juliette oder die Vorteile des Lasters“. Erst 1949 wagt es der Verleger Jean-Jacques Pauvert, die Schriften Sades neu aufzulegen, wofür er eine Geldstrafe von 200.000 FF erhielt. In Österreich selbst passierte 1969 ein ähnlicher Vorfall. Damals publizierte das »Neue Forvm« eine kommentierte Übersetzung der „Philosophie“[3]. Ohne Ermittlungsverfahren wurde von der Generaldirektion für öffentliche Sicherheit eine Verbreitungsbeschränkung angeordnet. Die Begründung lautet: Es handle sich bei diesem Text um „krasseste Pornographie“, die geeignet sei, die „sittliche, geistige und gesundheitliche Entwicklung Jugendlicher, insbesondere durch Reizung der Lüsternheit und Irreleitung des Geschlechtstriebs, schädlich zu beeinflussen.“[4]

Kann sein, daß sie recht hatten. Mich selbst hat dieser Text als Schülerin sehr fasziniert. Ich möchte mich jedenfalls auf die Analyse des zitierten verbotenen Werkes „La Philosophie..." konzentrieren.

Sade als Sexual-Aufklärer: Die Anatomielektion

Die Aufklärung wird uns immer wieder als ein Zeitalter der Vernunft präsentiert. Dabei hatte sie – zumindest in ihren Ursprüngen – mehrere Gesichter.

Diderot, der ein sicher nicht unbedeutender Wortführer der Aufklärer war, verteidigte sogar die „Leidenschaften" (= Triebe) mit großer Vehemenz. [5]



Das Jahrhundert der Aufklärung war also keineswegs so abgetrennt von aller Sinnlichkeit, wie es uns im Nachhinein erscheint. Für uns ist natürlich die Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts relevant, welche die Ideologie eines naturwissenschaftlich geprägten Weltbilds und dessen Auseinanderfallen in Einzeldisziplinen gebracht hat.

Im Siecle des Lumières scheint es dagegen keine Seltenheit gewesen zu sein, sexuelle Aufklärung mit Lektionen der Philosophie, Physik oder Astronomie zu verknüpfen. Dabei wurden durchaus auch Frauen als würdiges Publikum betrachtet.

Als Beispiel möchte ich eine im Jahr 1748 anonym erschienene Schrift mit dem Titel „Therese Philosophe" erwähnen. Diese Schrift ist in diesem Zusammenhang von Interesse, da sie einiges mit dem Werk Sades „Die Philosophie im Boudoir" gemeinsam hat. Auch hier handelt es sich um ein Werk, in dem ein Mädchen in verschiedenen Bereichen des Wissens unterwiesen wird, wobei die Sexualaufklärung als Bestandteil des Wissenswerten angesehen wird.

Das Motto der Therese lautet: „Wollust und Philosophie sind das Glück des sensiblen Menschen. Er umarmt die Wollust aus Geschmack, die Philosophie aus Vernunft".

In vieler Hinsicht könnte dieses Motto auch für die junge Eugénie gelten, die in dem folgenden Kapitel eine wichtige Rolle spielen wird. Die Autorin Ursula Pia Jauch sieht „Die Philosophie" ebenso wie einige andere Werke (z.B. „Les Liaisons dangereuses") als Reaktion auf Rousseaus prüden Erziehungsroman „Emile".[6]

La philosophie dans le boudoir

In diesem als Dialog geschriebenen Werk wird die sexuelle und intellektuelle Aufklärung einer gelehrigen Schülerin namens Eugénie dargestellt. Im Gegensatz zu Therese ist diese adeliger Abstammung, was sie in den Augen Sades bestens zur Libertine geeignet macht. Eugénie hat gleich mehrere LehrerInnen: Madame de Saint Ange – sie ist so etwas wie eine mütterliche Freundin – deren Bruder und einen gewissen Dolmancé, dem die Hauptrolle des Erziehers zufällt.

Sade drückt viele seiner Ansichten in den Dialogen dieser adeligen Libertins aus, mit denen er sich augenscheinlich identifiziert. So finden wir gleich am Anfang ein Loblied auf den Schwanz, eine phallokratische Eloge:

Madame de Saint Ange: „Dieses Venusszepter, das du unter deinen Augen siehst, (...) nennt man Glied par excellence; es gibt keine Körperstelle, in die er nicht eindringen könnte. (...) und, nach dem er sich einige Zeit (...) bewegt hat, sieht man ihn, wie er eine weiße zähe Flüssigkeit absondert, was dem betroffenen Mann das zarteste Vergnügen bringt, das er sich in seinem Leben vorstellen kann."

Eugénie, indem sie mit den Hoden von Dolmancé spielt: (...) Und diese Kugeln, wie werden die denn verwendet, und wie nennt man sie denn?"

Madame de Saint Ange: „Sie werden ‚Eier' genannt. Diese Kugeln beinhalten das Reservoir des reichlichen Samens, von dem ich gerade vorhin gesprochen habe und dessen Ejakulation in der Gebärmutter der Frau die menschliche Gattung reproduziert. Aber gehen wir nicht so genau in die Details ein (...). Ein hübsches Mädchen soll sich mit vögeln beschäftigen und nicht mit Kinder machen. Wir möchten uns vor allem mit den libertinen Lustgebräuchen beschäftigen, welche auf keinen Fall die menschliche Art reproduzieren wollen." (Phil, S. 57)

Wie wir bereits bei diesen Zitaten sehen, geht es dem Marquis bei seinem Sexualunterricht um die Praktiken der Lüste, die sich allerdings, wie erwähnt, sehr stark um den Schwanz zentrieren. Die Frau darf durchaus Lust verspüren, die Libertine-Schülerin ist sogar dazu verpflichtet. Allerdings gibt es einen Ort des Tabus. Diese Tabuzone ist die Vagina. Sie darf von einer Frau nicht in den Vordergrund gestellt werden, soll möglichst im Dunkeln bleiben. Das weibliche Dreieck wird als Ort des Grauens dargestellt. Für Sade ist das schönste, prächtigste Stück einer Frau ihr Hinterteil. Natürlich konnte er für die dafür notwendigen Praktiken einen Lustknaben benützen, aber Barthes zeigt sehr gut die Vorteile der Wahl für den Libertin; er kann sich bei der Frau entscheiden und auf diese Weise gleich zwei Grenzen übertreten.

Madame de Saint Ange steht als seine Schöpfung voll hinter de Sade und verteidigt seine Haltung, die ihrer Ansicht nach viele Vorteile auch für die Frau hat.

Madame de Saint Ange: „Ob von hinten oder von vorne, wenn es eine Frau nicht gewöhnt ist, verspürt sie immer Schmerzen (...). Es ist eindeutig von Vorteil, wenn eine Frau von hinten genommen wird. Sie kann somit so viele Gefahren vermeiden! Weniger Risiko für die Gesundheit, von der Schwangerschaft gar nicht zu sprechen." (Phil, S. 58)

Das Verhältnis des Marquis entpuppt sich hier als äußerst ambivalent den Frauen gegenüber. Er billigt ihnen durchaus Lust zu. Aber dann, und nur dann, wenn sie die von ihm angepriesenen phallokratischen Prinzipien ein und durchhalten.

Drei Seiten weiter erklärt Madame de Saint Ange anhand eines praktischen Beispiels die Existenz der Klitoris, welche sie als das Zentrum ihrer Sensibilität bezeichnet. (Vgl. S.61)

Die vaginale Penetration hat Seltenheitswert. Sie wird bei Eugénie sehr lange hinausgezögert.

Die Mutterschaft wird, wie schon erwähnt, vom Marquis und seinen Sprachrohren völlig abgelehnt.

So ist es nur konsequent, wenn am Ende der Instruktion der Eugénie deren Mutter durch gezielte Quälerei wieder in den Status der unberührbaren Jungfrau zurückversetzt wird.

Der philosophische Kern der Lehren Sades: Die Philosophielektion

Nach ihrer Entjungferung stellt die nunmehr zur reifen Libertine mutierte Eugénie eine theoretische Frage. Ihre Lehrmeister gehen gern darauf ein, da sie ohnehin gerne theoretische und praktische Lektionen abwechseln.

Die 15jährige Eugénie stellt die Frage einer erwachsenen Person.

Sie lautet: Wie sieht der Einfluß der Sitten (bzw. der Moral) auf eine Regierungsform aus? Sind sie für die Aufrechterhaltung einer Gesellschaft notwendig?

Dolmancés Antwort besteht in der lauten Lektüre eines von ihm gerade erworbenen, damals kursierenden Pamphlets.

Ich möchte näher auf dieses Dokument eingehen, da sich hier in komprimierter Form wesentliche Ansichten Sades wiederfinden.

Sade erkennt die Relativität von Sitten und Moral. Viele Verbrechen gelten in anderen Gesellschaften und auch Zeiten als Tugenden, seien es nun Mord oder Diebstahl. Die Vergewaltigung werde beispielsweise durchaus in der Ehe praktiziert.

Als wahrhaft kriminell kann nur gelten, was vom Gesetz verurteilt wird (!) Diese Äußerungen Sades können also ausgesprochen rechtskritisch interpretiert werden. Dem Gesetz kommt die Rolle zu, menschliche Handlungen in kriminelle und nicht kriminelle einzuteilen. Es nimmt keinerlei Rücksicht auf die Veranlagung des einzelnen. Sade beruft sich in diesem Zusammenhang auf die Natur, welche die Menschen so gemacht hat, wie sie sind. Er hält es für ungerecht, daß Menschen mit ungleichen Charakteren gleichen Gesetzen unterworfen seien. Diese Ungleichheit der Menschen ist eine unumstrittene Tatsache für Sade. Für ihn – den nostalgischen Adeligen – hat der absolutistische Staat bereits schon zuviel an „Gleichheit" geschaffen. In manchen Punkten ein Anhänger der Revolution, distanziert er sich vom Slogan der „Egalité".

Auch was die Sexualität betrifft, geht er von einer fundamentalen Ungleichheit der Bedürfnisse aus. Für ihn gilt das Recht des Begehrenden, was mit dem Recht des Stärkeren gleichzusetzen ist. Den sexuellen Veranlagungen soll auf möglichst friedlichem Wege genüge getan werden. Er fordert Häuser für die Prostitution. Seiner Ansicht nach kommen alle Frauen ständig sexuell verfügbar zur Welt, er setzt sie daher mit Huren gleich. Sie gehören allen. Möglicherweise schimmert hier eine Sehnsucht nach dem sexuellen Paradies des Matriarchats durch. Doch auch das weibliche Geschlecht soll sich nicht dauernd durch religiöse oder moralische Vorurteile und Schamgefühle sexuell unterdrücken lassen. Sade setzt das Recht auf Sexualität mit jenem auf Unterwerfung gleich, das durchaus auch – allerdings nur von hochstehenden – Frauen beansprucht werden kann.[7]

Sades extremer Freiheitsbegriff beinhaltet durchaus die Zerstörung des anderen. Sade läßt keine untere Altersgrenze zu, sein Zugriff auf Sexualobjekte ist potentiell grenzenlos. Der Libertin sieht seine Lebensaufgabe in der ständigen Verfolgung des Lustprinzips. Jedoch darf er sich keineswegs von sentimentalen Gefühlen leiten lassen. Liebe bezeichnet er als „Narrheit der Seele". Konsequenterweise tritt er für die Abschaffung der Ehe und die Auflösung der Kleinfamilie ein. In diesem Punkt kann man ihn also durchaus als Vorläufer der später erfolgten sexuellen Revolution ansehen. Er verteidigt sowohl den Inzest als auch die Homosexualität.

Er hatte sein „Coming out" im 18. Jahrhundert.

Der Mord – ein Kapitalverbrechen?

Als ersten Schritt behandelt Sade den Unterschied zwischen den Menschen einerseits, Tieren und Pflanzen andererseits. Innerhalb der Natur besteht seiner Ansicht nach keinerlei Unterschied. Der Mensch wird wie sie zufällig geboren, er wächst und verfällt wie sie. Der Mensch kostet der Natur nicht mehr Pflege und Mühe als ein Affe oder ein Elefant. Aus diesen Gründen ist der Mensch für die Natur nicht wertvoller als jedes ihrer anderen Produkte. Die ständige Bewegung innerhalb der Natur beinhaltet seiner Meinung nach auch die Zerstörung und den Tod. Dieses „Naturgesetz" legitimiert seiner Ansicht nach den Mord. Der Naturbegriff Sades kann in diesem Kontext als fortschrittlich angesehen werden. Sade entfernt sich hier von der Feudalordnung, die seiner Meinung nach der Natur widerspricht und stellt diese in Frage.

Er geht außerdem auf den politischen Mord ein, den er ebenso rechtfertigt wie jeden anderen. Er sieht im Mord eine der großen Triebfedern der Geschichte und Politik. Er erkennt, daß die Freiheit Frankreichs nicht ohne den Mord als politisches Mittel zustande gekommen wäre. Mit diesem Argument legitimiert Sade die Gewalt als Mittel der französischen Revolution. Was ich dennoch überraschend finde, ist seine kategorische Ablehnung der Todesstrafe.

Sie findet aber ihre Entsprechung in seiner Biographie. Sade war nämlich in einem Revolutionstribunal tätig und er hätte sich durchaus an seiner Schwiegermutter rächen können. Er bekam sogar Schwierigkeiten wegen der Milde seiner Urteile und nur durch Zufall rettete er sich vor der Guillotine.

Ein Meister aus Frankreich oder Sade, ein Präfaschist (?)

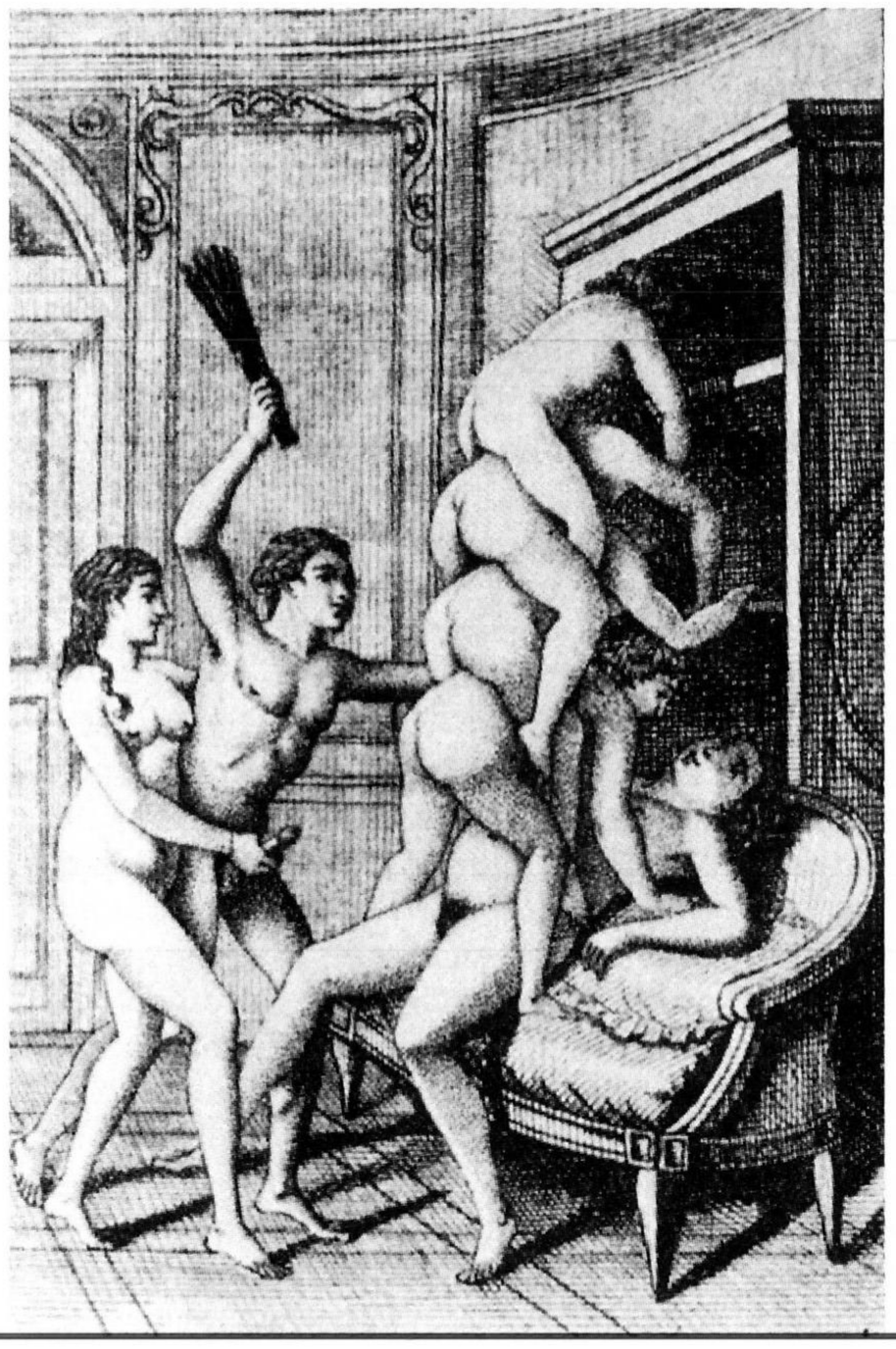
Die beiden Autoren Adorno und Horkheimer[8] sehen den Marquis als weniger harmlos an.

Adorno/Horkheimer verwenden Sades Romanfigur „Juliette", um die Grenzen und dunklen Seiten der Aufklärung darzustellen. Dabei wird die Vernunft als Hauptinstrument der Aufklärung kritisiert. Anhand von Sade läßt sich nämlich sehr gut zeigen, daß die Vernunft eine Tochter verschiedener Väter sein kann und sich für unterschiedlichste Ziele einsetzen läßt.

Ich möchte den Gedankengängen Adornos und Horkheimers nachgehen und mit ihnen „Juliette" charakterisieren. Juliette ist die Gegenfigur zu ihrer Schwester Justine, der Vertreterin des Guten. Doch im Gegensatz zu anderen Autoren der Aufklärung trägt bei Sade stets das Böse den Sieg davon, eine Tatsache, die durchaus Paralellen mit dem „Buch des Lebens" – wie Roland Barthes es bezeichnete – aufweist. Ob nun Juliette ihren Ehemann ermordet oder ihre Kinder abtreibt, sie bringt es zu Ehre und Ansehen. Die fromme Justine dagegen, die betet und fastet, wird ihrer Jungfernschaft beraubt und Verbrechen beschuldigt, die sie nicht begangen haben kann. So werden Güte und Wohltun zur Sünde, Herrschaft und Unterdrückung zur Tugend. Mitleid ist schärftens zu verdammen.[9] Doch Juliettes Libertinage steht nach wie vor im Banne des Katholizismus, denn jedes Sakrileg muß ihr ja als aufgeklärter

Philosophin als sinnlos erscheinen. Sie lehnt jede Verehrung, die sich nicht auf Vernunft begründen läßt, ab. Sie verehrt auch ihren Geliebten nicht, sondern sie sucht allein den Genuß.

Juliette vollzieht also eine Trennung zwischen Liebe und Genuß, zwischen Geist und Körper. In der Natur selbst existieren weder Genuß noch Schönheit, sie sind erst innerhalb der Zivilisation entstanden.[10] Liebe selbst wird vomLibertin als nicht nachweislich und unwissenschaftlich negiert. Es gibt nur körperliche Liebe. So wird der Libertin zum Normalen, indem er den praktischen Sex gegenüber der unnatürlichen und immateriellen Liebesverehrung vorzieht.



Ich würde die Person des Libertins nicht so einfach mit um Sexualhygiene bemühten Sexualpädagogen oder Psychoanalytikern der Gegenwart gleichsetzen (jedenfalls nicht im Sinne A/Hs S. 98) Sade läßt sich jedenfalls kaum als „Mann der Sexualpraxis“ deuten, sind doch die meisten seiner Geschichten als Phantasien zu verstehen. Die historische Persönlichkeit des Marquis ruft nach Befreiung von den Fesseln der Moral und Religion seiner Zeit. Ich habe ja bereits weiter oben erwähnt, inwieweit Sades Vorstellungen vom Ideal einer tugendhaften Erziehung abweichen. Der Libertin verlangt aber auch die Zerstörung der Gesellschaft, indem er sich auf die Natur und ihre Grenzenlosigkeit beruft.

Adorno/Horkheimer dagegen sehen im strengen Reglement der Libertinegesellschaft bereits ein Vorbild für die Effektivität der Organisation, wie sie im KZ regieren wird.

Adorno und Horkheimer erlebten persönlich jene Herrschaftsform, die als Rückschritt in die Barbarei zu verstehen ist. Dennoch halte ich ihre Ansicht für problematisch, in der Figur des Marquis einen Vorläufer der faschistischen Henker zu sehen, die nicht in einer Welt der Phantasie, sondern in der Realität mordeten. Diese entsprachen viel eher dem Bild vom braven gehorsamen Bürger als einem grausamen Schüler Sades, der seine Opfer zu Lustobjekten macht. Was immer man unter „Sadismus“ verstand, diese Eigenschaft war keine Bedingung für das effektive Funktionieren des faschistischen Systems.

Sade als Lehrmeister

Schon als Schülerin fand ich die Gestalt des Marquis de Sade zugleich abstoßend und faszinierend. Sade steht an einer Zeitenwende und seine Gedanken sind so widersprüchlich, daß sie ganz unterschiedlich gedeutet werden können: vom nostalgischen Adeligen über den Frühromantiker bis zum Präfaschisten reicht die Spannbreite der Interpretationen. Er ist zugleich der Urahn einer rebellischen Pädagogik als auch der Erfinder einer Ästhetik des Horrorromans. Niemand würde im übrigen „Frankenstein“ mit der Realität verwechseln, was aber mit den Werken Sades durchaus passiert. Dabei geht es um ähnliche Szenarios. Um sich besser von ihm abzugrenzen, wurde Sade etikettiert, sein Name konnte gut für eine entstehende Perversion verwendet werden.[11] Dabei ist gerade in seinem Fall eine ziemliche Unterscheidung von Phantasie und Realität anzunehmen, wenn man sein Verhalten während der Französischen Revolution betrachtet. Roland Barthes warnt uns bei der Lektüre Sades, die reale Welt mit der Fiktion zu vermischen; für ihn haben seine Erzählungen fabelartigen Charakter. Der Großteil der Schriften Sades wurde im imaginären Raum verfaßt, um den eigenen und fremden Kerkermauern zumindest in der Phantasie zu entrinnen. Albert Camus sieht in Sades Rebellion gegen die ihn umgebenden Mauern einen Vorläufer der Moderne.[12] So kann er nicht ausschließlich als der Urahn jener uns nach wie vor abweichend und pervers erscheinenden sexuellen Minderheiten angesehen werden, die – wie er – ihre Vorlieben in Symbole und Rituale verkleiden.

Der wahre Marquis versteckt sich hinter seinen Masken. ■

Mag. Anni DONNINGER ist AHS-Lehrerin für Französisch und Philosophie.

Anmerkungen

1 Marquis de Sade, La Philosophie dans le boudoir ou Les Instituteurs Immoraux, Paris 1976, S. 54 (Übersetzung von Anni Donninger). Der Untertitel dieses Werks, den frau mit „Die Unmoralischen Lehrer“ übersetzen kann, steht also durchaus im Zusammenhang mit dem Titel des Artikels. In weiterer Folge kürze ich dieses Werk mit „Philosophie“ bzw. „Phil“ ab.

2 Vgl.: Roland Barthes, Sade, Fourier, Loyola, Amsterdam 1984.

3 und

4 Vgl. Sigrid Löffler, Lust am Bösen – Wonnen des Lasters, »Profil« Nr. 22/28 Wien 1990, S. 86-90.

5 Vgl. Denis Diderot, Ein Lesebuch, Berlin 1989, S. 4.

6 Vgl. Ursula Pia Jauch, Damenphilosophie und Männermoral, Wien 1990, S. 172. Die Autorin beschäftigt sich vornehmlich mit der Entstehung der weiblichen Tugend der „Sitz-samkeit“(sic) und mit jenen, die sich von diesem Ideal entfernen.

7 Zum widersprüchlichen Frauenbild bei Sade vgl. Angela Carter, De Sadeanse vrouw en de ideologie van de pornografie, Amsterdam 1986.

8 Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, Juliette oder Aufklärung und Moral, in: Dialektik der Aufklärung, Frankfurt 1994, S. 88-128, S. 76

9 Vgl. ebenda, S. 94. Sade nimmt hier Nietzsche vorweg.

10 Ebenda, S. 98

11 Dies ist jedenfalls die Ansicht Foucaults, zit. nach Francoise Laugaa-Truat, Lectures de Sade, Paris 1973, S. 293

12 Ebenda, S. 280, 281.

Teure Bildung – wie teuer ist sie uns?*

Egalität versus Selektion – Grundfragen der Bildungsökonomie

Julius MENDE

Die Bildungsökonomie ist eine unglückliche Wissenschaft, zumal man sie in Österreich erst zu spät entdeckt hat.

So befaßt sich die entsprechende Abteilung für Bildungsökonomie im Unterrichtsministerium erst seit kurzem mit dem Problem der Kosten – Nutzenrechnung im Bildungswesen und mit Prognosemodellen.Das Institut für Höhere Studien oder die Akademie der Wissenschaften hatten da die Nase vorne – allerdings auch mit der üblichen Verspätung hinter den führenden Industrieländern.

Freilich kann man nicht in kurzer Zeit die Daten erhalten, die für längerfristige Studien notwendig sind. So ist etwa die sogenannte Vergreisung der Schule (die vielen alten Lehrerinnen) ein relevantes Kostenproblem. Doch für den Pflichtschulbereich gibt es keine Auswertung der Altersstruktur der Lehrerschaft. Da die Lohnkosten der LehrerInnen ein Hauptkostenfaktor im Bildungssystem sind und die älteren Lehrkräfte teurer kommen als Jüngere, ist das eine relevante Schwierigkeit.

Das Problem auf der anderen Seite ist, daß man die Wirtschaftsentwicklung nur schlecht prognostizieren kann und damit wenig über den zukünftigen Qualifikationsbedarf aussagen kann. Fest steht, daß die Arbeitslosigkeit in ganz Europa steigt, daß die neuen Technologien immer höhere und wechselnde Qualifikationen eines Teils der Beschäftigten erfordern, ebenso die Internationalisierung Sprachkenntnisse und neue Kooperationsqualität verlangt. Kommt die Zwei–Drittel-Gesellschaft, ist klar, wem die Bildungsausgaben zugute kommen – dem oberen Drittel der ohnedies Qualifizierten und Privilegierten. Der Rest geht vor die Hunde – politische Konsequenzen wie Rechtsradikalismus eingeschlossen.

Die Bildungsökonomie jedoch ist, kaum begonnen, schon am Ende, wenn sie sich von der Administration nur dazu einspannen läßt, den Mangel „geschickt" zu verwalten. Das bedeutet, daß sie sich – wie dies ja jetzt geschieht – vom Wirtschaftsbereich und damit vom Arbeitsmarkt abkoppelt und nur systemimmanent Rationalisierungsvorschläge erarbeitet. Wobei nicht bestritten werden soll, daß eine betriebswirtschaftliche Durchleuchtung des teuren und zu einer gigantisch aufgeschwemmten Struktur verkommenen Bildungssystems nützlich ist. Bildungsökonomie beschneidet sich nur um das Politische und das Konzeptionelle, wenn sie ihre Rolle in der Gesamtgesellschaft nicht mitreflektiert. Das ist wie bei der Autoindustrie, die immer mehr Autos produziert hat, ohne zu fragen, wer sie kaufen kann oder mag.

Einer konzeptionellen Bildungsökonomie muß die Frage nach der gesellschaftlichen Funktion von Bildung grundlegend sein: Welche Qualifikationen werden in absehbarer Zeit in welchem Ausmaß gebraucht? Was wollen wir an Allgemeinbildung für alle Staatsbürger, welche Disziplinierungsleistung soll die Schule erbringen usw.? Davon hängen dann Bildungsinvestitionen, Qualität der Lehrerbildung und Klassengrößen ab. Die Resignation und der Rückzug auf die Mangelverwaltung hat sich aus dem Verlust der gesellschaftlichen Reformperspektive ergeben und aus der beschriebenen Schwierigkeit, zukünftige Entwicklungen mittelfristig vorauszusagen.

Die Bildungsforscher müßten aber diese Fragen und ihren inneren Zusammenhang wenigstens modellhaft im Kopf haben.

Man müßte doch Vorstellungen entwickeln, wie man die zunehmende Zahl künftiger arbeitsloser Jugendlicher zum Beispiel ausbildet.

Daß das Bildungssystem nicht die ökonomischen Probleme einer Gesellschaft lösen kann, hat sich hinlänglich erwiesen, aber sich deshalb völlig aus dem Reformprozeß auszuklinken, ist unverantwortlich, weil schließlich nur Qualifikationsanforderungen und allgemeinere Konzeptionen eines gewünschten Menschenbildes Grundlagen einer weiterblickenden Bildungspolitik sein können.

Systemumbau – Bildungsmarkt?

In Zeiten gröberer gesellschaftlicher Umschichtungen, wie es zum Beispiel die Ost–West-Konkurrenz im Technologiebereich (Sputnikschock) war, oder die Erschütterung des Bildungswesens durch die 68er-Bewegung, wie es jetzt die EU-Erweiterung und Ostöffnung ist, werden auch die Karten im Bildungssystem neu gemischt.

Bildungsausgaben machen in den industrialisierten Ländern einen beträchtlichen Teil der Staatsausgaben aus. In Zeiten des Bildungsoptimismus und des Wirtschaftswachstums wird tendentiell mehr in Bildung investiert und staatliche Finanzierung als selbstverständlicher angesehen, als in Krisenzeiten. Die EU–Integration und die Ostöffnung erfordern aus der Sicht der Wirtschaftstreibenden die Finanzierung von neuen Wirtschaftsinitiativen. Es kommt zu Verteilungskämpfen: Wofür gibt der Staat Geld? Doch selbst bei den Bildungsausgaben ergeben sich notwendige Verschiebungen. Wenn Fort- und Weiterbildung für immer breitere Bevölkerungsteile notwendig sind, um ihre Arbeitskraft überhaupt weiter verkaufen zu können, wenn die rasche Entwicklung der Arbeitsvermögen ständiges Umlernen erfordert, stellt sich auch die Frage nach der stärkeren Verstaatlichung des Erwachsenenbildungssektors. Die Unternehmen jedenfalls, die jetzt noch die für sie notwendige Umschulung zahlen, werden Druck machen, diese Kosten zu minimieren. Bis jetzt haben sich diese Kräfte in der Bildungspolitik immer durchgesetzt.

Braindrain – Ost–West

Derzeit hat die Ostöffnung allerdings für eine Beruhigung dieser Qualifikationsfrage geführt, weil aus dem Osten einfach die Qualifizierten abgesaugt werden. Diese Tendenz gab es hi-

---

* Dieser Beitrag stammt aus dem Tagungsbericht des Wiener Glöckel-Symposiums, Wien 1995.
Alle bisherigen Sparpakete waren damals bereits vorauszusehen.

storisch in mehreren Schüben. Vor der Oktoberrevolution ist ein Teil der russischen Intelligenz in den Westen geflüchtet, der Zusammenbruch der Monarchie hat Wien zu einem Intelligenzpool gemacht, der letzte Krieg, Ungarn 1956 und Prag 1968, haben viele Qualifizierte zu uns verschlagen. Leider gibt es kaum Daten, wie sich der Fall des Eisernen Vorhangs auf das Qualifikationsniveau des Westens ausgewirkt hat. Jedenfalls kommen aus den ja bis vor kurzem hochindustrialisierten Oststaaten tausende qualifizierte Menschen zu uns, die die Nachfrage nach Qualifizierten hier im Lande mindern.

Dieser Braindrain, der sich für die Oststaaten verheerend auswirkt, erlaubt es dem Westen, eine restriktive Bildungspolitik zu fahren.

Perspektivisch stellen sich daher die folgenden Fragen: wenn die Budgetdefizite laut EU–Übereinkunft abgebaut werden sollen, wenn davon auch die Bildungsausgaben relevant betroffen sein werden, und wenn die Erwachsenenbildung forciert werden soll, gibt's nur eins, die Schulen zu schrumpfen? Lehrer zu entlassen? Klassenschülerzahlen zu erhöhen? Gehaltsreformen anzupeilen und Schulgeld zu verlangen? In der Zwei–Drittel–Gesellschaft ist dann auch klar, wer in welche Schulen geht. Daß auch im Unterrichtsministerium solche Überlegungen angestellt werden, ist relativ neu. Die Folgen dieses Nachdenkens waren im Belastungspaket spürbar, wobei in den entsprechenden Studien auch die beschäftigungspolitischen Probleme vorausgesagt wurden. Doch sollte auch vorausbedacht werden, daß die „Begabungszufuhr" aus dem Osten nicht ewig währt. Das haben zum Beispiel die Amerikaner erkannt, als sie nach dem Emigrantenzustrom der Kriegs- und Nachkriegszeit und dem Sputnikschock auf eine tiefgreifende Bildungsreform orientierten.

Aus der Sicht der Interessenlage der Mehrheit der Bevölkerung haben Sparmaßnahmen im Bildungssystem keinen Sinn. Es heißt doch immer: Bildung ist Investition für die Zukunft. Wenn man nicht sagen kann, wie sich mittelfristig der Qualifikationsbedarf entwickelt, hilft ja nur ein Qualifikationspolster, also tendentielle Überqualifikation. Will ich die Demokratie sichern, braucht es demokratische, politische Bildungsangebote für Jugendliche und Erwachsene. Aus demokratiepolitischer Sicht sollten alle Gesellschaftsmitglieder möglichst hohe qualifizierte Bildungsabschlüsse haben, von Institutionen, die frei und kostenlos zugänglich sind. Sie sollten befähigt werden, ihre Arbeitskraft gut zu verkaufen, ihre Freizeit sinnvoll zu verbringen und am öffentlichen Leben interessiert teilzunehmen. Solche Probleme sind betriebswirtschaftlich nicht zu lösen. Das bedeutet nicht, daß es nicht Sinn macht, solche Überlegungen anzustellen. Mit rein standespolitischer Sicht konservativer Lehrergewerkschafter werden alle Betroffenen mit Blindheit geschlagen. Wenn aber die Lehrer ohnedies bei Lohnrunden zu den Nachzüglern gehören und die Schülerzahlen im Schnitt bis 2010 noch steigen werden, fragt sich, ob hier sinnvoll gespart werden kann?

Die Frage der Finanzierbarkeit ist eine der Budgetgestaltung. Gebe ich mehr aus für Autobahnen, Basistunnels, Ostprojekte oder für Verwaltungsbauten, oder für das Militär, für Gesundheit, Landwirtschaft etc.? Die Wertsetzungen der Politik – im aktuellen Fall bereits der EU–Politik – spiegeln sich im Budget. Ein Vergleich der Bildungsausgaben bezogen auf das Bruttonationalprodukt verschiedener europäischer Länder zeigt aber, daß es hier Variationsräume gibt. In der Tendenz geben weniger produktive Länder relativ mehr fürs Bildungssystem aus: Portugal 4,2 Prozent, Ungarn 4,3 Prozent und Deutschland nur 2,3 Prozent des BNP, Österreich hingegen 3,6 Prozent. Vergleicht man das mit Japan (2,8 Prozent) und den USA (3,8 Prozent) liegt Österreich im Mittel.

Ist aus der Reihe tanzen möglich?

Ohne Frage üben wirtschaftlich offensive Staaten auch in der Bildungsfinanzierung Druck aus – etwa Japan oder, für Österreich relevanter, Deutschland. Aus der Reihe tanzen Staaten mit hoher Produktivität, einem hohen Lebenstandard und hoher Bildungsmotivation bis in den Erwachsenenbildungssektor: Schweden gibt 5,1 Prozent des Bruttonationalprodukts für Bildung aus und Norwegen 4,4 Prozent. Das heißt, daß dort jedenfalls bis in die letzten Jahre hoher Lebensstandard und hohe soziale- und Bildungsstandards finanziert wurden. Mit der EU–Annäherung fangen auch dort die Sparmaßnahmen an, über die breit in unseren Medien berichtet wird. Bedeutet das, daß der Sozialstaat, zum Beispiel das Modell Schweden, nicht finanzierbar war bzw. ist?

Oder hat die Veränderung der politischen Weltlandschaft und die Verschärfung der Konkurrenz durch die weniger sozialen, alten und neuen „Tigerländer" dazu geführt, daß die Verteilungskämpfe auch im alten Europa anders geführt werden? Das internationale und das nationale Kapital sind in der Offensive. Die Ostöffnung erlaubt jederzeit den Kapitaltransfer in sozial anspruchslose Länder. Die Lohnabhängigen der europäischen Industriestaaten werden mit dem Argument „Standortsicherung" ruhig gestellt.

Ich persönlich bin überzeugt, daß ein neutraler österreichischer Sonderweg möglich gewesen wäre. Dieser hängt von realen Machtkonstellationen ab. Die österreichische Neutralität ist ein solcher Faktor und die relativ hohen Sozialstandards ein anderer. Ohne Frage setzen sich mit oder ohne EU–Beitritt die ökonomischen Grundgesetze der Konkurrenz, der Arbeitskosten, der Ausbildungskosten usw. durch. Doch auch ein neutrales Österreich ist als Markt interessant und zum Beispiel mit den Transitstrecken gibt es ein Faustpfand, wie die mittelalterlichen Mautstellen. Eine Eigenständigkeit in der Bildungs- und (ist gleich) Sozialpolitik hat ihren Preis. Sie ist jedenfalls außerhalb der EU eher möglich als in ihr. Wo bleiben denn die Finanzen für den Brenner Basistunnel, wo sind die Arbeitsmarktprogramme etc.? Man bräuchte sich nur anzusehen, was hier in den EU–Ländern real passiert. Deutschland Ost ist ein Musterbeispiel für die Vorstellung der „Westdeutschen" von Entwicklungpolitik. Viele Versprechungen (gleiche Löhne, Industrieansiedelung, Sicherung des Alters etc.) sind nicht gehalten worden.

Auch aus Deutschland kommen die Modelle mit den drei Entwicklungsgeschwindigkeiten in Europa. Österreich wird schon mit der ersten Geschwindigkeit mitdampfen, doch um den Preis der restriktiven Budgetpolitik zugunsten des herrschenden traditionellen Wachstumsmodells. Die Schulen werden unsere Burschen auch darauf vorbereiten müssen, daß dieser Wohlstand der Zweidrittel mit Waffengewalt das heißt Friedenseinsätzen gesichert werden will. Dabei sein ist alles, wie unsere EU–Unterhändler immer betonten. Das gilt natürlich auch für die restriktive Bildungspolitik deren zweiter Teil im Herbst 1995 zu erwarten ist. Da gibt's wieder Arbeit für die Bildungsökonomie.

Diese groben Einschätzungen können die tiefgreifenden Veränderungen im ökonomischen Bereich und in den politischen Systemen durch den Zu-

sammenbruch des sogenannten Realsozialismus nur andeuten. Aber vielleicht ist es sinnvoll, sich als LehrerIn bewußt zu machen, daß der eigene Gehaltszettel ein Element dieses Umwälzungsprozesses ist. Wie gesagt – es haben die Lehrergehälter relativ weniger zugenommen als die anderer Berufsgruppen –, trotzdem sind hier radikale Schnitte zu erwarten.

Bildungswesen oder Qualifikationsfabrik?

Diese Fragen stellen sich nicht im herrschaftsfreien Raum. Die EU ist primär eine Wirtschaftsgemeinschaft in Konkurrenz zu den USA und Fernost. Nach Maßgabe dieser Konkurrenzverhältnisse werden die Kosten pro Arbeitsplatz bzw. Arbeitskraft bemessen. Völlig unabhängig von irgendwelchen humanistischen pädagogischen Vorstellungen wird verglichen, wieviel die Ausbildung eines Ingenieurs zum Beispiel in verschiedenen Bildungssystemen kostet. Sind die Kosten bei uns teurer als anders wo, fehlt dieses Geld bei anderen Investitionen.

Alle bildungsökonomischen Fragestellungen wie etwa: wieviel Ingenieure braucht das Land (wieviel Lehrer, VerkäuferInnen etc.), wie lange dauern die Ausbildungsgänge, wieviele SchülerInnen kommen auf eine Lehrkraft etc., werden letztlich unter diesem wirtschaftlichen Konkurrenzaspekt betrachtet. Die Einführung von Fachhochschulen und Kurzstudiengängen zum Beispiel geht auf den Befund zurück, daß Österreichs Studenten vergleichsweise zu lange studieren. Deutschland ist die Führungsmacht in der EU, es ist also naheliegend, dessen Standards zu übernehmen. Die deutschen Lehrer haben zum Beispiel höhere Lehrverpflichtungen, die durchschnittlichen Klassenschülerzahlen sind höher etc. Das erzeugt einen Konkurrenz- und Anpassungsdruck. Deutschland hat zum Beispiel Aufnahmebedingungen für die Hochschulen (Numerus Clausus). Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie auch bei uns kommen.

Planung mit Hindernissen

Ließe sich das alles so planen und würde die Bevölkerung von den Maßnahmen gleichermaßen profitieren, wäre das ja schön.

Doch – erstens läßt sich die Wirtschaftsentwicklung und damit der Qualifikationsbedarf nicht langfristig planen – wieviel Ingenieure in zehn Jahren gebraucht werden, weiß kein Mensch. Zweitens kommen die Bildungsausgaben nicht allen Staatsbürgern gleichermaßen zugute bzw. gibt es Standesinteressen, die wegen der Erhaltung ihres Einkommensniveaus an einer Ausweitung ihres Berufsstandes nicht interessiert sind (Ärzte, Manager, Politiker etc.). Zuviel Angebot verdirbt den Preis. Besser weniger Plätze an der Sonne als gar keine.

Die gesellschaftlichen Eliten sind daher ebenso, wie die beschäftigenden Konzerne und die bürokratischen Apparate an einer Selektion der „Begabungen“ interessiert.Auch wenn man den genauen Qualifikationsbedarf der nächsten 20 Jahre nicht quantitativ annähernd exakt abschätzen kann, könnte man über Qualifikationsstudien vorausschauend Qualifikationsprofile entwickeln, die konkreter sind als das allgemeine Gerede von Flexibilität und Fremdsprachenkenntnis.

Ein Teil der Bevölkerung fällt so oder so aus dem Arbeitsprozeß heraus und ist teilweise oder längerfristig arbeitslos – auch eine Art Mobilität. Ob dieser Teil ein Drittel sein wird, wie in dem plakativen Bild von der Zwei-Drittel-Gesellschaft, ist offen. Tatsache ist, daß Automatisierung in Produktion und Dienstleistung auf Personalreduktion orientiert. Was soll da die Schule tun? Noch immer gilt: je höher die Qualifikation desto eher ein Job.

Die Automatisierung immer weiterer Teile der Produktion auch in Klein- und Mittelbetrieben verlangt von denen, die Arbeit haben, tendentiell mehr und höhere Qualifikation und mehr Verantwortungsgefühl für umfassende Prozesse (Fertigungsanlagen) sowie mehr soziale Kompetenz in Abstimmung mit anderen Arbeitskollegen. „Just in time production“ (kurzfristiges genau zum Bedarf Produzieren und Liefern) durch Hersteller- und Zulieferbetriebe erfordert fixe „Mitarbeiter“ – Schlagwort „reingeneering“, also höhere Qualifikation – aber für weniger Leute.

Auch im Dienstleistungsbereich, der immer differenzierter neue Kundenwünsche produziert, ist die flinke kluge Arbeitskraft gefragt, mit viel Wissen im Beratungsbereich, Flexibilität und sozialer Kompetenz. In jeder Bank und in jeder Versicherung sitzen mehr MaturantInnen und AkademikerInnen als früher.

All dies sollte genau analysiert werden anstatt blind den EU-Führungsstaaten nachzulaufen. Deutschland hat die hochqualifizierten Ostler, das sollte man nicht vergessen, demgegenüber ist bei uns der „Nachschub“ aus Tschechien und Ungarn mager. Österreich liegt bei Akademikerzahlen knapp vor Portugal. Will man Forschungszentralen der internationalen Konzerne auch nach Österreich bekommen, wird es entsprechend Qualifizierte brauchen. Derzeit wandern diese eher ab. Wenn Österreich allerdings der Urlaubstümpel der EU werden soll, dann genügt der Ausbau der Fremdenverkehrs – Fachhochschulen mit geschulten Kräften für Quark und Sahne.

Die Wirtschaft hat sich durchgesetzt!

Obwohl die Bildungspolitik der vergangenen 20 Jahre demokratische und egalitäre Tendenzen zeigte (Frauen, Behinderte, Ausländer, Kinder im ländlichen Raum), setzten sich die bildungsökonomischen Interessen der Wirtschaft effektiver durch – und zwar konsequent. Die Berufsbildenden mittleren und höheren Schulen wurden massiv ausgebaut, Computerunterricht wurde innerhalb von zwei Jahren eingeführt, ebenso jetzt die Fachhochschulen. Privatisierungstendenzen nehmen zu. Privatschulen, Privathochschulen und finanzielle Beteiligung (samt Einflußnahme) an diversen Schultypen sind angesagt. Daß die Schulautonomiekonzeption eine Sparvariante ist, spricht sich schon durch.

Die zunehmende Marktförmigkeit des Bildungssystems setzt theoretisch die gleiche Kaufkraft der Bildungskonsumenten voraus. Die ist aber nicht gegeben. Eine „Amerikanisierung“ unseres Bildungssystems und ein Rückfall in die 50er Jahre mit Schulgeld und privater Schulbuchfinanzierung ist abzusehen.

Tatsächlich sind Bildungspolitik und Bildungsökonomie überfordert. Ich kann zum Beispiel nicht die Vergreisung der Lehrkörper beklagen, die stets steigenden Kosten durch Biennalsprünge, und gleichzeitig das Pensionsalter hinaufsetzen. Was man machen kann: Eliteschulen mit kleinen Klassen und jungen, gut bezahlten, fortbildungswilligen LehrerInnen und für die Masse die Massenschulen mit SeniorenlehrerInnen und 40 SchülerInnen in der Klasse – der Markt läßt grüßen. ■

Mag. Julius MENDE ist Zeichenlehrer und Lehrbeauftragter an der Pädagogischen Akademie sowie an der Hochschule für bildende Kunst.

„Standort Deutschland“

Befreiung von der sozialen Marktwirtschaft

Ulrich PERZINGER

Standort steht im militärischen Gebrauch für Garnison – und das umschreibt die Debatte in Deutschland (mit einigen Ausläufern bis nach Österreich) recht gut. Denn was da stattfindet, ist ein Krieg gegen alles, was man landläufig unter Sozialstaat versteht. Minimiert, teilweise beseitigt werden sollen das Tarif- und soziale System. Allerdings handelt es sich um einen „guerre drole“. Denn es gibt keinen wirklichen Gegner. Die Gewerkschaftsbosse plagt die Sorge um den „Standort Deutschland“ genauso wie die SPD-Oberen und CDU-Kanzler Kohl und last but not least die Herren von den Unternehmerverbänden. Sie geben die Linie vor.

Den Unternehmern geht es um die Befreiung der Arbeiter und Angestellten: frei von lästigen Tarifverträgen, frei von fixen Arbeitszeiten, frei von sozialen Rechten, die nur die freie Entfaltung der Arbeitskraft behindern, frei von Ladenschlußzeiten und in Perspektive auch frei von einem Chef. Der Arbeiter als eigenständiger Unternehmer, der seine Ware Arbeitskraft entsprechend den Marktbedingungen verkauft, das wäre die Krönung dieser neuen Befreiungsbewegung.

Die Argumentation ist verblüffend einfach und geht in die Köpfe: Der „Standort Deutschland“ sei in Gefahr, weil die Arbeit zu teuer sei . Zum Maßstab genommen werden die USA, Japan oder Asien. Mit der Globalisierung der Ökonomie ist tatsächlich der indische Programmierer zum unmittelbaren Konkurrenten seines deutschen Kollegen geworden. In Bombay produziert man Computersoftware für einen Monatslohn von 400 DEM anstatt für 4000 DEM. In Japan nimmt ein braver Arbeiter Urlaub, wenn er krank wird. Und in den USA floriert das „working poor“ – neue Arbeitsplätze zum Billigtarif. Da wird der Schwarze Peter wohl beim deutschen Michel bleiben: Der soll brav seinem Chef folgen und sich wie dieser endlich indische, japanische oder US-amerikanische Verhältnisse zum Maßstab nehmen. Schluß mit den überzogenen Freizeitansprüchen und hohen Lohnnebenkosten, die wiederum durch allzu üppige Sozialleistungen und den Luxus der Wiedervereinigung nach oben getrieben wurden. Es heißt Abschied nehmen von liebgewordenen Errungenschaften: „Die Einkommens- und Freizeitansprüche sind gemessen an der Produktivitätsentwicklung zu hoch. Ein mittlerweile zu engmaschiges soziales Netz hat die Steuer- und Abgabenbelastung und damit die Lohnnebenkosten auf ein die Rentabilität unternehmerischer Investitionen stark belastendes Niveau gehoben. (...) Deutschland muß, wenn es sein Wohlstandsniveau sichern und seinen Rang als eine der führenden Industrienationen halten will, seine Standortbedingungen für unternehmerische Investitionen und Innovationen rasch und grundlegend verbessern. (...) Dynamik kann nur entstehen, wenn die Marktkräfte sich entfalten können. Die gegenwärtige Wirtschafts- und Finanzpolitik wirkt dagegen eher wachstumsbremsend, weil sie die Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft überfordert und Anreize für mehr Leistung durch überzogene Steuern und Abgaben zerstört.“ (Bundesverband der Deutschen Industrie, Produktionsstandort Deutschland, 1993, Seite 4).

Die vier Ziele der Unternehmer

Derlei Bemühungen zur Streichung des Adjektivs der sozialen Marktwirtschaft sind in den letzten Jahren immer heftiger geworden. Was wollen die Unternehmer? Hier ihre vier wichtigsten Ziele:

Erstens: Die Lohnnebenkosten werden als Hauptübel ausgemacht und sollen radikal gesenkt werden. Die Unternehmersprecher gehen bereits so weit, das Urlaubs- und Weihnachtsgeld zur Disposition zu stellen. „Warum sollen wir Nicht-Arbeit auch noch bezahlen?“, fragen sie scheinheilig und sind inzwischen bei der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall angelangt, die 1957 im bisher längsten großen Streik der Bundesrepublik (vier Monate) noch richtig erkämpft wurde.

Zweitens: Senkung der Lohnnebenkosten heißt Reduzierung der Abgaben an den Staat, kombiniert mit der Forderung nach (weiterer) drastischer Senkung der Unternehmenssteuern. Weniger Einnahmen ziehen eine Streichung der Ausgaben nach sich. Eine Verbesserung der Rahmenbedingungen der Wirtschaft ist daher aus dieser Sicht eng verbunden mit einem Rückzug des Staates aus seiner sozialen Verantwortung. PR-gerecht „Umbau des Sozialstaates“ genannt. „Ein überbordendes Sozialsystem behindert die wirtschaftliche Entwicklung und gefährdet damit seine finanzielle Basis. Die notwendige Balance zwischen Sozialaufwand auf der einen und Wirtschaftskraft auf der anderen Seite ist nicht mehr gegeben“. (BDA, Sozialstaat vor dem Umbau, Oktober 1994, S. 7).

Drittens: Das Lohnnebenkosten-Argument spielt in der Debatte zwar die Hauptrolle, weil sich hier, wie sich zeigt, die größte Übereinstimmung zwischen Unternehmern, Regierung, Opposition und Gewerkschaftsfunktionären herstellen läßt, tatsächlich geht es aber auch um die Senkung der Löhne. Sie soll durch Abschaffung der flächendeckenden Tarifverträge erreicht werden. Anpassung der Löhne an die jeweilige Ertragslage des einzelnen Unternehmens ist die Devise und offenbart am deutlichsten, was sich hinter der Neo-Liberalisierung der Wirtschaft verbirgt.

Viertens: Der deutsche Arbeiter soll im Zuge einer materiellen Abmagerungskur flexibler werden, um besser den Erfordernissen der Kapitalverwertung zu entsprechen. Der Samstag soll als Regelarbeitstag wieder eingeführt werden, am liebsten der Sonntag gleich mit. Die immer teureren Maschinen kennen keine Wochenenden und rentieren sich erst richtig, wenn sie sieben Tage in der Woche rund um die Uhr einsetzbar sind, wann immer die Auftragslage es erfordert. Dazu braucht

man immer noch, wenn auch immer weniger, Menschen, die aber sollen sich besser anpassen. Und wenn die Produktion flexibel läuft, ergibt sich daraus zwangsläufig die Notwendigkeit des flexiblen Einkaufens und damit ausgedehnter Ladenöffnungszeiten und so weiter. Auf Abruf bereit, heißt die Parole der 90er Jahre.

Keine Taktik, sondern Strategie

Insgesamt geht es also nicht um ein wenig Sozialabbau, um eine Diät für eine zu fett gewordene Gesellschaft, um ein Fitneßprogramm zur Überwindung einer krisenhaften Situation, nicht um tatsächlich notwendige Reformen. Es soll zurück gehen mit alten Zielen und altbekannten Mitteln, die viele längst vergessen hatten. Millionen Arbeitslose im Rücken, ein Klima der Angst und Verunsicherung nutzend, arbeiten die Restaurateure des Kapitalismus ohne soziales Antlitz heute wieder mit der Peitsche. Die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« (FAZ) faßte es in Worte: „Der Ton ist schärfer geworden. Viele Unternehmer haben die Drohungen längst wahr gemacht und Standortentscheidungen gegen Deutschland getroffen, um sich die Zusatzkosten hierzulande und den Ärger um Regeln und Bestimmungen zur Gestaltung der Arbeitszeit vom Hals zu halten. Und wenn die Gewerkschaften nicht bald spuren, so die Drohung der Unternehmerverbände vor einigen Wochen, dann lösen sich diese eben auf, und es ist Schluß mit flächendeckenden Tarifverträgen. Dann wird jeder Betrieb mit seinem Betriebsrat seine eigenen Bestimmungen aushandeln. Wo Tarifpartner nicht bereit sind, die Arbeitszeiten zu individualisieren und den Samstag zur Disposition zu stellen, da stellen sie (...) anderes zur Disposition: die Zukunft." (»FAZ« 21.8.95)

Die Drohung könnte nicht deutlicher formuliert werden. Allerdings sollte man hinter die Kulissen schauen, will man sich nicht von dieser Propaganda ins Bockshorn jagen lassen, wie es derzeit viele Gewerkschafter tun. Die Unternehmer können und werden nicht einfach den Standort wechseln und allesamt mit ihren Betrieben nach Südostasien auswandern. Das ist ein Trend, der sich gegenwärtig hauptsächlich auf die Arbeitsplätze aus dem Produktionsbereich beschränkt, die in die sogenannten Billiglohnländer verlagert werden. Aber haben deutsche Unternehmen nicht wirklich in den letzten Jahren stark im Ausland investiert? Doch, sie haben. Analysiert man aber die Fakten und nicht die Phrasen, dann stellt sich heraus, daß ihr Motiv ein ganz anderes war als die Flucht vor den teuren deutschen Arbeitern und dem gierigen Fiskus: In den Jahren 1992 und 1993 (das sind die letzten verfügbaren Zahlen) haben deutsche Unternehmen netto 48 Milliarden D-Mark im Ausland investiert, wie aus dem Monatsbericht 4/95 der Deutschen Bundesbank hervorgeht. Bedenkt man, daß solche Entscheidungen langfristig, also Jahre davor getroffen werden, so ergibt sich, daß zumindest diese Entwicklung – obwohl immer wieder als Argument in der Standortdebatte benutzt – nichts damit zu tun hat. Diese Investitionsentscheidungen geschahen vielmehr unter dem Eindruck einer lebhaften Weltmarktkonjunktur und gehören ins Kapitel Globalisierung der Wirtschaft.

Es sind keineswegs allein die Kosten, die einen Standortwechsel provozieren. Wer in Südostasien oder China verkaufen will, muß dort auch produzieren. Die kurze Zeit, die heute für die exklusive Vermarktung neuer Produkte zur Verfügung steht, macht deren rasche Verbreitung über möglichst viele Stützpunkte erforderlich. Durch Niederlassungen in anderen Ländern reduzieren die Firmen zudem das Wechselkursrisiko, und sie unterlaufen protektionistische Tendenzen in den sich formierenden Wirtschaftsräumen. Bei den Auslandsinvestitionen des genannten Zeitraums handelt es sich also vorwiegend um Expansionsbemühungen der deutschen Wirtschaft, nicht um eine Flucht.

Natürlich finden Produktionsauslagerungen in die Billiglohnländer des Ostens oder Asiens statt. Dies betrifft fast ausschließlich den produzierenden Sektor. Dort gibt es wirklich aus unternehmerischer Sicht Standortvorteile, zum Beispiel in Tschechien, wo die Löhne nur 10 Prozent dessen ausmachen, was in Deutschland zu zahlen wäre. Aber diese Entscheidungen würden auch getroffen, wenn alle aktuellen Forderungen der deutschen Unternehmerverbände über Nacht erfüllt würden. Denn bei einem Lohnniveau wie in Tschechien müßte ein Arbeiter in Deutschland unter der Brücke schlafen und verhungern. Das, so muß man einräumen, ist nicht das Ziel der Standort-Kampagne. Dieses besteht darin, die durch die neue Kräfteverteilung in der Welt, die Globalisierung, die Technologie und neue Unternehmensorganisationen gewonnenen Freiheiten und Alternativen voll zu nutzen, um die Rahmenbedingungen nach Unternehmerwünschen zu gestalten.

Gefälschte Sozialbilanz

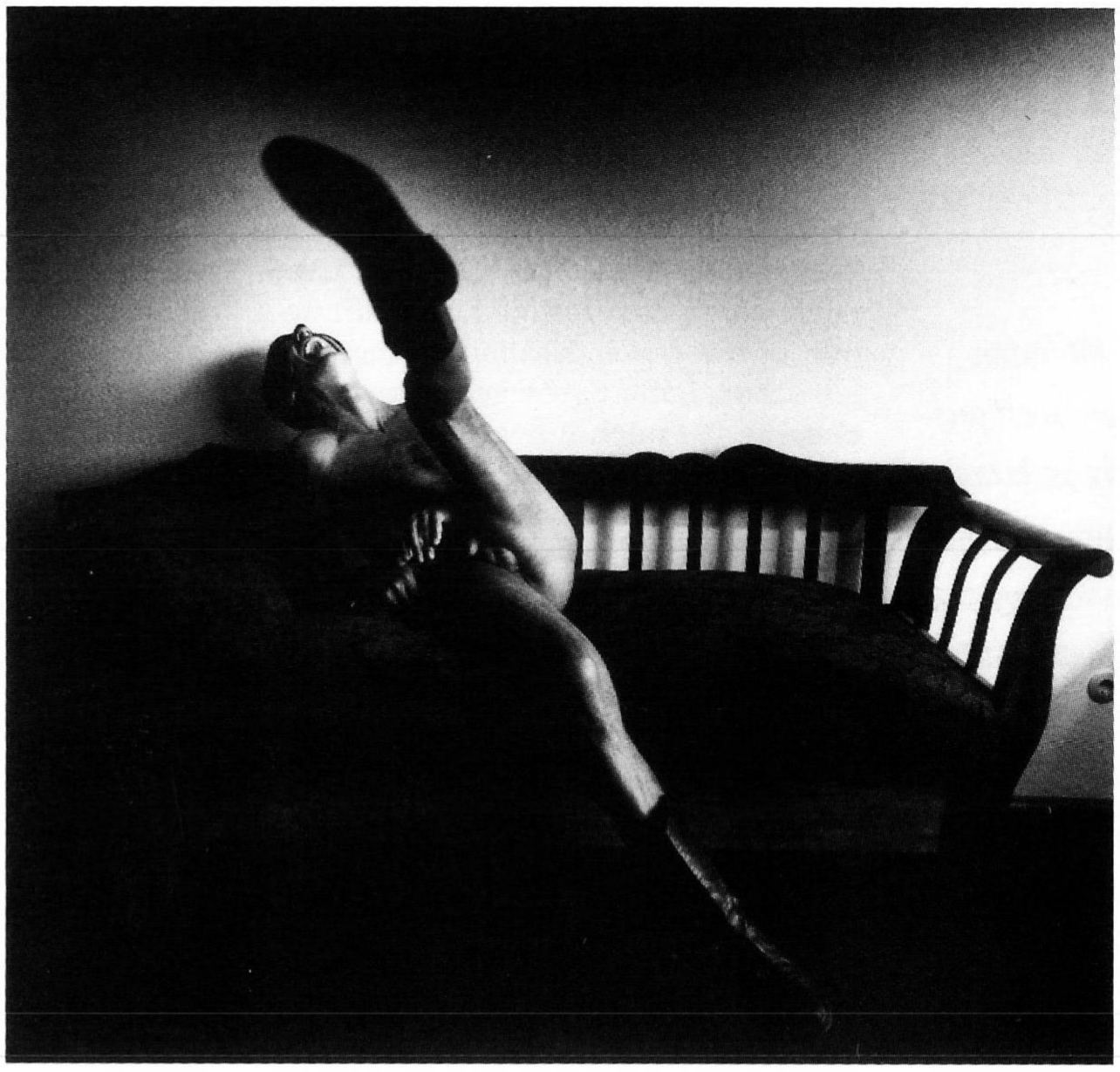
Ebensowenig wie die tatsächlichen Zusammenhänge über den Exodus der Jobs spielen die Fakten zum Thema Sozialstaat, dessen Reform durchaus notwendig wäre, in der öffentlichen Diskussion eine Rolle. Soll auch gar nicht sein, denn es geht einzig und allein um dessen Schrumpfung auf ein absolutes Minimum. Zu diesem Zweck scheint jedes Mittel recht zu sein wie beispielsweise die Schmarotzer- und Absahnerdebatte, die merkwürdigerweise gerade bei den Leuten ankommt, denen genommen werden soll. Wie schauen die Zahlen aus?

Der reale Nettolohn der Arbeiter in Westdeutschland ist in den vergangenen 15 Jahren fast konstant geblieben. Die bereinigte Bruttolohnquote, das ist der Lohnanteil am Volkseinkommen, sank von 72 Prozent im Jahr 1982 auf unter 66 Prozent 1994. Dazu kommt eine immer höhere Besteuerung der Arbeitnehmereinkommen. Die Lohnsteuerquote ist von 15,8 Prozent im Jahre 1982 auf 20,6 Prozent 1992 gestiegen. Im selben Zeitraum sank die Unternehmerbesteuerung von 21,2 Prozent auf 13,9 Prozent und die Nettogewinne stiegen um das Doppelte.

Auch von einer Aufblähung des Sozialstaates infolge überzogener Ansprüche der Bevölkerung kann keine Rede sein. Zwischen 1980 und 1990 ging der Anteil der Sozialleistungen am Bruttosozialprodukt (Sozialleistungsquote) dank der neokonservativen Regierung von 32,5 Prozent (1980) auf 29,3 Prozent (1990) zurück. Gleichzeitig mußten die Beschäftigten einen immer größeren Anteil ihrer Einkommen für Sozialabgaben abliefern – 1980 12,8 Prozent, 1990 14,2 Prozent.

Der Anstieg der Sozialleistungsquote auf 34 Prozent in West- und über 50 Prozent in Ostdeutschland hat nichts mit Schmarotzermentalität zu tun. Das Niveau der sozialen Leistungen wurde und wird heruntergedrückt. Ursache der gestiegenen Ausgaben des Staates ist hauptsächlich die explodierende Massenarbeitslosigkeit der letzten fünf Jahre. Die Leute kassieren kein Arbeitslosengeld, weil sie zu faul zum Arbeiten sind, sondern weil ihnen die Arbeit genommen wurde. Wobei in Deutschland neben der allgemeinen Krise die Fehler der Vereinigungspolitik strafverschärfend wirken.

7 Millionen Faulenzer?



Im „Freizeitpark“ Germany wächst die Armut. 7 von 80 Millionen Deutschen leben an der Armutsgrenze, verfügen also über weniger als die Hälfte des durchschnittlichen Einkommens. Und diese Verteilungsverhältnisse verschieben sich weiter zugunsten von Kapital- und Vermögenseinkommen. und zuungunsten der Arbeitseinkommen und Sozialleistungen.

Demnach könnten die Unternehmer mit ihrem Standort zufrieden sein. Trotz Krise ist Deutschland Exportweltmeister. Pro Kopf exportiert es doppelt so viel wie die USA. Über ausgeführte Waren werden 25 Prozent des Bruttosozialprodukts erwirtschaftet. Die Produktivität ist hoch. Die Lohnstückkosten sind in den letzten zehn Jahren nur langsam gestiegen. In bestimmten Bereichen – so in der Chemieindustrie oder bei den Banken – explodieren die Gewinne.

Auf der anderen Seite waren die Belastungen der Bevölkerung durch Steuern und Abgaben noch nie so hoch wie heute. Es gab noch nie soviel Reichtum – aber auch noch nie soviel Armut. Das obere Drittel der Haushalte verfügt heute über ein Geldvermögen von 3.400 Milliarden D-Mark, ein Vermögen, das selbst unter Krisenbedingungen noch jedes Jahr um 200 Milliarden wächst. Was nebenbei bemerkt gegen das Argument spricht, nur hohe Gewinne sicherten neue Investitionen und die Schaffung neuer Arbeitsplätze in ausreichender Zahl. Nein, Geld gibt es in Deutschland genug. Nur wird es nicht in Arbeit investiert. Es fließt in spekulative Geldanlagen, die die höchsten Gewinne versprechen. Und es sammelt sich in den Händen von höchstens einem Drittel der Bevölkerung.

„Hier muß eine neue Umverteilung stattfinden“, wagt als einer von wenigen Werner Pfennig (58), Tarifexperte der IG Medien, zu sagen. „Eine aktuelle Forderung der Gewerkschaften ist, daß man Erträge von Unternehmen, die nicht investiert werden, höher besteuert.“ Apropos Steuern – die Steuerschulden der Betriebe liegen auf Rekordhöhe. 30 Milliarden D-Mark betragen die Rückstände. Durch Steuerhinterziehung wurden weitere 40 Milliarden außer Landes geschafft. Deutschland ist kein Paradies für Sozialfälle und Faulenzer, sondern für Unternehmer und Spekulanten. Und es soll noch paradiesischer werden.

Gewerkschaften fallen in Ohnmacht

Die Gunst der historischen Stunde nutzend, will man sich den amerikanischen Traum erfüllen und seine südostasiatischen Phantasien austoben: flexible Löhne, das „hire and fire“-Prinzip, schwache Gewerkschaften. Mit im Boot sitzen die finanziell gut gestellten Mittelschichten. Sie tragen in ihrer Mehrheit die soziale Ausgrenzung großer Bevölkerungsteile mit, die Arbeitslosigkeit als Dauererscheinung, die Einschränkung staatlicher Sozialleistungen, die „working poor“-Strategie. So glauben diese Kreise, ihre eigenen Besitzstände auf Dauer wahren zu können.

Und in den Betrieben? Da regiert oftmals die Angst, kommt es im Falle von Schließungen höchstens zu Verzweiflungsaktionen. Da akzeptieren Betriebsräte alles, was ihnen die Betriebsleitungen aus betriebswirtschaftlicher Sicht vorlegen. Der Kampf jeder gegen jeden um jeden Job ist voll entbrannt. Dazu die Drohung, der Chef könnte selbst flexibel werden und den Standort wechseln – das wirkt disziplinierend.

Angefangen vom VW-Modell bis zum jüngsten „Bündnis für Arbeit“ wird deutlich, daß sich die Gewerkschaften in die Defensive begeben haben. Und sie lassen sich mit jedem neuen Zugeständnis mehr in eine Sackgasse drängen, an deren Ende der Kollaps einer einst starken Gewerkschaftsbewegung stehen könnte. Die Gewerkschaftsführung ist in Ohnmacht gefallen. Sie gibt klein bei, verfügt über keine eigene Strategie, kommt von allen Seiten unter Druck: unter Druck durch die, welche noch Arbeit haben; unter Druck durch die Unternehmerverbände und die Bonner Koalition, die die Meinungsführerschaft besitzen; unter Druck durch die SPD, die in Fragen der Wirtschaftspolitik höchstens eine Haaresbreite von der CDU/CSU trennt. Bündnis für Arbeit? Nicht einmal das. Höhnisch bemerkte kürzlich der künftige Vorsitzende von Gesamtmetall (Verband der Metallunternehmer) beiläufig bei einem Pressefrühstück, das Bündnis für Arbeit sei tot. Das ist die Taktik nach der Methode: Wenn die Gewerkschaften auf Unternehmerforderungen von gestern eingeschwenkt sind, muß die nächste, weitergehende Forderung auf den Tisch. Bündnis für Arbeit? Was für ein Vorschlag des IG Metallchefs, der größten Einzelgewerkschaft der Welt. Welcher Kniefall, welches Eingeständnis der eigenen Ohnmacht. Und jetzt dazu der Spott derer, die Bündnispartner sein sollten.

Man muß schon ins Archiv gehen, um noch Aussagen von Gewerkschaftern zu finden wie Leonhard Mahlein einer war. Der langjährige Vorsitzende der IG Druck und Papier stellte vor 15 Jahren fest: „Wer heute sagt, wir können die Probleme der 80er Jahre im Konsens zwischen Gewerkschaften und Unternehmerverbänden meistern, der übersieht, daß die Unternehmer zu einem Konsens weder bereit noch fähig sind.“ ■

Ulrich PERZINGER ist Journalist.

Erinnerungen an den Kibbuz*

Helmut RIZY

Als mich vor wenigen Monaten Schüler aufforderten, ihnen doch ausführlich über meine Jahre in Israel und im Kibbuz zu berichten, war ich sogleich bereit, meine Erinnerungen zu ordnen und zusammenzufassen, auch alte Aufzeichnungen herauszukramen, gab es doch einige Fragen, die mir wert schienen, nicht nur mit einer Feststellung beantwortet, sondern am eigenen Erleben veranschaulicht zu werden. Daß zu eben jener Zeit im Zusammenhang mit dem Umstand, daß Theodor Herzl vor 100 Jahren seine Schrift „Der Judenstaat" veröffentlichte, vielfältig diskutiert wurde, wie weit die Utopien des Wiener Journalisten in dem 48 Jahre danach entstandenen Staat Israel Wirklichkeit geworden seien, schien mir dabei von geringerer Bedeutung. Vordringlicher war für mich neben der Beschreibung meines Lebens im Kibbuz etwa die Frage, wie sich ein Land und dessen Menschen innerhalb kürzester Zeit durch einen – wenn auch noch so kurzen – Krieg verändern.

Denn, und das ist das Urjüdische in der Grundlage des neuen Gemeinwesens: Die Juden dürfen keinen bornierten Nationalismus mit in den Orient bringen. Sie müssen, wo es sich irgend ermöglichen läßt,mit den Fellachen ein kameradschaftliches Auskommen und Miteinanderleben finden.
Arnold Zweig: Das jüdische Palästina und der Orient (1921)

Als ich im Herbst 1965 im Hafen von Haifa an Land ging, war das mit keiner religiösen Gemütsbewegung verbunden. Weder war für mich als Nichtjuden Israel das Gelobte Land, noch war es das Heilige Land. Mit dem mir anerzogenen Katholizismus hatte ich schon Jahre zuvor gebrochen. Israel sollte für mich nur eine Station auf einer „Reise um den Erdball" sein. Zwei Jahre zuvor hatte ich begonnen, bei der Zeitung »Neues Österreich« im Ressort Ausland zu arbeiten und schließlich in einer jugendlichen Anwandlung gefunden, um in diesem Berufsfach weiterarbeiten zu können, müßte ich doch zuerst einmal „die Welt kennenlernen".

Meine erste Station in diesem Vorhaben war Griechenland gewesen, das ich während mehrerer Monate teils per Anhalter, teils auch zu Fuß durchquerte. Und als es dort kühler zu werden begann, war ich weitergezogen. Daß ich den Weg nach Israel eingeschlagen hatte, lag wohl auch daran, daß dieses Land für mich einen letzten europäischen Vorposten auf fremdem Kontinent darstellte.

Auf dem Seelenverkäufer, mit dem ich Haifa erreichte, hatte ich einen jungen Juden aus Kalifornien kennengelernt, mit dem ich nun Quartier suchte. Wir landeten schließlich zu zweit in einem Dreibettzimmer einer billigen Pension. Einige Tage lang durchforschten wir die Stadt, gingen baden, lernten den Geruch – und auch den Gestank – einer neuen, doch nicht gerade fremden Welt kennen, wobei sich meine Annahme, dem heimatlichen Europa noch nicht allzu fern zu sein, als durchaus richtig erwies. Allein was die sprachliche Kommunikation betraf, hatte ich meinem US-amerikanischen Freund einiges voraus. Englisch konnten wir beide. Er hatte daheim aber auch Hebräisch gelernt und so überließ ich ihm anfangs das Reden. Rasch jedoch stellte ich fest, daß ich gegebenenfalls mit meinem Deutsch besser zurecht kam als er mit seinen Hebräischkenntnissen.

Eines Tages fanden wir, als wir von einer unserer Erkundungstouren zurückkehrten, das dritte Bett in unserem Zimmer belegt. Ein älterer Mann begrüßte uns und wollte dann auch wissen, woher wir kämen. Offenbar aus Begeisterung, in mir einen Österreicher zu treffen, bezeichnete er sich selbst sogleich als „Altösterreicher" – er stammte aus Galizien. Und es blieb nicht aus, daß er mich im Verlauf des Gesprächs fragte, was ich denn in Israel vorhätte.

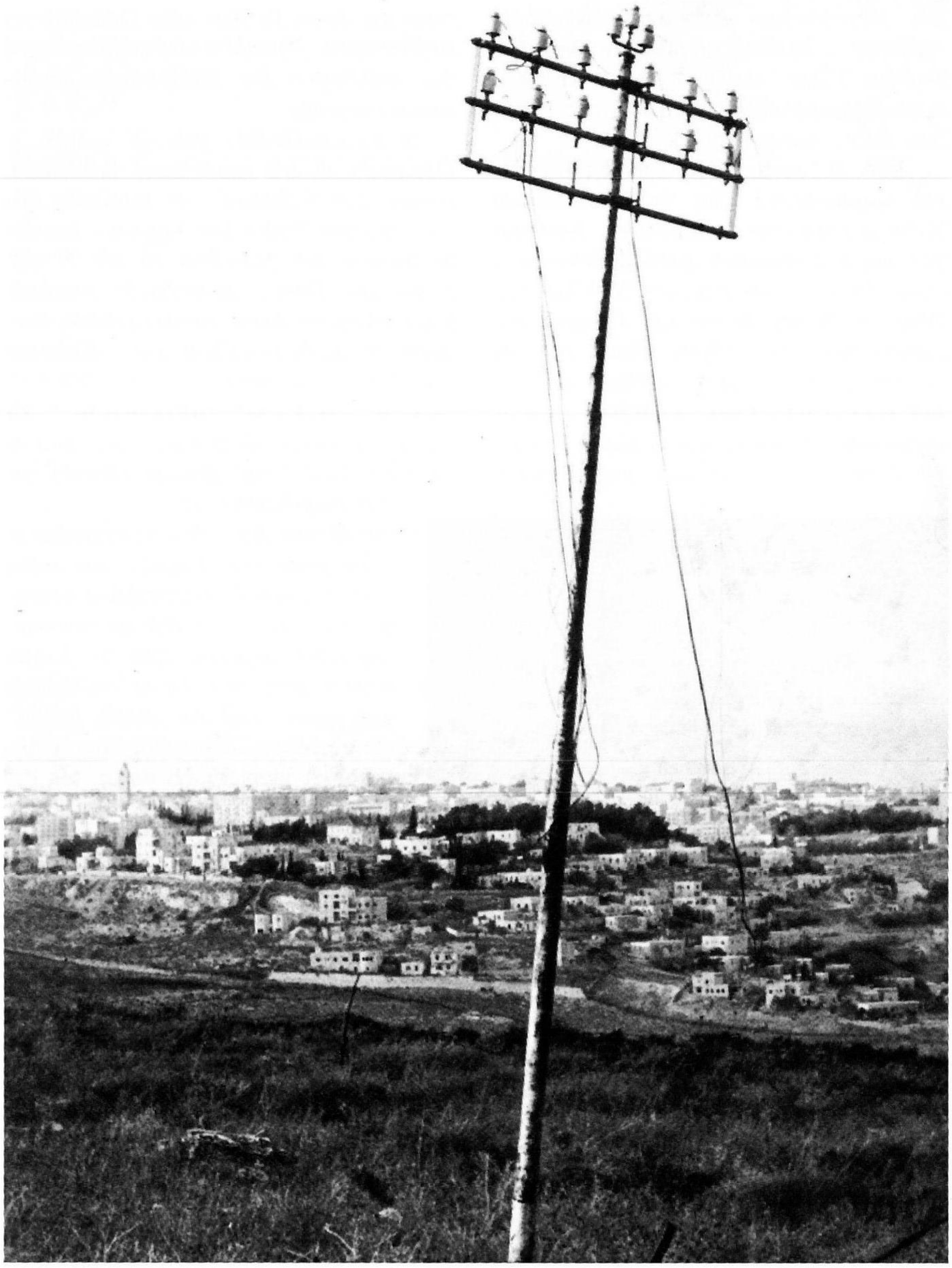
Bis dahin hatte ich in den Tag hineingelebt und mir noch nicht den Kopf darüber zerbrochen, wie es weitergehen sollte. Selbstverständlich hatte ich schon Überlegungen angestellt; mehr als die Idee, ich könnte mich bei Ausgrabungen verdingen, wenn es demnächst notwendig würde, für meinen Unterhalt zu sorgen, war mir allerdings nicht gekommen. Um irgendeine Antwort zu geben, erzählte ich dem Mann davon. Da würde ich wenig Glück haben, erwiderte er, solange ich nicht die Landessprache – Ivrith – beherrschte. Doch hatte er gleich einen Ratschlag, eine „Ezah", bei der Hand. Um Ivrith zu lernen, wäre es am besten, ich ginge zur Sochnuth und ließe mich in einen Ulpan-Kibbuz vermitteln, wo ich halbtags Unterricht hätte und halbtags arbeitete.

Dies schien mir so einleuchtend – man könnte auch sagen, der Hinweis hatte mir endlich ein klares Ziel vorgegeben –, sodaß ich mich schon am nächsten Tag bei der Einwanderungsbehörde meldete und zwei Tage später auf dem Weg zum mir zugewiesenen Kibbuz war. Er hieß Sde Nehemija (das Feld des Nehemija) und lag im nördlichen Galiläa. Besser bekannt war der Kibbuz allerdings – wie ich schon während der Hinfahrt im Autobus merkte – unter dem Namen „Huliot", dem Firmennamen der dort erzeugten und landesweit verwendeten Plastikprodukte.

Alltag im Kibbuz

So lernte ich im folgenden halben Jahr vormittags Ivrith – mit großem Vergnügen und großer Akribie, was die Grammatik betraf, aber mit vergleichsweise geringem Erfolg, da mir im Gegensatz zu den meisten Mitschülern, die aus Polen und Rumänien stammten, die tagtägliche Übung fehlte. Ich war selten gefordert, mich tatsächlich in dieser Sprache auszudrücken. Rachel, die „Mutter des Ulpans", unsere Bezugsperson in allen Belangen, stammte aus Deutschland.

* Die Zwischentitel stammen von der Redaktion.



Meine Kontaktfamilie, in und mit der ich gewissermaßen Anschluß an das Leben im Kibbuz finden sollte, kam aus den Niederlanden. Überhaupt merkte ich bald, daß sich der eingesessene Kern der Kibbuznikim von Sde Nehemija aus „Olim", Einwanderern, zusammensetzte, die in ihrer ehemaligen Heimat deutsch gesprochen oder zumindest gelernt hatten. Der Nachbar-Kibbuz Kfar Blum wiederum war im Kern englischsprachig.

Ganz allgemein wurde den deutschsprachigen Einwanderern nachgesagt, daß sie ungern Ivrith lernten und auch sprachen. Dazu gab es sogar einen Witz: In Herzlia, einer Stadt am Meer, gehen zwei „Jecke" – ein ein wenig abschätziger Spitzname für Einwanderer aus Deutschland, die dafür bekannt waren, daß sie mit Vorliebe Jacken trugen – am Strand entlang, als sie einen Ertrinkenden „Hizilu!, Hizilu!" („Hilfe!, Hilfe!") schreien hören. Worauf der eine zum anderen sagt: *Schwimmen* hätte er lernen sollen.

Es gab aber auch das Gegenteil. Lisa, die Frau von Ruben, dem Leiter der Avocado-Plantage, in der ich später arbeitete, stammte aus Prag und hatte dort deutsch gesprochen; doch hatte sie mehrere Jahre im Konzentrationslager verbracht und weigerte sich nun grundsätzlich, die „Sprache der Unmenschen" zu sprechen. Ja sie wollte sie nicht einmal hören. Rubens Geburtsort war Berlin und wir sprachen miteinander deutsch; außer ich besuchte ihn zu Hause und Lisa war da, dann unterhielten wir uns auf englisch.

Der Schulbereich lag am Rand des weitläufigen Kibbuz-Areals, dessen äußeres Bild durch die Reihen von Einfamilienhäuschen, Grünflächen und die verästelten Betonwege bestimmt war. Der Ulpan selbst bestand aus einem Schulgebäude mit einem Klassenzimmer und zwei gemauerten Wohnhäusern mit insgesamt acht Räumen, jeweils für maximal vier Betten ausgelegt. Dazu kamen noch ein Badhaus mit Waschgelegenheit und Toiletten sowie eine Reihe von Holzbaracken mit zusätzlichen Räumen für Ulpanisten und „Übriggebliebene", wie ich später einer sein sollte. Kommunikationszentrum im Ulpan war die große Wiese inmitten der Anlage, wo man während der Freizeit Fußball spielte oder beisammensaß. Doch hat sich mir das Bild dieser Wiese in einem anderen Zusammenhang tief eingeprägt: An einem Herbstabend fielen hier tausende Stare ein – Zwischenlandung auf ihrem Zug in den Süden. Und während der Nacht verendeten Dutzende der Vögel, geschwächt vom langen Flug. Am nächsten Morgen, als die anderen schon weitergeflogen waren, lagen sie tot über die ganze Wiese verstreut.

Nachmittags traten die Ulpanisten zur Arbeit an. Und hier gab es eine Vielzahl von Möglichkeiten. Neben der schon genannten Plastikfabrik „Huliot", in der vor allem Haushaltswaren von der Mistschaufel bis zur Butterdose, aber auch Plastikrohre erzeugt wurden, besaß Sde Nehemija noch zahlreiche weitere Betriebszweige. Da war noch die „kleine" Plastikfabrik, in der WC-Spülkästen mit dem bezeichnenden Namen „Niagara" zusammengebaut wurden. In diesen beiden Betrieben waren auch Lohnarbeiter aus der nahegelegenen Stadt Kirjat Schmona beschäftigt, während im landwirtschaftlichen Bereich – mit Ausnahme der Erntezeit – ausschließlich Kibbuznikim und Kibbuznikot arbeiteten.

Es gab die „Mata", die Plantage für Äpfel und Birnen, die Zitrus-Plantage, die Avocado-Plantage, Baumwollfelder, Luzernefelder – mit einer von mehreren Kibbuzim gemeinsam betriebenen Trockenanlage –, die Hühnerfarm und Karpfenteiche. Dazu kamen noch die Bereiche der Infrastruktur: Kindergarten und Volksschule, die Wäscherei, die Schmiede, die Werkstatt für den Fuhrpark, die Baubrigade, die Gärtner sowie die Küche samt Speisesaal, dem „Hadar Ochel".

Im Lauf der Zeit lernte man fast alles kennen. Jeden Abend gab es die „Sidur haAvoda", bei der alle verfügbaren Arbeitskräfte je nach Wetterbedingungen und besonderen Erfordernissen für den nächsten Tag eingeteilt wurden. Ein besonderer Tätigkeitsbereich, der

sich nicht gerade großer Beliebtheit erfreute, waren Küche und Speisesaal. Alle Arbeiten mit Ausnahme der der Köchinnen, also Geschirrabwaschen, das Kühlhaus reinigen, aber auch im Speisesaal aufdecken und servieren, wurden von den Kibbuznikim und den Ulpanisten in einem eigenen Turnus verrichtet. Niemand konnte sich hier ausnehmen, auch nicht die führenden Männer des Kibbuz. Und so tauchte immer wieder die Frage auf, ob man nicht die Essensausgabe auf Selbstbedienung umstellen sollte. Allerdings kam dann sogleich von einzelnen Kibbuznikim und Kibbuznikot der Einwand, das würde sie zu sehr ans Konzentrationslager erinnern. Und damit wurde die Diskussion jeweils beendet, denn an solche Gefühle wagte niemand zu rühren.

Und wenn man selbst nicht gerade Küchendienst hatte, war es ja recht angenehm, sich, von der Arbeit kommend, an den gedeckten Tisch setzen zu können und sich bedienen zu lassen. Wie einem ja überhaupt alles, abgesehen von der eigenen Arbeit, leicht gemacht wurde. Die Wäsche brachte man wöchentlich in die Wäscherei und erhielt sie sauber und gebügelt zurück. Die einzige Hausarbeit, die einem nicht erspart wurde, war das Aufräumen der Wohnung.

Man konnte seine Freizeit also voll genießen. Während meines Aufenthalts in Sde Nehemija wurden dort neben zahlreichen Einfamilienhäuschen sowie einer neuen Schule auch ein Schwimmbad und ein Kaffeehaus errichtet. An Lesestoff mangelte es nicht, da es in jedem Haushalt Bücher gab, die man sich ausborgen konnte. Ab und zu fuhr man auch zu einer Veranstaltung in einen Nachbar-Kibbuz oder in die nahegelegene Kleinstadt Kirjat Schmona. Und ich schrieb sehr viel; auf einer alten Kofferschreibmaschine mit englischer Tastatur, die mir Ruben geliehen hatte.

Politik – Religion – Küche

Politisch wird faktisch jeder Kibbuz einer Partei beziehungsweise einer religiösen oder politischen Gruppierung zugerechnet. Sde Nehemija galt, wie ich bald herausfand, als Mapainahe. Die Mapai – die aus einer Spaltung der Sozialdemokraten hervorgegangen war und sich später wieder in der Israelischen Arbeiterpartei MA'I auflöste –, bildete gewissermaßen den rechten Flügel der Arbeiterbewegung. Allerdings spielte Parteipolitik im Kibbuz selbst kaum eine Rolle.

Die Tatsache, daß ich Nichtjude, ein sogenannter Goj war, schien im Kibbuz niemand zu beachten. Niemals hat mich irgendwer darauf angesprochen. Doch – ein einziges Mal fiel ein Wort in dieser Richtung: Jemand erzählte mir, eine ältere Frau, die im Garten arbeitete, hätte beklagt, daß ich mit einem jüdischen Mädchen zusammenlebte. Dahinter stand nicht Prüderie, denn im Kibbuz gab es eine ganze

Reihe von Burschen und Mädchen, die in den Junggesellenhäusern zusammenlebten. In meinem Fall wurde gewissermaßen die Mesalliance des Mädchens beklagt.

Sde Nehemija war ein areligiöser Kibbuz. Einen Rabbiner sah ich dort nur, wenn es eine Hochzeit gab; zivile Trauungen wurden in Israel nicht anerkannt. Der Sabbath wurde eingehalten, aber nicht mit den vorgeschriebenen strengen Regeln. Die jüdischen Feste gehörten zum Jahresablauf, wurden aber nicht religiös begangen. Chanukka und Purim galten vor allem den Kindern, zu Pessach gab es Mazot, das ungesäuerte Brot, zu Rosch-haSchana wünschte man einander ein gutes neues Jahr, aber niemand im Kibbuz schlief zu Sukkot, dem Laubhüttenfest, tatsächlich in einer Laubhütte, wie man sie etwa in den von Orthodoxen besiedelten Vierteln Jerusalems auf den Balkonen der Wohnblocks beobachten konnte.

Schweinefleisch gab es keines. – Dennoch aß ich manchmal Schinken. Joram, der Schmied – er stammte aus dem burgenländischen Oggau – brachte immer die Karpfen in die Stadt, wenn die Teiche ausgefischt wurden. Und wenn er dann zurückkehrte, forderte er mich heimlich auf: „Kommst heut zum Abendessen zu mir. Ich hab „weiße Pastrama" mitgebracht." Er hätte niemals Schinken zu seiner „weißen Pastrama" gesagt, obwohl sie das zweifellos war.

Bei diesen Abendessen erzählte er manchmal von Oggau, wo seine Eltern einen Greißlerladen besessen hatten. Nie hatte es Schwierigkeiten gegeben und die Leute wären gern bei ihnen einkaufen gegangen, weil sie „beim Juden" anschreiben lassen konnten, erinnerte er sich. Doch dann, als die Nazis einmarschiert waren, plünderten sie das Geschäft, aufgestachelt durch den anderen, den „arischen" Greißler, wobei das Buch, in dem alle Schulden aufgezeichnet waren, das erste gewesen wäre, was aus dem Laden verschwunden sei.

Die Küche in Sde Nehemija war „international", das heißt ohne regional oder religiös bestimmte Besonderheiten. Wenn die Teiche ausgefischt wurden, aß man auch im Kibbuz Karpfen, eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen die traditionelle jüdische Küche durchschlug. Eier gab es viel; schließlich verfügte man über eine eigene Hühnerfarm. Doch Henderl kamen höchst selten auf den Tisch. Ein Sprichwort sagte: „Wenn der Kibbuznik Henderl ißt, dann ist entweder der Kibbuznik oder das Henderl krank."

Während eines langen Auslandsaufenthalts entwickeln sich Sehnsüchte besonderer Art. Eines Tages fuhren wir nach Metulla, dem nördlichsten Ort Galiläas, einst eine türkische Grenzstadt, zur Zeit, da wir den Ort besuchten, ein verschlafenes Dorf. Wir hatten von Ausgrabungen gehört, die dort gemacht wurden. Aus dem Autobusfenster sah ich allerdings ein Wirtshaus mit Gastgarten – und eine Tafel „Wiener Küche". Es war gerade Mittagszeit und so führte uns der erste Weg dorthin. Wo „Wiener Küche" steht, spricht man bestimmt deutsch

und da es keine Speisekarte gab, fragte ich, was man denn essen könne. „Kühfleisch", sagte die Frau. Erst dachte ich an Kühlfleisch, fand aber dann, daß sie wohl Rindfleisch meinte. Die Verbindung von „Wiener Küche" und Rindfleisch ergab in meinem Gehirn: Tafelspitz. Ich bestellte also „Kühfleisch" – und erlebte die Enttäuschung meines Lebens. Auf dem Teller, der schließlich vor mir stand, befanden sich zwei Stücke gebratenen Rindfleischs von der Konsistenz eines Riemens, die das Trugbild eines saftigen Tafelspitzes rasch verfliegen ließen.

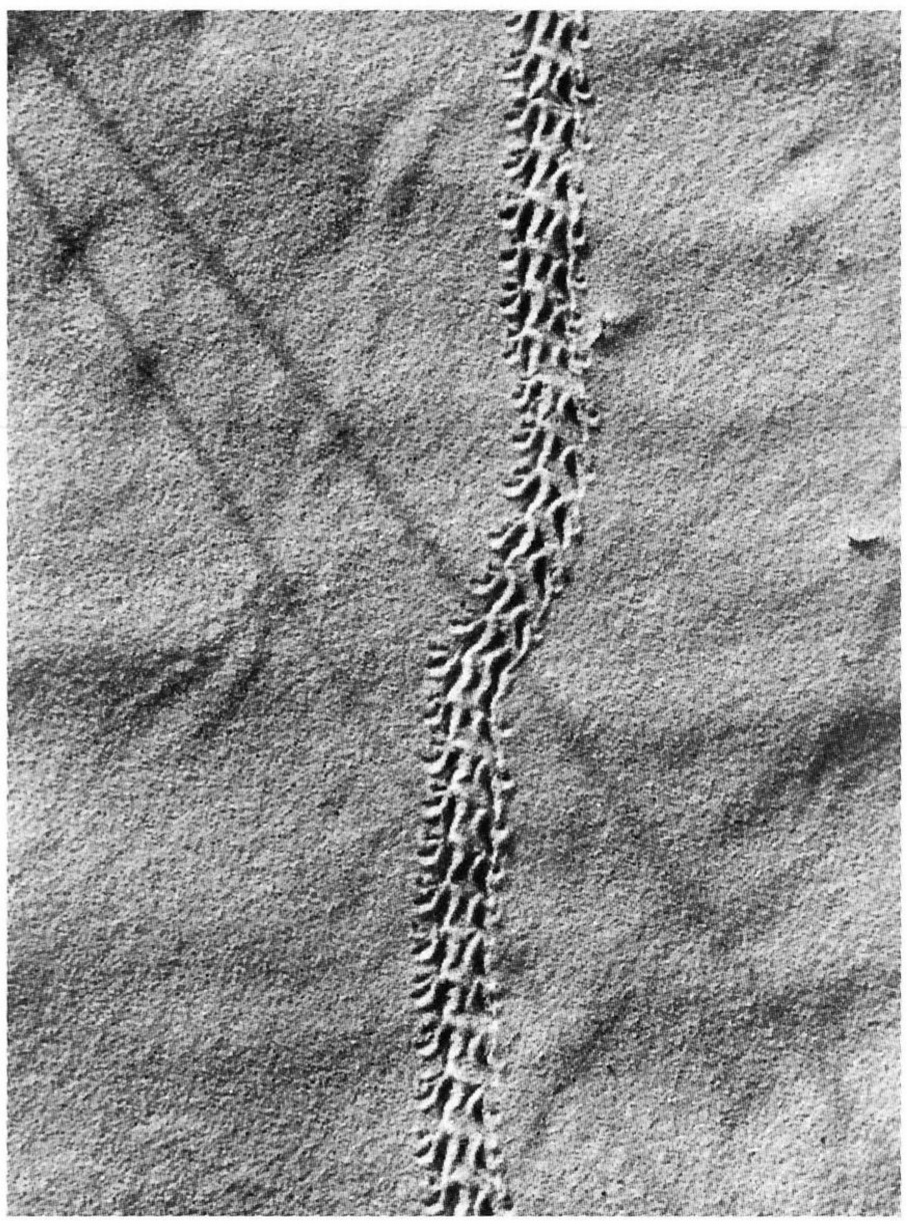
Krieg

Daß sich das Land in einem latenten Kriegszustand befand, merkte man im Kibbuz kaum. Ein paar Kilometer östlich stieg nicht allzu steil der mächtige Hang zu den Golanhöhen an, mit niedrigem Buschwerk und trockenem Gras bewachsen; große Flecken davon schwarz von vergangenen Bränden. Weht Ostwind, zündeln die Syrer, weht Westwind, machen es wir, erklärte Ruben einmal, als wir von der Avocado-Plantage aus wieder einmal das Buschwerk brennen sahen. Ein einzelnes Haus war am Hang zu erkennen, doch nie sah man Menschen.

Es war eine Zeit, da mit gewisser Regelmäßigkeit Terroranschläge in Israel verübt wurden. Und mit gleicher Regelmäßigkeit folgte jeweils die Meldung, daß die israelischen Streitkräfte einen Vergeltungsschlag gegen die Ausgangsbasen der Terroristen im Westjordanland durchgeführt hätten. Arijeh Gal, ein immer mißmutig wirkender, älterer, aus Wien stammender Mann, der für die Gartenarbeiten im Kibbuz zuständig war, hängte dann tags darauf eine generalstabsmäßige Skizze des Verlaufs der Vergeltungsaktion ans Schwarze Brett beim „Hadar Ochel".

Eines Mittags kamen wir von der Arbeit, da sah ich an einem Ecktisch des Speisesaals vier Araber sitzen, deutlich erkennbar durch Dschellaba und Kufija, das traditionelle Kopftuch. Und eben jener Arijeh Gal, den ich als Araberfresser eingestuft hatte, saß plaudernd bei ihnen. – Während des Mittagessens klärte mich Ruben auf: Die vier Araber waren Notabeln des Dorfes, das einst dort gestanden hatte, wo sich jetzt die Avocado-Plantage ausdehnte. Einmal im Jahr kamen sie aus Nazareth, wo sie nun lebten, auf Besuch. Arijeh Gal kannte sie gut, schließlich war er seinerzeit der Vertreter des Kibbuz bei den Verhandlungen über die Aufteilung des Wassers gewesen. Nun hatte er dafür Sorge zu tragen, daß die Besucher nicht auf die Idee kämen, ihre einstigen Häuser sehen zu wollen, – die ja längst dem Erdboden gleichgemacht waren.

Ich hatte schon zuvor gewußt, daß an der Stelle der Avocado-Plantage früher ein Dorf gestanden hatte. Die Erde war durchsetzt von Tonscherben und mitunter – besonders nachdem es geregnet hatte – fand man Münzen oder



auch tönerne Pfeifenköpfe. Dennoch war es ein eigenartiges Gefühl, so unvermittelt mit dieser Vergangenheit konfrontiert zu werden. Bis dahin war der Boden eben „geschichtsträchtig" wie das Land insgesamt gewesen. Nun jedoch war jenes Dorf durch den Umstand, daß dessen frühere Bewohner greifbar waren, plötzlich Gegenwart. Vor allem aber auch dadurch, daß es diese Menschen noch immer hierherzog, an den Ort, von dem sie – nicht einmal zwanzig Jahre zuvor – vertrieben worden waren.

Als wir die Plantage Monate später um ein neues Feld ausdehnten und dafür den Boden pflügten, kamen weitere Spuren des ehemaligen Dorfes zutage; doch die Gedanken, die mich dabei überkamen, hielten nicht lange vor. Steine mußten aus dem Feld geräumt, Setzlöcher gegraben, die Bäumchen gepflanzt und bewässert werden. Ihnen galt alle Sorge, sie sollten in dieser Erde Wurzeln fassen und wachsen.

Israel hatte damals schon zwei Kriege geführt, den ersten 1948, den zweiten 1956. Eine ganze Reihe der Einwohner von Sde Nehemija hatte an ihnen teilgenommen; allerdings waren keine Heldengeschichten im Umlauf. Das einzige Erlebnis, von dem ich je erzählen gehört habe, handelte davon, daß Männer in einem dieser Kriege von der Arbeit kommend und noch im blauen Arbeitsdrillich in den Kampf gezogen waren. Sie sollten eine Höhe nehmen und mußten dabei über einen Hang, der zu dieser Jahreszeit von gelben Blumen übersät war. Schwere Verluste wären deswegen zu beklagen gewesen, hieß es, denn die Männer hätten gute Ziele abgegeben, da sich das Blau der Anzüge vor diesem Hintergrund besonders gut abgehoben habe.

Auch die älteren Kibbuznikim wurden einer nach dem anderen als Reservisten für einige Wochen zu Übungen eingezogen. Und wenn wir einen Ausflug machten, dann merkte man die starke Präsenz des Militärs faktisch an jeder Straßenkreuzung; Israel stand unter Waffen. Die Geruhsamkeit des Kibbuz täuschte allerdings darüber hinweg.

Ausflüge wurden des öfteren organisiert, zumeist in die nähere Umgebung. Wir fuhren zur Quelle des Banjas, dem zweitgrößten Quellfluß des Jordan, an dem ja auch Sde Nehemija liegt, oder zum Naturschutzgebiet des Hule-Sees. Und zum Abschluß des Lehrgangs im Ulpan gab es eine mehrtägige Fahrt zu den interessantesten Stätten Israels.

Aber ich lernte auch bei anderen Gelegenheiten das Land kennen. Als Lohn für die geleistete Arbeit erhielt man im Kibbuz ja nicht nur die Güter des täglichen Bedarfs, wie Wohnen und Essen, sondern auch einen Geldbetrag. Gewissermaßen als Konto wurde er in einem Heft eingetragen, das im Kibbuzinternen Laden lag. Dort kaufte man sich Bier, Schreibzeug oder auch einmal ein neues Freizeithemd – die Arbeitskleidung stellte ja der Kibbuz. Die Ausgaben wurden dort vom Konto abgezogen. Man konnte sich aber auch Bargeld auszahlen lassen, zum Beispiel, wenn man irgendwohin fahren wollte. Jerusalem war besonders gün-

stig, denn dort hatte der Kibbuz eine Wohnung, die allerdings immer schon lange im voraus ausgebucht war.

So angenehm das Leben im Kibbuz auch war, so erinnerte ich mich doch nach einiger Zeit wieder meines ursprünglichen Vorhabens: Ich war ja ausgezogen, die Welt kennenzulernen. Zusammen mit Paultje, einem Holländer, der ähnliche Pläne hegte, fuhr ich eines Tages nach Eilat. Wir wollten die Möglichkeiten auskundschaften, auf einem Schiff anzuheuern. Sehr viel weiter als bis zum Tor der Hafenverwaltung kamen wir allerdings nicht, denn unser Ansinnen rief ein fast beleidigendes Schmunzeln hervor. Ja, wenn wir Griechen oder Türken wären, hieß es, dann ließe sich darüber reden, aber solche Landratten wie wir waren nicht zu gebrauchen. Ich konnte darauf kaum etwas erwidern, die Holländer hingegen waren immerhin einmal eine große Seefahrernation gewesen, doch gab man auch Paultje keine Chance.

Reumütig kehrten wir nach Sde Nehemija zurück und genossen weiter das im Grunde recht gemächliche Leben im Kibbuz. Das endete für mich im Mai 1967. Meine Eltern drängten darauf, daß ich nach Hause käme. Im Kibbuz hatte ich keinerlei Anzeichen dafür gemerkt, wer allerdings in Österreich die Nachrichten verfolgte, mußte davon ausgehen, daß ein weiterer Krieg zwischen Israel und seinen Nachbarstaaten bevorstand. – Und am 5. Juni 1967 war es auch soweit.

Antisemitismus – Antizionismus

Als ihr verfolgt wurdet
war ich einer von euch
Wie kann ich das bleiben
wenn ihr Verfolger seid?
Erich Fried: Höre, Israel (1974)

Israel beschäftigte mich gerade auch in den kommenden Monaten, die ich in Österreich verbrachte, sehr. Der Sechstagekrieg führte vor allem unter Intellektuellen und im studentischen Bereich zu einer starken Polarisierung; auf der einen Seite die unbedingten Befürworter Israels, auf der anderen Seite jene, die in diesem Krieg eine Demaskierung des Zionismus als Vorposten des Imperialismus sahen. Die Konfrontation verlief mitunter nicht nur lautstark, sondern auch gewalttätig. Ein damaliger Freund, selbst Jude, aber Gegner des israelischen Eroberungskriegs, wurde verprügelt, da man ihn auf Grund seines Aussehens und seiner Einstellung für einen Araber hielt.

Ich stand irgendwie zwischen den Fronten. Einerseits hegte ich natürlich Solidarität für das Land, in dem ich noch vor kurzem gelebt und mich durchaus wohlgefühlt hatte, andererseits konnte ich mich den Argumenten gegen den Zionismus nicht entziehen. Immer wieder erinnerte ich mich eines Witzes, den ich in Israel gehört hatte: „Sagt ein Einwanderer zum anderen: Wenn uns die Engländer schon gegeben haben ein Land, das ihnen nicht gehört, warum dann nicht die Schweiz?“

Der politischen Linken wird immer wieder vorgeworfen, ihr Antizionismus sei im Grunde nichts anderes als ein verschleierter Antisemitismus, wie dies zum Beispiel Jürgen Elsässer in seinem Buch „Antisemitismus – das alte Gesicht des neuen Deutschland“ (Berlin, 1992) behauptet. Was ist allerdings die Grundthese des Zionismus, soweit sie die Staatsraison Israels betrifft? Die Juden haben ein uneingeschränktes Anrecht auf das Land, das wir aus der Bibel als Judäa, Galiläa und Samaria kennen. Dies sei der angestammte Lebensraum.

Es gab in unserem Jahrhundert auch andere – mißglückte – Versuche, den Juden eine eigene Heimstatt zu schaffen. Ein Rothschild kaufte Land in Argentinien, um Juden die Möglichkeit zu geben, sich dort anzusiedeln. Die junge Sowjetunion richtete ein Autonomes Gebiet mit der Hauptstadt Birobidschan im Fernen Osten der Russischen Föderation als Lebensraum für Juden ein. Entscheidend war jedoch letztlich für die in der Diaspora Verstreuten der fromme Wunsch: „Nächstes Jahr in Jerusalem!“ Wobei allerdings darauf hingewiesen werden muß, daß es selbst in Israel eine Richtung des orthodoxen Judentums gibt, die den Staat nicht anerkennt, da ein solcher erst vom kommenden „Maschiach“ begründet werden dürfte.

Zugleich mit dem Anrecht der Juden auf das „angestammte“ Land, wird aber den Palästinensern, der seit Jahrhunderten hier ansässigen Bevölkerung, dieses Anrecht abgesprochen. Seev Begin, Sohn des ehemaligen Ministerpräsidenten und Knesseth-Mitglied, begründet dies in seinem Artikel „Ein zionistischer Gesichtspunkt“ (in: Israel und die Welt nach dem Krieg, herausgegeben von Nathan Schaham und Zvi Raanan, Verlag am Galgenberg, Hamburg 1991) folgendermaßen: Die palästinensischen Araber seien ein integraler Teil der arabischen Nation, die ja ihrerseits ohnehin ein höchstes Maß an Selbstbestimmung habe. Und: „Es gibt keine arabische Volksgruppe, die sich derart von allen anderen Arabern unterscheidet, daß sie Anspruch auf einen eigenen Staat westlich des Jordans erheben könnte.“

Man darf nun nicht davon ausgehen, daß dies gemeinhin zum Selbstverständnis der jüdischen Bürger Israels gehört – selbst wenn man nicht von besonders naiven Vorstellungen ausgeht, die es hier auch gab. So war eines Tages ein aus dem Maghreb stammender Arbeiter aus Kirjat Schmonah bei uns in der Plantage, um einen neuen Anschluß für die Bewässerung zu installieren. Während der Jause plauderten wir, wobei auch das Verhältnis zu den Arabern zur Sprache kam. Da meinte er, wenn es nach ihm ginge, verzichtete er sofort auf seine Religion, falls dadurch der Konflikt mit den Arabern beendet würde. Aber das ist nur ein Beispiel dafür, wie unwissend ein beträchtlicher Teil der israelischen Bevölkerung bezüglich des staatlichen Selbstverständnisses war – und auch, die Ziele betreffend, von den jeweiligen Regierungen im unklaren gelassen wurde.

Wieder in Israel

Im Herbst 1967 war ich nach Israel und auch wieder zu den Avocados zurückgekehrt. Damals war des öfteren ein etwa gleichaltriger junger Bursch zur Arbeit in der Plantage eingeteilt, der in der BRD aufgewachsen war und erst seit einigen Jahren in Israel lebte. Eines Tages erzählte er mit Blick auf den Golan, daß er während des Sechstagekriegs Panzerkommandant und bei der Erstürmung der syrischen Höhen dabei gewesen sei. Beim Vormarsch hätten sie sich einen Spaß daraus gemacht, mit dem zur Seite gerichteten Kanonenrohr die Telegrafenmasten neben der Straße niederzumähen. Sie dachten, sie würden damit dem Kriegsgegner etwas zufleiß tun. Doch sie erhielten einen mächtigen Anschiß, wie es im Militärjargon heißt. Die israelische Regierung war längst entschlossen, den Golan zu annektieren; und die Panzerbesatzung hatte somit israelische Masten umgelegt, die nun erst wieder aufgestellt werden mußten.

Bei anderer Gelegenheit stellte er fest: „Die syrischen Bunker waren eigentlich uneinnehmbar. Wenn die Syrer nicht aus den Befestigungen zurückbeordert worden wären, hätten wir sie

nie erobern können." Tatsächlich wurde die syrische Höhe erst am sechsten Tag eingenommen, als mit Ägypten und Jordanien bereits Waffenstillstand herrschte. „Dadurch konnten wir genug Militärpotential in den Norden bringen, wo allerdings auch schon Waffenruhe herrschte. Doch die ließ sich stören und binnen kurzer Zeit waren wir auf dem Vormarsch."

Eines Tages wanderten wir den Abhang des Golan hinauf, bis zu dem einzelnen Haus, das wir immer schon gesehen hatten und da schien mir mit einemmal die Eroberung des Höhenzugs als Kriegsziel Israels einsichtig. Von dort aus konnte man jeden Weg im Kibbuz und die Menschen darauf klar ausnehmen. Dennoch hatte ich mich von dort nie unmittelbar bedroht gefühlt. Nur ein einziges Mal hatte es im Kibbuz Alarmstimmung gegeben. Am Morgen jenes Tages durften wir nicht auf die Plantage hinausfahren. Es hieß, daß möglicherweise auf der Straße, die dorthin führte, Minen gelegt sein könnten. Ein Pioniertrupp traf im Lauf des Vormittags ein, fand dann allerdings bei seiner Suche nichts.

Wir betraten auch das Haus am Abhang. Es war ausgebrannt, aber man sah noch deutlich, daß eine Familie hier gewohnt hatte. Zu den wenigen Überresten, die noch da waren, gehörte auch ein Arabisch-Schulbuch. – Eines Tages fuhren wir auf die Golanhöhen hinauf. Kuneitra, damals noch militärisches Sperrgebiet. war eine Geisterstadt. Kein Mensch war zu sehen. Der Eindruck einer Straße ist mir im Gedächtnis geblieben. Offenbar hatten die Besitzer der Geschäfte, die hier aneinandergereiht standen, vor der Flucht noch die Rolläden heruntergelassen, die nun verbogen in den Halterungen hingen und im Wind quietschten.

In einer Broschüre des Informationszentrums des israelischen Premierministers, die unter dem Titel „What to answer" vor allem für Volunteers, Freiwillige, die nach Israel kamen, bestimmt war, hieß es: „Nicht alle, die geflohen sind, können als Flüchtlinge bezeichnet werden. Jemand, der einfach seine Habe packt und sein Heim verläßt, aus freiem Willen, kann für sich nicht den Terminus „Flüchtling" in Anspruch nehmen." Jene Ladenbesitzer hatten jedenfalls nicht den Eindruck hinterlassen, aus freien Stücken gegangen zu sein.

Veränderungen durch den Krieg

Am betroffensten machte mich, wie sich die Menschen – auch im Kibbuz – durch den Krieg verändert hatten. In einem Gespräch gleich nach meiner Rückkehr sagte Rachel beinahe unvermittelt, es erschrecke sie, daß ihr Sohn mit einem solchen Haß gegen alle Araber aus dem Krieg heimgekommen sei. Seevi war auf der Sinai im Einsatz gewesen, wo bei den Kämpfen sein bester Freund umgekommen war.

Erschütternd war das Schicksal Mordechais. Der Sohn des Ulpan-Lehrers, groß, fesch, ein Schwarm vieler Mädchen, war über den Kibbuz – wo er Traktorist gewesen war – hinaus bekannt als Mitglied der Basketball-Nationalmannschaft. Im Krieg hatte er als höherer Offizier jene Panzereinheit geführt, die die Stadt Nablus – auf hebräisch Schchem – eroberte. Als Kommandant stand er im Turm des Panzers, der als erster in die Stadt rollte und wurde dabei durch die Kugel eines Heckenschützen getroffen, die seine Schulter durchschlug. Er wurde als Held gefeiert, Mosche Dajan, der Verteidigungsminister, kam selbst in den Kibbuz, um ihm einen Orden zu verleihen. Und dann ging Mordechai eines Morgens zum Traktorschuppen, übergoß sich dort mit Benzin und zündete sich an. Man sagte, er wäre mit der Rolle des Helden nicht zurechtgekommen.

Im Grunde verlief das Leben im Kibbuz in den gleichen Bahnen wie zuvor, obwohl ganz unterschwellig der Krieg immer noch präsent war. Wenn ich heute darüber nachdenke, bin ich sicher, daß er bei vielen Israelis ein tiefes Gefühl der Unsicherheit hinterlassen hatte. Die Begeisterung über den raschen Sieg, der schließlich dem Krieg sogar den Namen gegeben hat, war sehr vordergründig. Tatsächlich hatte ja der Kriegserfolg dem Land nicht mehr Sicherheit – der vordringlichste Wunsch eines Großteils der Bevölkerung – gebracht.

Es wurde zwar von offizieller Seite erklärt, durch die Annexion der eroberten Gebiete sei die Sicherheit im israelischen Staatsgebiet gewachsen, doch das war nur eine relative Sicherheit, denn jedem mußte klar sein, daß eine Politik, wonach Israel größer werden müsse, um stärker zu sein, nicht zum Frieden, sondern nur zu neuen kriegerischen Auseinandersetzungen führen mußte. Deshalb forderten auch schon bald nach Kriegsende israelische Intellektuelle, unter ihnen der bedeutende Religionshistoriker Gerschom Scholem, die Rückgabe aller eroberten Gebiete. In einer Resolution erklärten sie: „Es wird keinen Frieden geben, wenn ein Volk ein anderes beherrscht, wenn wir unsere Heimat auf den Ruinen der Heimat anderer Menschen aufbauen. Wir können als Nation nur existieren, wenn wir die Grenzen der übrigen Staaten respektieren. Ein Krieg kann von einem allein gewonnen werden, um den Frieden zu gewinnen, sind aber zwei vonnöten."

Aber es gab auch die andere Seite. In einem Manifest des „Land of Israel-Movements" vom September 1967, das neben Professoren, Militärs und Rabbinern auch der Literatur-Nobelpreisträger Samuel Josef Agnon unterzeichnete, heißt es: „Der Sechstagekrieg hat eine neue und entscheidende Ära für das Volk und den Staat Israel eröffnet. Die jüdische Nation ist in den Besitz ihres wiedervereinigten und ungeteilten Territoriums gelangt. Wir haben ebenso wenig das Recht, das Geschenk des Krieges zu teilen wie den Staat Israel selbst preiszugeben. (...) Und keine israelische Regierung, welche Verfassung sie auch immer hat, ist berechtigt, irgendeinen Teil dieses Territoriums aufzugeben, das das ererbte und unleugbare Recht unseres Volkes vom Beginn seiner Geschichte an darstellt."

Diese Bewegung nannte sich übrigens auch „Bis zum Euphrat".

Äußerst rasch wurden seitens der Regierung oder zumindest mit ihrer Billigung Tatbestände geschaffen, die den Anspruch Israels auf die eroberten Gebiete bekräftigen sollten. Wenige Monate nach dem Krieg gründete eine Gruppe von Freiwilligen – vorerst in einem ehemaligen syrischen Offizierscamp außerhalb Kuneitras – den Kibbuz Golan. In einer Werbebroschüre hieß es: „Der Kibbuz Golan wurde gegründet, um zu sichern, daß die Siedlungen des Oberen Galiläa nicht wieder in Reichweite syrischer Gewehre kommen." – Binnen kurzer Zeit wurden auch das israelische Justiz- und das Arbeitsministerium sowie das Polizeipräsidium von Tel Aviv in den eroberten Teil Jerusalems verlegt.

Die forcierte Siedlungstätigkeit in den besetzten Gebieten stellt heute ein nur schwer zu überwindendes Hindernis bei den Friedensverhandlungen dar. Allerdings wären die Anhänger verschiedener fundamentalistischer Gruppierungen, deren besonderes Anliegen es war, durch die Gründung jüdischer Siedlungen den Anspruch auf das eroberte Land zu manifestieren, insgesamt zu wenige gewesen, um diesen Bestrebungen gerecht werden zu können. Nur eine verstärkte Immigration konnte das „Menschenmaterial" bereitstellen, das dafür benötigt wurde.

Da aber nicht genug Einwanderer aus West- und Osteuropa kamen, die Einwanderungsströme aus den arabischen Ländern verebbt waren, bemühte man sich in dieser Zeit verstärkt um Menschen jüdischen Glaubens aus anderen Teilen der Welt, etwa um solche aus Indien. In den 80er Jahren wurden dann auch äthiopische Juden, Falaschas, mittels einer spektakulären Luftbrücke ins Land geholt. Man machte aus der Not eine Tugend, obwohl ich schon während meines ersten Aufenthalts wiederholt von „weißen" Israelis die Befürchtung gehört hatte, durch ein Übergewicht an nichteuropäischen Juden, vor allem auch aufgrund der höheren Geburtenrate bei diesen, könnte das Land „levantinisiert" werden.

Aus derartigen Ängsten resultiert die ethnische Klassengesellschaft, die Israel auch heute noch kennzeichnet. Auf der obersten Stufe stehen Einwanderer, die aus Ost- und Westeuropa stammen sowie deren Nachkommen. Die herrschende Schicht in Israel rekrutiert sich fast ausschließlich aus diesen Reihen. Mit gehörigem Respektabstand folgen die Einwanderer aus arabischen Ländern. Falls es jemand dieser Herkunft schafft, ein höheres Amt zu erringen, wird er in gleicher Weise bestaunt wie etwa ein Farbiger in den USA, dem dies gelingt. Noch eine Stufe darunter sind die indischen Juden, die ihrerseits vom Oberrabbinat gar nicht als vollwertige Juden anerkannt werden. Ungefähr auf dieser Stufe stehen auch die Falaschas. Und am alleruntersten Ende dieser sozialen Leiter reihen sich die Araber an. Die Auswirkungen dessen sind in allen Bereichen des Lebens deutlich erkennbar, vor allem aber dort, wo es um Bildung und Wohnungsfragen geht.

Neben den Veränderungen, die der Sechstagekrieg mit sich gebracht hatte, kamen mir während des zweiten Aufenthalts eben auch manche dieser Gegebenheiten, die das gesellschaftliche System in Israel kennzeichneten, zu Bewußtsein; und das war wohl mit ein Grund, daß mir, als ich im Herbst 1968 nach Österreich zurückkehrte, der Abschied nicht so schwerfiel wie noch im Frühjahr zuvor.

Zionismus

Es versteht sich von selbst, daß ich auch weiter am Geschehen im Nahen Osten und in Israel regen Anteil nahm. Schließlich waren meine Beziehungen zu dieser Region für lange Zeit sehr eng gewesen. Umso mehr schmerzten mich in den folgenden Jahren Ereignisse wie das Massaker von Sabra und Schatilah, die Bombardierung Beiruts durch die israelische Luftwaffe und zuletzt die fortgesetzte Aggression in den besetzten Gebieten. Doch das ist hier nicht das Thema.

Auf zwei Fragen möchte ich dennoch eingehen, da sie im Vorangegangenen eine Rolle gespielt haben. Da ist zum einen die Denunzierung des Antizionismus als verkapptem Antisemitismus – ein unlauterer Trick, wie ich meine. Danach müßte jeder, der sich nicht ins antisemitische Eck gedrängt sehen will, den politischen Zionismus, bei dem es ja längst nicht mehr nur darum geht, den Juden eine nationale Heimstatt zu sichern, in allen seinen Facetten gutheißen.

In dem schon zitierten Artikel „Ein zionistischer Gesichtspunkt" schreibt Seev Begin 1991: „Wir befinden uns in einem harten Kampf zwischen der jüdischen und der arabischen Nation um die Vorherrschaft Palästinas, das „Land Israel". In diesem Kampf zwischen zwei nationalen Bestrebungen wird derjenige siegen, der das Maximum an Bereitschaft und Opfermut, an geistigen und materiellen Werten mobilisieren kann." Selbstverständlich läßt er keinen Zweifel darüber, wem er dies zutraut. Wer wollte allerdings daran zweifeln, daß die Palästinenser mit ihrer Intifada Bereitschaft und Opfermut zur Genüge bewiesen haben – also müssen sie wohl an der Mobilisierung geistiger und materieller Werte scheitern. Man sollte in diesem Zusammenhang nicht vergessen, daß die 30. UNO-Vollversammlung im November 1975 den politischen Zionismus als Rassismus verurteilt hat.

Zum anderen habe ich eine der Begründungen für die Annexion der Golanhöhen zitiert: „Die Siedlungen des Oberen Galiläa dürften nicht wieder in die Reichweite der syrischen Gewehre kommen." Spätestens seit dem zweiten Golfkrieg, als vom Irak abgefeuerte Raketen auf Ziele in Israel niedergingen, ist die Reichweite von Gewehren kein Argument mehr. Wenn es tatsächlich um die Sicherheit Israels und seiner Bürger geht, so kann sie nur durch einen umfassenden Frieden erzielt werden; und dieser ist gewiß nur durch die Rückgabe aller im Sechstagekrieg eroberten Gebiete zu erzielen. ■

Helmut RIZY ist Schriftsteller und Journalist.

Enthülltes Weibliches – De/maskiertes Sexuelles

Krista Beinstein, Theater der Ekstase. Konkursbuch-Verlag Claudia Gehrke, Tübingen 1995, 160 Seiten, 295 Schilling.

Die Erotik- und Aktfotografie peilt die Befriedigung des Sehlüsterden an. Der voyeuristische Blick des Kameraauges gibt die Sicht auf ein Arrangement der sexuellen Entblößung frei. Die Inszenierung folgt vornehmlich einer Männerperspektive und wird meist für Männeraugen ausgestaltet. Dabei sind Frauen als bevorzugte Objekte das gewöhnlich Dargestellte. Im abgebildeten Weiblichen steckt die Illusion des begehrten Anderen und Fremden. Die Aufnahmen sollen eine verzaubernde Lust oder auffordernde Hingabebereitschaft vermitteln. Wo der moralische Anspruch, Körper schamhaft darzustellen, durchbrochen wird, zeigt die Großaufnahme weibliche Geschlechtlichkeit. Von ihr wurde längstens erzählt, daß sie mangelhaft sei und somit nichts darstelle. Und doch ist inzwischen von diesem Nichts nichts verborgen geblieben.

Der neueste Fotoband „Theater der Ekstase" von Krista Beinstein rückt ebenfalls das gewöhnliche Objekt Frau ins Licht. Aber wie in ihren bisherigen Arbeiten durchbricht die österreichische und in Hamburg lebende Künstlerin die übliche Sichtweise erotischer Zurschaustellung weiblichen Begehrens.

Enthüllen

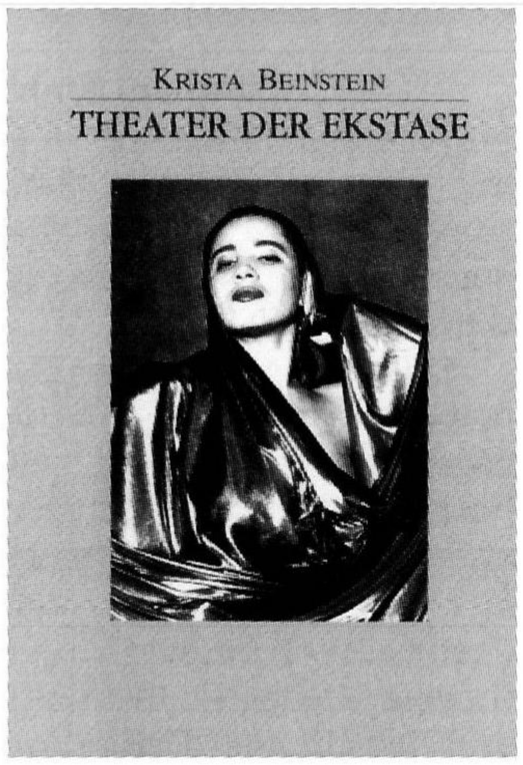
Der Titel verweist auf ein Schauspiel, Einblick gewährend auf ein Aussichheraustreten (griechisch: ékstasis). Ins Rampenlicht gestellt, umgesetzt in konturenreiche Schwarz-Weiß-Bilder, zeigt sich aber nicht das – mythische – Ewigweibliche. Die Bildakteurinnen, auch die Künstlerin selbst, demonstrieren nicht lüsterne Hingabebereitschaft, sondern demontieren den Mythos weiblichen Mangels an eigenem Begehren. Es handelt sich dabei um ein Anbieten ohne Anbiederung. Es ist eben nicht das altbekannte Muster von abgebildeten Objekten zur Lustförderung, die sich unbekannten männlichen Augen präsentieren.

Als Vorreiter dieses durchbrochenen Wahrnehmungsschemas zählt vor allem der 1989 verstorbene amerikanische Fotograf Robert Mapplethorpe. Seine technisch und ästhetisch perfekten Aufnahmen unbekleideter Schwarzer leiteten einen stilistischen Wandel ein. In dieser Tradition stehen auch die Aufnahmen von Herlinde Koelbl. Sie brach Mitte der 80er Jahre mit einem weiteren strukturellen Muster: Eine Frau lichtete nackte Männerkörper ab. Sichtbar wurde das, was gar nicht so gerne – vor allem von heterosexuellen Männern – gesichtet wird: die männliche Intimsphäre.

Beinsteins Fotoband ist als künstlerische Reportage zu verstehen. Ganz durch ihre unverwechselbare Handschrift erfolgt ein Passieren, Überqueren und Durchbrechen – bis hin zu Darstellungen unbegreifbarer Abgründe weiblicher Sexualität. Weibliche Lust, arrangiert aus der Perspektive einer Frau, überschreitet Zuschreibungen und Erwartungen. Wo nichts im Klischee hängen bleibt, wird eine maximale Sichtbarkeit auf weibliche Begehrensvariationen geboten. Tabubrechend bei Lust und Sex, wo Sinnlichkeit mit Grausamkeit verwandt wird, erscheint Bekanntes fremd und Vertrautes außergewöhnlich. In den Fotografien, wie auch in ihren Videoarbeiten, schafft es Beinstein, das Wirkliche ins Absurde zu rücken.

Überschreiten

Die Perspektive folgt eben nicht der Repräsentation der Lust nach dem Anderen, sondern veranschaulicht ein Verlangen im Eigenen und zum Selben. Aber gerade mit der Diktion der Überschreitung des Erwartbaren wird eine Transformation dargestellt. Weder hetero- noch homogene Muster sind in den fotografischen Arrangements eindeutig bestimmbar, wodurch der Raum des Transvestiten erschlossen ist.



Das Aufbrechen des dualistischen Rasters weiblich und männlich wird durch die Darstellung einer doppelten Geschlechtlichkeit erreicht. Der weiblichen Mitte sind männliche Attribute angehängt: durch Dildos oder durch die Ahnung des Hermaphroditischen. Das Aufscheinen des phallischen Fetisches ruft die Wirkung des Zuviels hervor. Und doch wird nicht der Eindruck der Kopie des Männlichen oder des darüber hinausgehenden zwitterhaften Begehrens erweckt. Durch die Art der Beschmückung des vertrauten Wesens Frau wirkt dieses indiskret, da der kastrierte Akt aufgehoben scheint. Das Ausgleichen geschlechtsspezifischer Differenzen führt eben ins Transvestite. Trotzdem wird durch dieses Nivellieren des weiblich-männlichen Unterschiedes nicht Androgynität im Sinne eines dritten Geschlechts geschaffen. Das Weibliche wirkt vielleicht grotesk, aber es wird als Weibliches weder verlassen noch aufgehoben. (Anders ausgedrückt: Obzwar Hermaphrodit, es dominiert „Herma".)

Andere Geschichten beschreiben die Auflösung der Trennung zwischen Mensch und Tier. Diese fein säuberlich gezogene Grenze darf gerade im Sexuellen überschritten werden, wo sich das Triebhafte zum Animalischen wandelt. Aufgenommen ist dies hier durch das Material Fleisch, das unvertraut in Form von Tiergedärmen als Spielzeug und Dekoration auftaucht.

Selbst die Dichotomie von schwarz und weiß, trotz schwarz-weißer Fotografien, wird geknackt, wo eine schwarze Frau mit afrikanischen Masken erscheint. Nicht das Fremde und Besondere steht hingebungsvoll im Raum und besticht das Auge. Das Objekt der Begierde ist eine Fordernde, im Ritual ihrer eigenen Geschichte denkbar. Die Szenen wirken exotisch, wobei die Akteurin aber ihre Selbstbehauptung ausspielt: BetrachterInnen können sich dort, wo sich das Voyeuristische ins Anschauen einschleicht, ertappt fühlen.

Neben den maskierten Überschreitungen eingewöhnter Muster, durchqueren weitere Arrangements Erotik-Szenarien. Eine Station zeigt Piercing und Cuting in der Faszination zwischen Verletzung und Verschönerung. Selbstverständlich fehlent zur Abrundung weiblicher Begehrensvariationen auch Aktdarstellungen im sado-masochistischen Ambiente nicht.

De/Maskieren

Wer Krista Beinsteins Arbeiten verfolgt (mit dem Beginn „Obszöne Frauen", dann „Im Rausch der Triebe", „Gewaltige Obsessionen" und „Rituale der Begierde"), kann einen neuen Zug in ihrer jüngsten Veröffentlichung aufspüren. Besonders ihre tabubrechenden Aufnahmen vermitteln manchmal eine Angespanntheit von Um-jeden-Preis-wollend. Statt eines Hinausbrüllens ist jetzt auch eine zärtlich-zarte Preisgabe zu vernehmen, möglich durch Spielhaftes und Varietéartiges. Ja, eine Ironie gegenüber der eigenen Inszenierungsweise enthebt Geschichten ihrer Ernsthaftigkeit und Theatralisches wandelt sich in Komisches.

Mit diesem neuen Fotoband folgt Beinstein aber auch weiterhin ihrer künstlerischen Erzähl-, Aufbereitungs- und Umsetzungsart. In jeder einzelnen Szene kann das Verlassen von Klischees festgemacht werden, obwohl oder gerade weil – inzwischen klischeehaft gewordene – Zeichen fremdartig eingesetzt sind. Das hier Enthüllte gibt einen Blick frei, der sich wiederum einer Maskerade gegenüber sieht.

Diese Arrangements demonstrieren eine Möglichkeit der Aufhebung geschlechtsspezifischer Starre. Variationsartige Spiele drehen sich um das Gleiche im Gleichen und setzen undenkbare Möglichkeiten frei. In ihrer Form der Entblößung verwendet Beinstein eine Maskierung, die unvertrautes weibliches Begehren demaskiert.

Barbara Stahl

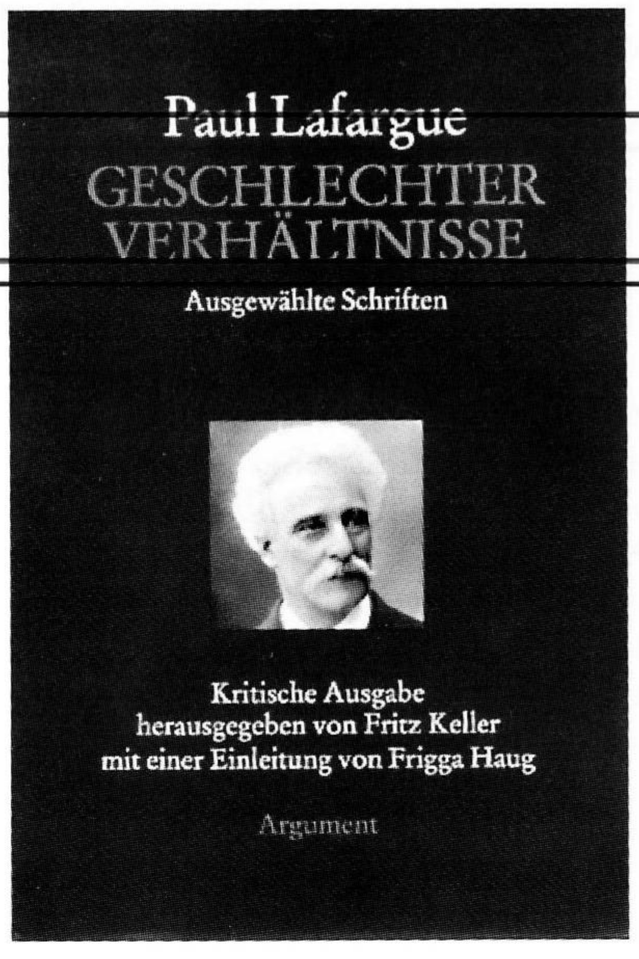
Geschlechterverhältnisse

Paul Lafargue, Geschlechterverhältnisse. Ausgewählte Schriften, herausgegeben von Frigga Haug und Fritz Keller, Argument-Verlag, Hamburg 1995, 324 Seiten, 375 Schilling.

Paul Lafargue (1842-1911) ist meist nur als jener Schwiegersohn von Karl Marx bekannt, der das „Das Recht auf Faulheit" proklamierte. Durch seine Geburt in Santiago de Cuba erhielt er als einziger Marxist seiner Generation frühe, hautnahe Eindrücke von der Rückseite der europäischen Expansionspolitik. In seinen Adern mischte sich das Blut von drei unterdrückten Völkern – er hatte schwarze, karibische, jüdische und französische Vorfahren.

Diese multi-kulturelle Herkunft sensibilisierte Paul Lafargue besonders für die Probleme der Frauen – war er doch als Mulatte in Paris und London tagtäglich mit einem Rassismus konfrontiert, dessen Vorurteile denen des Anti-Feminismus weitgehend glichen.

Daraus resultierte lebenslanges Engagement gegen das Patriarchat. In Paris wurde er zum Mittler zwischen den Feministinnen aus der Generation der Commune-Kämpferinnen (Louise Michel, Paule Mink) und berühmten Exilantinnen Clara Zetkin und Alexandra Kollontai.



● Clara Zetkin, die aus dem Wilheminischen Deutschland geflüchtet war (sie formulierte 1899 auf dem Gründungskongreß der II. Internationale das Credo der sozialistischen, 1920 die Richtlinien der kommunistischen Frauenbewegung).

● Alexandra Kollontai, die aus dem Zaren-Reich entkommen war (ihr Name ist untrennbar mit den Versuchen zur sexuellen Emanzipation kurz nach der russischen Revolution verbunden).

Lafargue propagierte die von seinem Freund und Gönner Friedrich Engels in der Schrift „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates" zusammengefaßten Theorien. Aber er trug auch selbst unkonventionelle Ideen bei. Zu einer Zeit, als der „physiologische Schwachsinn des Weibes" noch als wissenschaftlich fundiert galt, propagierte er zum Beispiel die Frauenbefreiung als zentral für eine mögliche Höherentwcklung der gesamten Menschheit. Und Höherentwicklung bedeutete für ihn Rückkehr zum herrschafts- und privateigentumslosen Matriarchat auf neuer technologischer Grundlage: Dann wird „die Moral, die das Hirn der Zivilisierten verstopft, einem entsetzlichen Alptraum gleich verblichen sein" und es mag sein, daß „dann [...] eine andere Moral die Menschen verpflichten wird, flatterhaft zu sein".

Mit diesen der Orthodoxie zuwiderlaufenden Häresien begründete Lafargue eine eigenständige Denktradition. Otto Groß und Wilhelm Reich (mit ihren Vorstellungen einer mutterrechtlich strukturierten klassenlosen Gesellschaft) sowie Ernest Borneman (mit seiner These von einer Überwindung des Primats der Genitalität durch eine Rückkehr zu jener präoralen Phase, in der Hautkontakt und Zärtlichkeit dominieren) haben seinen hedonistischen Marxismus weiterentwickelt. ■

Hegel mit Lacan

Slavoj Zizek, Hegel mit Lacan, Riss – Extra 2, Riss-Verlag, Zürich 1995, 136 Seiten,
ISBN 3-9520593-1-5 (Der Preis ist nicht eruierbar, da das Buch im Bücherverzeichnis der Buchhändler nicht aufscheint. Sorry!)

Mit der Entdeckung, daß „das Ich nicht Herr im eigenen Hause ist", hat Freud unserem modernen, aufgeklärten Selbstbewußtsein eine, in ihrer Dimension noch immer nicht annähernd akzeptierte narzißtische Kränkung bereitet. – Wie aber könnten wir auch die Radikalität dieser „Ungleichung unserer selbst" begreifen, – stützen sich doch die unserem analytischen Denken zugrunde liegenden Begriffe, wie sie uns aus der klassischen Philosophie überkommen sind, auf die Harmonie eines selbstidenten Bewußtseins? Hieße dies also nicht, den Widerspruch, die Differenz, die Kontingenz, das Äußere, die Zeitlichkeit, den *Mangel*, das Verfehlen, den Anderen und dergleichen mehr als konstitutiv für uns selbst und unser Denken hinzunehmen? Und wie wäre das auch auf der Basis unseres herkömmlichen narzißtischen Begriffsapparates ohne weiteres möglich? Müßte hierzu nicht alle Philosophie die eigene Sprachlichkeit und ihre zeitlose Konzeption zur Disposition stellen? – Dies sind jedenfalls – und das haben die Analytiker vom Schlage eines Lacan erkannt – die Fragen, die und denen sich eine radikale Psychoanalyse heute zu stellen hat.

Sich mit klassischer Philosophie psychoanalytisch auseinanderzusetzen, wie dies etwa der Philosoph und Psychoanalytiker Slavoj Zizek seit vielen Jahren betreibt, ist daher gewiß mehr als jene schrullige psychoanalytische Manie, alles und jedes, und damit auch unsere Vordenker, zu psychiatrieren. Es ist das vielmehr die unabdingbare Arbeit an den eigenen Voraussetzungen, die – um Lacan zu paraphrasieren – „retroaktive" Konstituierung der psychoanalytischen Theorie.

„Hegel mit Lacan" ist daher nicht einfach ein Buch für die Philosophen unter den Analytikern und analytisch Interessierten, – nicht nur ein Buch für Spezialisten. Das erklärt sich aus dessen Geltungsanspruch, für den sich die Durchdringung aller repräsentativen heutigen Theorie schließlich auch, wie die Analyse selbst, mit dem Alltäglichen und Profanen im Sinne einer theoretischen Praxis zu befassen hat. Alltagskultur, Film und Fernsehen bleiben dabei ebensowenig ausgespart wie Tagespolitik, Männerwitz und feministische „correctness".

Im Gegensatz zu dem, die Person Hegel direkt thematisierenden Buch Zizeks: „Der erhabenste aller Hysteriker", geht es in diesem neuen, kompakten Werk um eine übergreifende lacanianische Erörterung der heute aktuellen philosophischen Strömungen. Die Strukturen Hegelschen Denkens erweisen sich hier indirekt als ungeahnte Verknüpfungsmöglichkeiten mit revolutionärem Gehalt. Gerade dort nämlich, wo der Hegel der klassischen Lektüre obskur wird – man denke etwa an den absoluten Geist, oder den Übergang von Substanz zum Subjekt –, erweist sich dieser als kompromißlos konsequent in der Reflexion des eigenen Voraus-Setzens, – konsequent in einem Ausmaß, in dem er sogar logische Inkonsistenzen – wie etwa die Selbstaufgabe des Denkens im mechanischen Gedächtnis – als für den Prozeß des Denkens zuinnerst erforderlich zeigt. Entgegen der herkömmlich harmonisierenden Lesart der Hegelschen Dialektik, welche sich von vornherein um eine Einheit der Widersprüche bemüht, gelingt es hier Zizeks Hegel-Lektüre, die inneren Widersprüche des dialektischen Geschehens in ihrem „extimen" und zutiefst exzessiven Charakter zu erfassen. Erst in der logischen Zeit, im geistigen Durchleben des Verfehlens – denn wir müssen immer erst in die Falle gehen! – macht der dialektische Prozeß rückwirkend Sinn.

Dergestalt, so könnte man sagen, nimmt Hegel die über Lacan und dessen linguistische Sichtweise entwickelte Sensibilität für „den Mangel" und „das Verfehlen" als Voraussetzung der individuellen Subjektivität vorweg. Das Subjekt verwirklicht sich zweifellos aktiv, aber aus Mangel an sich selbst, und daher in der inversen subjektiven Zeit des „immer schon", – es ist schließlich „ein Effekt, der seine Ursache zur Gänze selbst setzt".

Wie aber läßt sich eine derart paradoxe Entität, nämlich die des Subjekts, überhaupt begreifen? Stoßen wir hier nicht in der distanziert neutralen, geschlossenen und statischen Struktur der herkömmlichen Logik auf unüberwindliche Hindernisse? Braucht es uns also zu verwundern, daß Lacan – ebenso wie viele andere Denker, welche heute die strukturellen Inkonsistenzen innerhalb der Philosophie selbst thematisieren – Zuflucht zu topologischen Modellen nimmt? Im topologischen Modell ist – und das ist der Vorteil des Bildlichen – der Teil und das darin repräsentierte Ganze „immer schon", zugleich, anwesend. Es kann aber die Beziehung der Teile als analytisch faßbare *Bewegung* innerhalb des – eigentlich erst als Produkt des Prozesses existenten – Modells vorweggenommen und damit veranschaulicht werden. Die der Struktur des Modells eingeschriebene zeitliche Dimension ist so für das Verständnis des Betrachters frei verfügbar. Nur über das *Einsteigen* in das Modell aber, und im Durcharbeiten seiner Möglichkeiten, – im Durchleben seiner logischen Zeit also – kann das darin Transportierte in einer Weise erfaßt werden, in der das Denken immer schon über sich selbst hinaus geht. Hier kann man, ja muß man sich Fehler leisten, sie sind Teil der Struktur. So gesehen hat auch Lacan selbst, wie Zizek betont, seine Arbeit als ein „work in progress" dargelegt, – auch wenn das für so manch „verschulten" Lacanianer eine narzißtische Kränkung seiner strukturell feststehenden lacanschen Wahrheit bedeuten könnte.

Die Aktualität von Zizeks Arbeit liegt jedoch nicht einfach in der Vermittlung von Hegel und Lacan. Es ist dies vielmehr die darüber realisierte Möglichkeit, jene heute die Anschauung der Intellektuellen prägenden, aktuellen philosophischen Strömungen in ihren Gemeinsamkeiten und Gegensätzen zu verstehen.

Ausgehend von der Freudrezeption in der Frankfurter Schule würdigt Zizek die radikale Sicht Adornos und Marcuses, welche dem Unbewußten eine sozialhistorisch *primäre*, weil die Psyche *innerlich* strukturierende, Rolle zuerkennt. Demgegenüber seien die, um intersubjektive Ausgeglichenheit bemühten, *äußerlichen* Sozialisierungstheorien der verschiedenen Spielarten psychoanalytischer Revisionismen, wie sie etwa von Adler über Fromm, Horney, Sullivan oder Allport, Frankl, Maslow bis zu Laing vertreten werden, zu Recht zu kritisieren. Auch Habermas, dessen Idealisierung der „selbstreflexiven Macht der Sprache" das in seinem Wesen dezentrierte Individuum vorschnell mit sich selbst und der Gemeinschaft versöhne, falle in ähnlicher

Weise auf eine harmonisierende Interaktionstheorie zurück. Lediglich Adorno und Marcuse seien in der Lage, einen *konstitutiven Mangel*, das Fehlen eines der Theorie zugrunde liegenden „wahren Selbsts", in ihrem Denken zu ertragen. In diesem Sinne habe auch Adorno über seine Theorie der „repressiven Entsublimierung" wertvolle Einsichten in die psychische Grundlage ideologischer Prozesse gewonnen. Im Besonderen sei es ihm damit gelungen, die das Individuum paradox stabilisierende Funktion eines kurzgeschlossenen Es und Über-Ich (gegenüber der Dynamik des Ichs), wie dies in den totalitären Gesellschaften erfolge, zu bestimmen. – Letztlich sei jedoch ohne weiterentwickelte psychoanalytische Theorie der Begriff der repressiven Entsublimierung allein wieder zu einer Selbstauslöschung verurteilt, zumal dieser nur ex negativo bestimmt werde. Subjektivität könne damit noch nicht hinreichend als *Motor* der gesellschaftlichen Entwicklung erfaßt werden.

Erst die Entdeckung einer, die Geschlossenheit des gegebenen symbolischen Systems überschreitende, exzessive Subjekt*ursache*, wie sie etwa mit dem nicht symbolisierbaren Lacanschen Realen als die traumatische Ursache des Subjekts existiere, sei in der Lage, die komplexe, *simultan-aktive* Genese von individuellem Subjekt und dem symbolischen Universum der Gesellschaft analytisch zu durchdringen.

In diesem Rahmen wird auch klar, daß „Sinn" nicht ein für alle mal gegeben sein kann, sondern als Teil der Genese von Subjekt und Gesellschaft immer wieder geschaffen wird. Nicht-Sinn funktioniert daher immer schon als eine innere Konstituente für das Feld des Sinns. Unter diesem Aspekt gelingt es Zizek, Querverbindungen zwischen Lacan und der Differenzphilosophie von Gilles Deleuze aufzuzeigen, welcher das „Oberflächenereignis" des Sinns einer „opaken Tiefe des Körpers" gegenüber-

stellt. Der materialistische Kern, in dem Lacan und Deleuze übereinstimmen, besteht vor allem darin, daß beide die Ankunft des „Sinn-Ereignisses" nicht auf irgendeine transzendente äußere Macht zurückführen. Das Sinn-Ereignis entspringt vielmehr aus der Ausweglosigkeit des sexualisierten Körpers selbst, – wobei der sexualisierte Körper hier – entgegen jedem Biologismus – die dem Körper rückwirkend eingeschriebene gesellschaftliche Differenz bedeutet.

Gegenüber Lacan scheint Zizek jedoch an Deleuze zu kritisieren, daß dieser die Achse Symbolisch-Real (ebenso wie L. Althusser) nicht hinreichend thematisiert habe. Dabei bestehe schließlich wieder die, aus der orthodoxen Phänomenologie eines E. Husserl bekannte Gefahr, Sinn und Realität – bei psychotischer Leugnung der symbolischen Ebene – kurzzuschließen.

Im letzten Teil seiner Arbeit nimmt Zizek auch zu einem der populärsten Postmodernen, J. Derrida und dessen Dekonstruktivismus, Stellung. Dieser sei im besten Sinne postmodern, wenn er mit großer Sensibilität die, im gesellschaftlich-offenen Subjekt vollzogenen Konfrontationen konträrer Entitäten und die Kurzschließung gänzlich voneinander verschiedener Universen aufspüre. Indem Derrida jedoch den „exzessiven ersten Schritt" in der Genese des Subjekts nicht anerkenne, sei er auch nicht in der Lage, die Asymmetrie und die Dynamik in dessen Vollzug der permanenten Selbstkonstituierung zu verfolgen. Damit neutralisiere er gleichsam sein an sich offen konzipiertes Subjekt. Er erkenne zwar, daß das Subjekt als ein offenes in seiner Selbstbestimmung fundamental scheitern müsse, sei jedoch in seiner Dekonstruktionsarbeit darin gefangen, das Motiv, daß die Rückkehr zu sich selbst zum Scheitern verurteilt sei, immer nur – und zwar endlos – zu variieren. Er berücksichtige dabei nicht konsequent genug, daß, wie Hegel feststellt, das Selbst, zu dem wir zurückkehren, nicht mehr dasselbe ist, das wir verloren hatten. Damit wird die performative Dimension des Scheiterns und der darin vollzogene Prozeß nicht als eine innere Konstituente der Subjektgenese schlechthin erkannt. Nicht einfach als ein konstitutionell gespaltenes, nur als ein *tatsächlich und immer wieder gebrochenes* kommt ein – gesellschaftliches – Subjekt zur Existenz! Wird die ebenso *irreversible wie retroaktive* Dimension dieses Prozesses nicht gesehen, so ist schließlich einer sentimentalen „Metaphysik der Präsenz", welche einem überhöhten Augenblick der Wahrheit verhaftet bleibt, Tür und Tor geöffnet.

Was also vermag Zizeks Buch letztlich zu bieten? – Ist es, skizzenhaft kurz und oft fragmentarisch, ein lacansches „work in progress", oder schließlich doch die heimliche Kanonisierung von Lacans Lehre als der Weisheit letzter Schluß? – Sollte der Leser danach trachten, sich eine Schulweisheit verabreichen zu lassen, so ist die Gefahr des letzteren sicher nicht von der Hand zu weisen: Der Rezipient wird dann wohl in einem philosophischen Ghetto anlangen, dessen Mitglieder sich bald nur mehr über das eigene Vorverständnis und über einen, zum Geheimcode vertrockneten Begriffsapparat verstehen können.

Dieses Buch vermag seine Qualität also sicher erst dann zu entfalten, wenn es Leser mit anderen, eigenständigen Ansprüchen findet. Erst wenn man sich den Querverbindungen der verschiedenen Denkrichtungen öffnet und sich auf das Abenteuer des Denkens in unterschiedlichen Terminologien einläßt, – mit einem Wort also: wenn man bereit ist dem Buch „in die Falle zu gehen", dann wird Zizeks Arbeit zu einem philosophischen Erlebnis der eigenen Aktivität. – Und die Kritikfähigkeit des Lesers? Gewiß, die ist dabei bedroht, aber in dem Sinne, indem sie nur durch Bedrohung *entwickelt* werden kann. Wie jede Betrachtung aus einer Perspektive von *innen*, erfordert daher der „Moment der Schließung" solch eines Buches immer noch eines: zurückzugreifen und es nochmals zu lesen.

Peter Moeschl

isw *sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V.*

analysen fakten & argumente

isw-report
(erscheint vierteljährlich,
z. T. mit beigeheftetem wirtschaftsinfo)
DM 5,- plus Versand (Jahresabo: 30,- DM)
MedienMultis und MultiMedia
(Nr. 22, Januar 1995)
Kerneuropa - Keim zur Weltmacht
(Nr. 23, April 1995)
5 Jahre neue Bundesländer
(Nr. 25, Oktober 1995)
Cash - Crash - Casino-Kapitalismus
(Nr. 26, Januar 1996)
Neue Arbeitswelten - lean production, lean society (Nr. 27, April 1996)

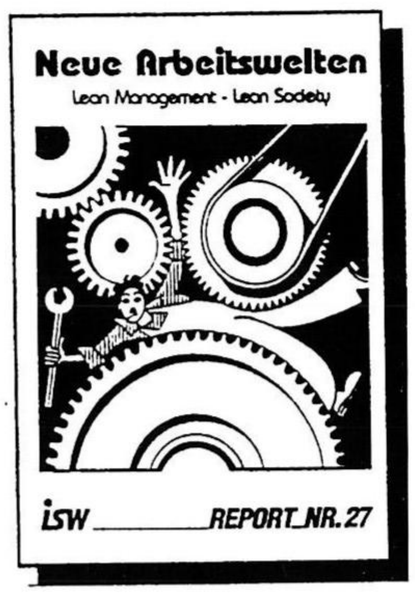
isw-spezial
Strategische Waffenbrüderschaft Deutschland-Türkei
(Nr. 8, April 1995), DM 5,- + Versand

isw-wirtschaftsinfo extra
Ausbildung & Übernahme
(Nr. 23, Sept. 1995) 4,- + Versand
Von Krise zu Krise - Standortkrieg und Beschäftigungspolitik
(Nr. 25, April 96), DM 5,- + Versand

wirtschafts- und grafikdienst
Multimedia (Nr. 1, Okt. 95), DM 7,- + Vers.
Reichtum u. Kapitalmacht in Deutschland
(Nr. 2, Nov. 95), DM 8,- + Versand
Steuern (Nr. 3) erscheint im Mai 1996

Prospekte anfordern, bestellen, abonnieren, fördern
isw sozial-ökologische
Wirtschaftsforschung e.V.
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München,
Fax 089-168 94 15

Neu bei isw!



demontage
Zeitschrift für Politik und mehr

Die politische Vierteljahreszeitschrift mit Kritiken und Analysen zum Zeitgeschehen

Erhältlich in guten Buchläden oder direkt bei demontage:
Postfach 73
A-1040 Wien
TEL 5046530
FAX 5043932

Probeexemplar gratis oder
Jahresabo öS 80,-/DM 15,-/sFr 15,-
(für 4 Ausgaben)

Lesen Sie NUR weiter ...

... wenn Sie sicher sind, daß die Blattlinie dieser Zeitschrift eindeutige Abgrenzung von Gewalt und Ablehnung von Gesetzesbruch beinhaltet! Laut ÖVP-Mediensprecher Molterer trifft dies auf folgende Publikationen nicht zu*:

akin **EKG** - EuropaKardioGramm ***Die Linke***

Unitat **ZAM** - Zeitschrift für Antimilitarismus

Die letzten vier wurden entgegen der Empfehlung des parteiübergreifenden Publizistikbeirates erstmalig aus politischen Motiven von SPÖ und ÖVP von der Publizistikförderung ausgeschlossen. Zahlreiche weitere, seit Jahren geförderte Publikationen, darunter die *akin,* wurden bereits vom Beirat abgelehnt. Die Aberkennung dieser Förderung reißt ein gewaltiges Loch in die wirtschaftliche Gebarung der betroffenen Zeitschriften.

Ihr Interesse an dieser kritischen Öffentlichkeit in Österreich entscheidet, Spenden sind willkommen und notwendig:

Konto 10010 670 581 bei BAWAG, BLZ 14000

* Sie kennen diese Zeitschriften nicht? **Gratis Probepaket anfordern:** EKG/ZAM, Schotteng. 3A/1/59, 1010 Wien, ✆: 0 222-53 51 106

Z Zeitschrift Marxistische Erneuerung

7. Jahrgang, Nr. 25,
März 1996, 224 Seiten

Rosa Luxemburg 1871 - 1919
Heiner Müller 1929 - 1995

Schwerpunkt:
KLASSEN UND KLASSENTHEORIE HEUTE (II)

Stiehler - Totalität und Subjektualität / Bischoff - Klassengesellschaft - Kulturkrise / Sauermann - Historisches Subjekt / Peter - Industrielle Beziehungen / Dietzel - Klassen, Milieus, linke Politik / Tjaden-Steinhauer u.a. - Klassenbegriff und Formationstheorie / Kofler - Elite

Und: Schaff - Marxismus / Förster - Aufklärungsphilosophie bei Marx / Herrmann - Anthropogenese / Nick - Eigentumsfrage / Krusch - KPD und SPD / Jung - Hobsbawm

Linke Politikansätze in D (IV): Höpcke - Evolutionistische Arbeit für Sozialismus

Tagungsberichte: Gewerkschaftslinke und DGB-Programmdebatte / Internationalisierung, Finanzkapital, Maastricht II / Faschismusforschung

Diskussion / Kritik / Zuschriften und 30 Seiten Buchbesprechungen und Annotationen

Einzelpreis: 18,- DM (zzgl. Versand);
im Abo: 54,-; Auslandsabo DM 60,-
(4 Hefte/Jahr incl. Versand).
Älteres Probeheft: 10,- incl. Versand.

Bezug: über den Buchhandel
(ISSN 0940-0648) oder direkt:
Z-Vertrieb,
Kölner Str. 66,
60327 Frankfurt/M.
Tel. 069/7392934

»Weg und Ziel«-LeserInnen-Forum

Diskussion der Artikel des Schwerpunkts „Liebe, Sex & Sinnlichkeit"

mit
Julius Mende
Franz Schandl
Maria Wölflingseder

Mittwoch, 19. Juni 1996, 19^{30}
im Kulturzentrum Siebenstern
Siebensterngasse 31
1070 Wien

Anschließend
FEST!

»Weg und Ziel« – Abo

Hiermit bestelle ich

- ❍ ein Jahresabonnement von »Weg und Ziel« 5 Hefte 200,- öS (Ausland 35 DEM).
- ❍ ein »Weg und Ziel«–Probeheft.

Name und Anschrift:

Unterschrift

»Weg und Ziel« Trattnerhof 2/14, 1010 Wien, Tel.: 0222/ 533 60 23

P.b.b. Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1020 Wien